KIND, JÜNGLING, MANN: SELBSTERLEBTES AUS KRIEGS- UND FRIEDENSZEITEN...

Berthold Roy





LIBRARY OF THE
·OHIO·STATE·
·UNIVERSITY·



Kind ❋ Jüngling ❋ Mann.

Kind
Jüngling ❀ Mann.



Selbsterlebtes

aus

Kriegs- und Friedenszeiten (1840—1871).

In kleinen Culturbildern

für

Jung und Alt

geschildert von

Berthold Roy.

Motto.

Greift nur hinein in's volle Menschenleben:
Ein Jeder lebt's, nicht Vielen ist's bekannt;
Doch wo Ihr's packt, da ist's interessant.

Göthe.

Berlin 1895.

Verlag der Liebelschen Buchhandlung,

SW., Dessauerstraße 19.

Vorwort.

Ein halbes Jahrhundert, wenn es vor uns liegt, dünkt uns eine Ewigkeit, und ist es entflohen — ein Traum. — Aber welche Geschichte kann sich schon in einem menschlichen Leben, dessen Durchschnittsdauer auf 33 Jahre geschätzt wird, ereignet haben, mit weit in die Zukunft sich erstreckenden Wirkungen! — Wer die letzten fünfzig Jahre, wie der Verfasser, durchlebt hat, weiß, welcher Wandel in den Anschauungen, Einrichtungen und Lebensinteressen aller Art sich, allmälig zwar und im gegebenen Augenblick fast unmerklich, aber stetig vollzogen hat.

Ueber die in diesem Zeitraume eingetretenen weltgeschichtlichen Ereignisse, über Erfindungen von früher nie geahnter Tragweite, über staunenerregende Entdeckungen und über folgenreiche Kulturentwickelungen, — sind umfangreiche Werke aller Art bereits geschrieben worden. Wie aber sich ein solcher Wandel der Dinge vor den Augen des einzelnen Zeitgenossen abgespielt, — wie weit diesen die allgemeine Entwicklung berührt hat, und wie weit ein solcher, sei es als Zuschauer oder als Mitwirkender bei den großen Dramen der Weltgeschichte seiner Zeit betheiligt gewesen ist: — das von Anderen mündlich oder schriftlich zu erfahren, ist — dem Verfasser dieses Buches wenigstens, — immer höchst anziehend und lehrreich gewesen. Er schließt daraus, daß auch seine Sondererlebnisse und Beobachtungen bei gleichgestimmten Seelen einer gewissen Antheilnahme nicht ermangeln werden.

L. Börne wird wohl recht haben, wenn er schreibt, daß, wenn ein Schriftsteller etwas Neues und Gutes schreiben wolle, er nach keinem Buche fragen, sondern das aussprechen müsse, was er auf dem Herzen habe, und zwar in der Weise, wie es ihm sein eigener Geist eingebe.

Hat doch jedes Menschenleben einen bestimmten, eigenartigen Inhalt, und so wenig an demselben Baum ein Blatt dem andern völlig gleicht, so wenig werden die Schicksale der Menschen bei selbst gleichen Lebensverhältnissen sich einander decken.

Vielen wird es ja ergangen sein, wie dem Verfasser, der aus kleinen, beschränkten Verhältnissen eines ländlichen Stilllebens allmälig in weiter ausgedehnte Lebenskreise versetzt worden ist; aber da ein Jeder von uns andere Schauplätze vom Geschick angewiesen erhielt, so werden auch die Beobachtungen derselben gleichzeitig erlebten Vorgänge eine verschiedene Ausbeute der Erfahrung für jeden Einzelnen ergeben.

Die bejahrten Krieger, welche die letzte hohe Zeit Deutschlands miterlebt und miterkämpft haben, treten einer nach dem andern von der Schaubühne dieses Lebens ab; es wird aber manchem unserer Söhne und Enkel nachmals wichtig genug erscheinen, neben den großen Schlachtgemälden auch etwas von der Kleinmalerei aus ihrer Vorväter Zeit zu erfahren.

So möge denn dieses Buch, das einer guten Sache dienen will, geneigte und nachsichtige Leser finden.

Berlin, im November 1894.

Der Verfasser.

Inhalt.

Erstes Buch. Kind (1840—1853).

Seite

1. Abschnitt. Land und Leute meiner Heimath vor 50 Jahren 3
Auch eine Heimath der Wehrleute der v. Kummerschen Helden-Division vor Metz 5
Lebensweise der Landleute (Hauländer) 6
Spinnrockstuben 9
Spuk- und Geister-Geschichten 10

2. Abschnitt. Stätte meiner Geburt. Leben einer Kleinstadt 12
Unterschied zwischen Polen und Deutschen 12
Handwerk, Familie und Innung 13
Stadt und Land 15
Wochen- und Jahrmärkte 16
Religionsstreitigkeiten 18
Auswanderung nach Amerika und Australien . . . 19
Einer Wehmutter Heldenthum 20
Originale: Tausendkünstler, Schauspieler und ländlicher Weltweiser 23
Der ländliche Arbeiter 27
Soziale Fragen auf dem Lande 28
Was braucht jeder Mensch zum täglichen Brod? . 28

3. Abschnitt. Früheste Erinnerungen.
Frühester Anschauungs-Unterricht . 31
Schädlichkeit des Bewunderns 31
Bestrafte Naschhaftigkeit 31
Eine Fahrt auf Tod und Leben 32

	Seite
Die Natur als Erzieherin	33
4. Abschnitt. Schulzeit (1846—1854)	37
Erziehungsweise und Züchtigungen	38
Hirtenleben	40
Erstes Herzeleid	40
Theuerung 1847	41
Polnischer Aufstand 1848	42
Volksthümliche Kunstpflege	44
Erste Mal- und Dichtversuche	47
Unterbrochene Alterthumsforschung	51
Abhärtungslehren und Uebung	52
Eine Millionen-Erbschaft	56
Ferien und Feste	57
Sprachstudien	68

Zweites Buch. Jüngling (1854—1863).

5. Abschnitt. Welcher Beruf? (1854—1857)	71
In Fieberphantasien	71
Ein Tag auf dem Dreifuß und bei der Polizei	72
Polnische Sprache	75
Vergehen und Verbrechen	79
In Gemeindeversammlungen	82
Unter Aktenwürmern	86
Eine Bauernhochzeit	89
Leiden eines Bogenschreibers	90
6. Abschnitt. Soldatenleben in Posen (1857 bis 1859)	94
Rekrutenleiden (1857)	97
Wachtanekdoten	102
Eine himmelhoch brennende Kerze	103
Regentschaft (1858)	105
Kriegsgerüchte (1859)	105
Mobilmachung 1859	105
Aeußeres Getriebe einer arbeitenden Kriegsmaschine	106
7. Abschnitt. In Schlesien (1859—1861)	107

	Seite
Kronprinz als Oberst	108
Oesterreich, Villafranca und schneller Friede	110
Gräber und Gerippe aus der Pestzeit	111
Die Uniform macht noch keinen Soldaten	112
Heeres-Umbildung	114
Schlesisches Himmelreich	115
Verkehr mit Studenten	119
Leben in Breslau	119
Couplets	120
In Glogau. Der König ist todt; es lebe der König (1861)	121
8. Abschnitt. Quartiermachers Freud und Leid (1861)	123
Abschied von Schlesien	123
Wanderlust	124
Stätten deutscher Größe	127
Was ist ahnen?	128
Der Druckerschwärze böser und guter Strom	136
Main, Rhein und Wein	137
Flohabenteuer in Mainz	137
Bei Bingens Mäusethurm	140
Lebensgefährliche Kirchweih auf dem Hundsrück	142
Berncasteler Doktor	144
Wallfahrer	145
Alterthümer in Trier	146
9. Abschnitt. Im Bundesdienst (1861—1863)	147
Herrliche Lage Luxemburgs	148
Viaducte	149
Polen als Soldaten und ihre Behandlung	150
Französische Sprache	153
Krönungsfeier 1861	155
Luxemburger Leute	157
Ein soldatenfreundlicher Jesuitenpater	158
Meine Tante — deine Tante	159
Improvisator	161

	Seite
Polnischer Aufstand 1862 in Rußland . .	163
Polnische Sendlinge in Luxemburg	163
Desertion, Fremdenlegion	163
Im Zuchthause	165
Ein Kaserneninspector als Mäcen	165
Preußische Politik	166
Bismarck tritt an's Ruder 1862	166
10. Abschnitt. Ausflug nach Frankreich auf Einladung	167
General Voigts-Rhetz	168
Nach Longwy	168
Soldatenfest von Belgiern, Franzosen und Preußen	168
Helden von Solferino, Magenta und Sebastopol .	169
Eine Tochter des Regiments	170
Chanson und Lied	174
Eine lateinische Disputation	174
Ein Elsässer als Mal- und Dichtcollege	176
11. Abschnitt. Noch in Luxemburg	177
50jähriges Jubiläum des Regiments	178
Coulissenmaler und Prologdichter auf Befehl . . .	178
Abschied	182

Drittes Buch. Mann (1863—1870/71).

12. Abschnitt. Auf der Mosel. Auf dem Rhein. Kleinstaaterei	187
Freiheit und Sorgen	187
In Köln	189
Eisenbahn- und Vogelflug-Fahrt schon vor 2500 Jahren vorausgesagt	190
Nymphen und Nixen des Rheins	191
Gesang über den Wassern des Rheins	192
Heinrich Heine's Muse	192
Beim Bundesrath	193
Deutsche Vielköpfigkeit und kleinstaatliche Misère .	193

	Seite
13. Abschnitt. In Thüringen (1863—1866) . .	194
Comthurritter, Patrizier und Hansaleute	195
Sprachlehrer und Versicherungsbeamter	197
Leihbibliothek	200
Schleswig-Holstein stammverwandt (1863)	200
Geheimnisse einer Buchhalterei	201
Der Thüringer ist lebens- und sangesfroh	203
Musikpflege	204
Gegner Bismarcks	205
Preußens Stellung zu Oesterreich 1866 . .	205
Attentat auf Bismarck, dessen Wirkung . . .	205
Ein Weiser auf dem Dreifuß	206
Seelsorge in den Gefängnissen	207
Mobilmachung 1866	208
14. Abschnitt. Auf dem General-Kommando in Magdeburg (1866)	209
Woher kommt Krieg und Streit	209
Woher des Magdeburgers Grobheit?	211
Inneres Getriebe einer mobilen Kriegsmaschine . .	211
Wie arbeitet der Generalstab?	212
Moltke's und v. Roons Handschriften	212
Generale von Schack, von Stosch, von Fransecki . .	213
Zwanziger Landwehr nach Langensalza	214
Bange Tage	214
Der deutsche Bund beschließt sein Todesurtheil . .	215
Königs-Proklamation	215
Preußens Stern erstrahlt	217
Besetzung Sachsens	218
15. Abschnitt. Beim Höchstkommandirenden im Königreich Sachsen (1866)	219
Verkehr mit Gentlemen	220
Hotelbeobachtungen	221
Verschanzung Dresdens	221
Hessens Churfürst a. D.	223
Preuß. Civilcommissarius v. Wurmb.	224

Seite

Flüchtlinge vor der Cholera 225
Einwohner Dresdens 226
Bismarcks Schrift 228
Opernhaus eröffnet 229
Privater Vorfriede zwischen Preußen, Oesterreich und Sachsen 229
Ein frommer General 231
Friede von Prag und des sächsischen Königs Rückkehr 232

16. Abschnitt. In Erfurt (1867—1869) 232
Cholera und Trauer, Todtentanz 232
Luxemburger Frage (1867) 234
Auf Freiers Füßen 237
In Bamberg 237
Gräber von Kaiser und Papst 237
Hochzeit 240
Besuch der Heimath 241
Heimath und Mutterliebe 242
Ein Sonntagsjunge 244
Lebewohl Thüringen! 245

17. Abschnitt. Als alter Student in Berlin (1869—1870) 245
Kühle Blonde und Strippe 246
Ein charaktervoller Student 248
Auf der Alma Mater 248
Neue Lehrmethode im Griechischen 249
Die Politik wird spanisch 250

18. Abschnitt. Kriegerische Vorspiele (1870) 251
König Wilhelm kommt aus Ems 251
Mobilmachung und schwerer Abschied 252
In Prenzlau und Stettin 255
Ein angesengter Pulverwagen 255
Zum Küstenschutz nach Bremen 256
Siege und allgemeiner Freudentaumel 259
Im Rathskeller Bremens 261
Schier 30 Jahre bist Du alt 261

Seite

Nach Frankreich! 261

19. Abschnitt. Bei Metz 262

Die Kanonen donnern, Eilmarsch 263

Schlacht bei Noisseville 265

Bluttriefende Prozession 266

Nacht des Todeskampfes 266

Sedanfeier bei Metz 267

Erster Gefangenentransport 268

Zwischen Pferdehufen 272

In Johanniterpflege 273

20. Abschnitt. Kreuz und Quer in der Champagne 273

Schlachtfeld der Hunnen bei Chalons sur Marne . 274

Es lebe der Champagner (Epernay) 275

Kampf hinter Särgen 275

In der Weinernte unter Dyonysos Stab (Avize) . 276

Ein feines Diner und beinahe gefangen (Reims) . 278

Werth der Freiheit 281

Gefangene rücken aus und Abenteuer 281

In Sillery, der schönen Gabriele's Heimath . . . 284

Ernste Aussichten 285

21. Abschnitt. Belagerung von Soissons. . . . 286

Erste Begrüßung 287

Nähr-Aether 287

Feuriges Kegelschieben 288

Bombardement und Feuersbrunst 290

Sieg und Hurrah inmitten der Trümmer 292

Betrachtung über Dank und Dankbarkeit 293

Abälard und Heloise, und der heilige Crispin . . 295

Die Uckermärker ergeben sich dem Götzendienst . . 295

22. Abschnitt. Recognoscirung, Belagerung und Streifzug in den Ardennen 296

Zu Laon 296

Bei Nacht und Regen um La Fère 296

Belagerung von Mezières 297

Seite
Franktireur-Ueberfall 298
Kesseltreiben in den Ardennen 298
Hochnothpeinliche Haussuchung 301
Im Kriegsgericht 301
23. Abschnitt. Streifzug in den Argonner Wald 302
Metz capitulirt und wir marschiren ab 302
Kochende Milch und Generalmarsch 303
Entdeckte Schätze 307
Küchenabenteuer 308
Zähmung der Widerspenstigen 310
In Vitry le François 312
Schwäbische und Bayerische Kameraden 313
24. Abschnitt. Im Departement de l'Aube 314
Arbeiterunruhen uud Typhus in Troyes 314
Eine Circusvorstellung 315
Schlaf, Traum und Tod 316
Wer kann trösten? 317
Schnecken 320
25. Abschnitt. Von Troyes wieder nach Reims 321
In Arcis sur Aube 321
In Chalons. Kaninchenbraten 321
In Reims 321
Weihnachten 322
Die Franzosen wollen nicht mehr mitspielen . . . 323
26. Abschnitt. Zur Deckung von Eisenbahnen an der Seine (1870) 324
Eine Maire stirbt vor Schreck 324
Ein Witzbold 325
Die Uckermärker „primen" oder kauen Tabak . . . 325
Pariser Flüchtlinge 326
Ein Kaldaunenkoch 327
Nächtlicher Besuch in Frankreichs goldener Aue . . 327
Neujahrsfeier 1871 328

Seite

27. Abschnitt. Als „Vice-Kommandant und Major vom Platz" 328
Mein Zug wird in ein Weindorf detachirt 328
Im Pfarrhause 329
Beim Maire des Kaiserreiches 330
Beim Dorfdoktor 331
Beim Maire der Republik 331
Ein Begräbniß und wandelndes Hutmuseum . . . 333
In der Kirche 333
Beim Generalsteuererheber 334
Gambetta legt neue Kloben in's Feuer 335
Deutschland erhält wieder einen Kaiser 336
Der neue Kaiser begrüßt die Deutschen in Waffen . 336

28. Abschnitt. Finale des Feldzuges . . 337
Preußische Manneszucht 338
Die Ortsobrigkeit wird vom Feind gestützt 338
Waffenstillstand 339
Einwohner und Mobilgardist 339
Bestrafte Geizhälse 339
Ein Grognard oder brummiger Haudegen 340
Kuhraub 341
Ein freiwilliger Abälard 341
Deutsche Fragen, französische Antwort 344
Wahlen zur National-Versammlung 344
Ein Friedensdiner 344
Ein Galeerensträfling als Meuchelmörder 345
Bei Nonnen 346
Ein Pole und Preußenfresser 348
Feierlicher Abschied 348

29. Abschnitt. Deutschland und Frankreich 349
Facit des Feldzuges in völkersittlicher Beziehung . 349
Der Franzose ist mäßig und sparsam 350
Nationalstolz der Franzosen 351
Der Deutsche, ein Freund der Familie und der Kinder 351
Kirche und Schule in Frankreich 351

Seite

Franzosen müssen mehr Sprachen lernen	352
Reformation und Katholizismus	352
Bigotterie und Atheismus	353
Felix Lacaze predigt Versöhnung der Nachbarn . .	353
Schöne Ideale	354
30. Abschnitt. Heimkehr	355
Im Viehwagen	355
Eine neue Art Musikkapelle	356
Die Pfalz scheint einst und jetzt zu vergleichen . .	356
Deutschland sieht kaiserlich aus	357
Herzlich willkommen in der Heimath!	357
Jubelfeste in Angermünde und Prenzlau	358
Der erste Hohenzollern-Kaiser hält mit dem siegreichen Heere feierlichen Einzug in Berlin . . .	359
Elsaß und Lothringen, des Reiches Morgengabe .	359
Mahnung an die Deutschen	360
Schlußwort	363

Erstes Buch.

Kind.

(1840—1853).

Wo seid ihr Stunden, fern vom Leide,
Als an der Eltern Gängelband
Mir in der Kindheit Unschuldkleide
War Gram und Kummer unbekannt?
Ach! — kehrst du roser Morgen,
Du süßen Traumes Glück,
Mir ohne bittren Sorgen
Wohl jemals noch zurück?

Erster Abschnitt.

Land und Leute meiner Heimath vor fünfzig Jahren.

Geboren bin ich 1840, in dem Jahre, in welchem auf Preußens Königsthron ein Hohenzoller stieg, dem zuerst Deutschlands Kaiserkrone angeboten wurde — an einem Bartholomäustage, dessen blutiger Vorgänger meine Vorväter einst aus Frankreich vertrieben haben soll.

Mein Geburtsort liegt in der nur wenig gekannten und noch weniger beschriebenen Provinz Posen, in einer Tiefebene, welche sich zwischen dem Warthefluß und der Obra, nördlich vom Obrabruche, hinzieht und sich nur an vereinzelten Stellen bis zu mehr als 100 Meter über den Meeresspiegel erhebt. In früherer Zeit mag auch dieser Theil, der, noch Moräste aufweisend, zeitweise Erkrankungen an Wechselfieber hervorruft, nur Bruch oder Sumpf gewesen sein, bis weithin durch das umliegende Gebiet gezogene Abwässerungsgräben den fruchtbaren, schwarzen, fettglänzenden Boden mehr und mehr trocken legten.

Meilenweit findet man jetzt saftige Wiesen, die mit einer außerordentlich zahlreichen, mannigfaltigen und lieblich blühenden Pflanzenwelt bestanden sind. Ein üppig gedeihendes Strauch- und Buschwerk sieht man fast überall, häufig untermischt mit Haselnuß- und Himbeersträuchern, welche, in meiner Nachbarschaft wenigstens, zur Zeit ihrer

Fruchtreife nur selten von den sonst findigen Nachbarbuben entdeckt wurden.

Hier und da möchten Weiden und Erlen dem Ganzen ein schwermüthiges Gepräge geben, aber Haine und Wälder von weißschimmernden Birken, dunkelgrün prangenden, oft sehr alten Eichen, auf denen man prächtige Hirschkäfer findet, sowie einzelne im Herbst hellrothe Früchte tragende Ebereschen beleben wunderbar das Gelände. — Auch an Buchen ist kein Mangel. Erhebt sich hier und da der Boden mit dünenartigem Flugsand oder mit fester sich zusammenschließendem Kies, so gedeihen dort stattliche Wälder von Tannen und Fichten, deren mächtige Stämme, säulenartig zum Himmel strebend, den Wald zu einem feierlich stimmenden Naturtempel gestalten. — Und Busch und Wald laden den müden Wanderer zu leckerem Male von duftenden Erd- und Himbeeren ein. Aber auch die für die ärmeren Leute so werthvollen Blau- und Heidelbeeren und mancherlei Arten von Eßpilzen findet man hier reichlich.

Nach allen Richtungen der Windrose erblickt man durch das Laubwerk im Viereck angelegte Einzelgehöfte der hier „Hauländer“ genannten Ansiedler, die vor kaum länger als hundert bis hundert und fünfzig Jahren von den jeweiligen Landesherren aus anderen Himmelsstrichen herangezogen worden sind.

Die eine der vier Seiten des Gehöfte-Viereckes nimmt das Wohnhaus, ein richtiges, echtes Blockhaus ein, welches noch vielfach ebenso wie die dem Wohnhause gegenüber liegende Scheune und wie die links und rechts des Viereckes belegenen Pferde- und Viehställe mit Stroh bedacht ist. — Auf der Rückseite des Wohnhauses, dem Hofe entgegengesetzt, befindet sich der Blumen- und Küchengemüsegarten, an den sich in der Regel ein köstliche

Frucht liefernder Obstgarten anschließt. Rings um die Gehöfte dehnt sich die Feldmark aus, das Gebiet der Wiesen und Büsche.

Das Eigenthum der einzelnen Hauländer war von Bretterzäunen umfriedet, so daß, wer die oft viele Krümmungen beschreibende Landstraße vermeiden und sich den Weg nach einem bestimmten Gehöfte abkürzen wollte, gar halsbrecherische Kletter- und Schaukelkünste vollbringen mußte, wenn nicht angebrachte Trittbrettchen das Uebersteigen erleichterten.

Ackerfrüchte habe ich weder in Deutschland noch in Frankreich in einer solchen Mannigfaltigkeit an einem Orte im Anbau gesehen, wie in meiner Heimathsgegend. Wir finden hier alle Arten von Brodfrüchten, Kartoffeln, Mohnrüben, die Weiß- und Kohlrübe, Mohn, Hanf, Flachs, Bohnen, Erbsen, Linsen, Lupinen, Raps, wundervollen Hopfen, und stellenweise sogar Wein.

Der Hauländer ist ein fleißiger, verständiger, nüchterner und durchschnittlich wohlhabender Bauer. Die Besiedelungsarbeiten haben schon aus seinen Vorvätern zähe Charaktere gebildet. — Der Preußische Staat bezieht hier Kerntruppen für sein fünftes und theilweise Garde-Corps. Die Feldzüge in 1866 und 1870/71 haben dies zur Genüge bewiesen. Es ist aber interessant, hier einen unparteiischen Augenzeugen zu hören, den berühmten Kriegsberichterstatter der Londoner Zeitung Daily News*) Archibald Forbes. — In der Tauchnitz'schen Ausgabe der Britischen Authoren, Band 1159. Seite 293 und 294, wo Forbes die Kämpfe vor Metz am 7. October 1870 beschreibt und begeistert das Lob der Landwehr singt, hebt er gerade die Landsleute meiner Gegend, die 58er

*) sprich Dehli Njuhs.

und 59er Landwehr namentlich hervor, wenn er von ihnen z. B. Folgendes schreibt (ich übersetze):

„Die Franzosen fochten wie die Teufel in den engen Dorfwegen und verwandten die Mitrailleusen mit seltener Berechnung und Wirkung, aber da rückten mit stetig ausgreifendem Schritt die unerbittlichen Landwehrleute vor, dem Bajonett mit jener mächtigen Schenkel- und Rückenkraft Nachdruck verleihend, welche, in einem athletischen Sinne, dem deutschen Aeußeren ein so hervorstechendes Gepräge geben, und sie säuberten die Dörfer, so daß außer den Siegern, nur Todte und Verwundete zurück blieben.

Der Landwehr muß die Ehre des Kampfes zugestanden werden. . . . . Ich hatte am Tage vorher deutsche Liniensoldaten im Gefecht gesehen. Meiner Erfahrung nach glaubte ich, daß sie leisten könnten, was nur irgend ein Soldat der Welt zu leisten vermöchte. Aber erst jetzt, wo ich den Werth der Landwehr schätzen kann, weiß ich, daß sie in allen Dingen ihren Brüdern von der Linie gewachsen ist . . . . Es waren Truppen, die das Herz eines Mannes, der einen soldatischen Instinct hat, entzücken müssen.“

Lebensweise der Landleute (Hauländer). — Spinnrockenstuben. — Spuk- und Geistergeschichten.

Die Lebensweise der Hauländer war gut; alles, was zur Leibes Nahrung gehörte, wurde ja in Hülle und Fülle auf dem fruchtbaren Boden erzeugt. In meiner Jugendzeit führte noch keine Eisenbahn durch die Gegend, und der Ueberfluß an Butter, Käse und Kälbern wurde jede Woche einmal nur zu Wagen durch sogenannte „Fleischer“ nach Posen, der nächsten großen Stadt, zu Markte ge-

bracht. — Der Preisstand für Fleisch und andere hier erzeugte Nahrungsgegenstände stellte sich, mit dem von heute verglichen, um fast zwei Drittheile niedriger.

Obst aller Art und dessen Veredelung scheinen die ersten Ansiedler aus ihren verschiedenen Herkunftsgegenden her gekannt und eingeführt zu haben. —

Der Obstreichthum in meiner Heimath erscheint mir heute fast unglaublich; die Aeste brachen schier unter der Last. Gewöhnliches Obst wurde in manchen Jahren gar nicht abgepflückt; das Abschütteln überließ man Sturm und Wind. —

Billige und gute Fische lieferte der Obrafluß mit seinen Nachbarseen sowie die zahlreich angelegten Teiche und Landgräben. —

Unter so bewandten Verhältnissen konnten freilich Hochzeits-, Tauf- und andere Festtage oft eine Woche lang gefeiert werden. Nicht nur ein junges Rind, sondern Schaafe, Schweine, Gänse, Enten wurden geschlachtet und deren Fleisch mit den verschiedensten selbstgezogenen Gemüsen zubereitet und nebst verschiedenen Fischgerichten aufgetragen.

Kaffee begann man erst in einzelnen wohlhabenden Familien und dann auch nur an Sonn- und Festtagen zu trinken. Sonst wurde Morgens und Abends von Herrschaft und Gesinde nach alter Weise eine Mehl- und Milchsuppe, mit kräftigem Roggenbrot als Zubiß, genossen. Zum zweiten Frühstück und Vesper (4 Uhr Nachm.) verabreichte man eine Brotstulle, im Sommer mit Butter, Käse und Quark (Weichkäse), im Winter auch mit Wurst oder Speck.

An Lohn erhielten Tagelöhner etwa 25 Pfg., außer der üblichen Kost.

Die Kleidung war einfach, derb und dauerhaft.

Die Männer trugen durchweg Tuchsachen. Ihre Röcke, deren Schöße fast bis auf die Erde reichten, vererbten sich meist vom Großvater auf Sohn und Enkel. — Der Schnitt blieb sich daher ziemlich gleich. Die Frauen, die fast alle einen Webstuhl besaßen, webten, wirkten und stickten sich ihre bunten Sachen meist selbst, bis auf wenige Putzartikel, welche sie entweder vom Hausirer, oder in den Buden des Jahrmarktes oder beim sonntäglichen Gang zur Kirche am Kirchorte einkauften. Und fleißig gingen sie zur Kirche; wer dieses ohne genügenden Grund nicht that, erfreute sich keines guten Leumundes. An solchen Tagen zeigte das weibliche Geschlecht seinen größten „Staat", wie sie es nannten. Wer von ihnen nicht zu Wagen kam, zog sich im Sommer erst vor dem Ort die weißen Strümpfe an. Blumensträuße brachten sie fast alle mit zur Kirche. — Aeltere Frauen trugen fast zeitlebens bei festlichen Gelegenheiten seidene, oben in einen kunstvollen Knoten mit zwei hinausgesteiften Enden auslaufende Kopftücher, welche am Hinterkopf gar zierlich eine silber- oder goldgestickte Unterhaube hervorblicken ließen.

Die Wohnungen der Hauländer waren durchschnittlich äußerst sauber gehalten; auch weiße Gardinen fehlten nicht, und Blumentöpfe auf dem Fensterbrett schmückten das Heim.

Das Feuerungsmaterial bestand fast ausschließlich aus Holz, höchst selten aus Torf, da an kräftigem Tannen-, Buchen- und Eichenholz weder auf den einzelnen Besitzungen der Landleute, noch in den nicht weit entfernten Königlichen Forsten ein Mangel war; ja die Bauern hatten zu Zeiten, wo die Arbeiten der Landwirthschaft etwas ruhten, noch tüchtige Baumklötze aus der Erde zu roden, die ihre Väter, von denen noch nöthigere Besiedelungsarbeiten zu

verrichten waren, nach Absägung des Stammes, in der Erde gelassen hatten. — Solche ausgerodeten Klötze gaben, wie sich denken läßt, an Abenden strenger Winter ein gar stetiges nnd behagliches Kamminfeuer, um das herum es sich gar gemüthlich „hocken" ließ. Das thaten denn auch die Frauen und Mädchen des Landes, indem sie mit ihren Spinnrocken, und begleitet von ihren Männern und Burschen, aus der Nachbarschaft kamen, um hier zu bestimmen, an welchem Abend sie sich bei irgend einem anderen Nachbar ein Stelldichein geben würden. War der Abend nicht kalt, so zündete man auch ein Kienfeuer an auf einer umrandeten Blechtafel, welche mittels Drahtketten schwingend an einem großen blechernen, in der Stubenmitte aufgehängten Rauchfang von der Form eines umgekehrten Trichters befestigt war.

Was die Art der Beleuchtung sonst anbetrifft, so kamen außer kleinen, mit Rüb- oder Brennöl gespeisten blechernen Dochtlampen nur noch selbst bereitete, trübselig brennende Lichte aus ungereinigten Talg zur Verwendung. Die Fortschritte im Beleuchtungswesen sind ja überhaupt noch nicht alten Datums.

Während meiner Schulzeit hatte ich dem etwas beschränkten Jungen eines in der Nähe unseres Städtchens wohnenden reichen Hauländers Nachhülfeunterricht zu geben, und ich blieb oft, wenn das Wetter unfreundlich oder der Abend finster war, auf dem Bauernhofe über Nacht, und so traf es sich manchmal, daß ich ein stummer Gast bei derartigen Spinnrocken-Zusammenkünften wurde.

Wenn nun die Räder schnurrten, das Kammin- oder Kienlampenfeuer glühte und knisterte, — die Tabakswolken zauberhafte Gebilde schufen, — draußen die Hofhunde bellend ihre Wachsamkeit bekundeten, — und von den Anwesenden immer einer mehr als der andere von

erschrecklichen Geschichten zu erzählen wußte, von Geistern und Spuk, — von Stellen, wo ein Schatz läge; wo ein Mord geschehen; — wo früher der Galgen gestanden und der letzte Verbrecher mit dem Rade hingerichtet worden; — und wo die Pferde regelmäßig scheuten. Da ist meine ohnedies lebhafte Phantasie gar mächtig erregt worden, und ich hätte beinahe das Gruseln gelernt. Jedenfalls, wenn ich an solchen Abenden nicht mehr nöthig hatte, an deutlich beschriebenen Stellen vorbei nach Hause zu gehen, war Niemand froher als ich. —

Zweier Schreckgeschichten entsinne ich mich noch deutlich. „Einst," so lautete die eine, „habe sich in einer Gesellschaft übermüthiger Zecher ein Gesell zufolge einer Wette vermessen, auf dem nahen Kirchhofe in stockfinsterer Nacht um die zwölfte Stunde einen vorher gezeichneten Stab in einen bestimmten Grabhügel fest und tief zu stecken. Nach seiner Rückkehr wollte sich die übrige Gesellschaft von der Ausführung der That überzeugen. Der Mann geht fort nach dem Kirchhof. — Doch Stunde auf Stunde verrinnt, er kehrt nicht zurück. Da wird die Gesellschaft bedenklich, und mit der Laterne ausgerüstet, geht man auf die Suche; und was findet man an dem Grabhügel: — den kühnen Zechgenossen, aber todt." Im Finsteren schien er nicht gesehen zu haben, daß er den langen Schoß seines Rockes an den Grabhügel befestigt hatte; in der Hast schnell wieder von der unheimlichen Stelle wegzukommen, sah er sich plötzlich festgehalten, und in dem Wahne, es halte ihn der Todte zurück, fand er vor Schreck den Tod.

Die andere Erzählung lautete folgendermaßen: „Bei einer Hochzeit, als die Köpfe der Gäste von den genossenen scharfen Getränken schon erhitzt gewesen, sei man auch, wie dies ja auf dem Lande in Ermangelung anderen

Redestoffes oft der Fall ist, auf das beliebte Gebiet der Schauergeschichten gekommen. Da wäre unter den zahlreichen Gästen auch der nie aussterbende Prahlhans gewesen, welcher sich zur Bekundung seines gerühmten Muthes erboten hätte, aus dem Gebeinhause des Friedhofes einen der dort aufbewahrten Todtenschädel zu holen. Gesagt, gethan. — Er kommt zurück, holt unter seinem Mantel den grinsenden Schädel hervor und stellt ihn zwischen die Gläser und Flaschen der Hochzeitstafel. — Er hat ihn kaum hingestellt, da! — geht die Thür auf und herein tritt der — leibhaftige Satanas, schwarz behaart und Hörner auf dem Kopf. In demselben Augenblick fängt der Todtenschädel an zu rollen und die Gläser umzustürzen. Die Frauen sinken aufschreiend in Ohnmacht und krampfhaft halten sie sich am Tischtuch fest, dasselbe mit herunterreißend. Durch das demzufolge umstürzende Geschirr und die zu Boden fallenden Gläser wird der Lärm und das Entsetzen nur vermehrt. Auch die Männer sind starr vor Grausen. Der Schreck hat mehrere hingerafft und viele auf das Krankenlager geworfen." — Und der ursächliche Zusammenhang dieses entsetzlichen Auftritts? — Ein zweiter der Gäste war, um den Helden vielleicht ob seines Wagemuthes zu bestrafen, nach dessen Weggange heimlich hinausgegangen, hatte sich verkleidet und das noch gehörnte Fell des zur Hochzeit geschlachteten schwarzen Rindes umgethan und den Augenblick abgewartet, wo der zweifelhafte Held den Schädel auf die Tafel setzten würde. — Eine in dem Schädel befindliche Ratte, erschreckt und in dem Bestreben, ihre Freiheit wiederzugewinnen, hatte den Schädel umgestürzt und nun alle, auch den „Satanas", in Schrecken gesetzt.

Zweiter Abschnitt.

Stätte meiner Geburt. — Kleinstädtisches Leben.

Inmitten der beschriebenen Hauländereien lag nun mein Geburtsstädtchen, das mit jenen zusammen eine Parochie bildete. — Der Ort mag ursprünglich nur ein Kirchplatz für jene Gemeinden gewesen sein. Die Kirche, deren Bau etwas im Rococcostyl gehalten ist, war jedenfalls eine der hübschesten weit und breit in der Gegend. Das Städtchen zählte damals kaum mehr als 1100 Einwohner und war vor etwas mehr als hundert Jahren erbaut worden. Die Einwohner sind gute Deutsche und durchweg Protestanten, während etwa 2 Meilen entfernt schon rein polnische Ortschaften sich vorfinden, deren Bewohner durchschnittlich katholisch waren. Sie schienen keine Freunde von Tiefculturen gewesen zu sein, da sie sich meist auf sandigeren und weniger fruchtbaren Boden angesiedelt haben. Der Umstand nun, daß die Deutschen meist evangelisch, die Polen meist katholisch sind, hat hier bei dem gemeinen Mann zu einer merkwürdigen Begriffsverwechselung Veranlassung gegeben, indem er sagt, wenn er die Confession meint: A. ist polnisch (d. h. katholisch) und B. ist deutsch (d. h. evangelisch). Der Unterschied zwischen Polen und Deutschen in der Bewirthschaftung fällt dem Reisenden schon von weitem in die Augen. Der Pole wohnt lieber in Dörfern; — aber verfallen sind die Häuser, Schmutz liegt ringsum, und da jeder Baumschmuck fehlt, sind die

Ortschaften von einer Oede, die einen frösteln läßt. Keine Gardinen, kein Blumentopf am Fenster. — Mir ist es immer ein Räthsel gewesen, wie die Seele eines hochbegabten ganzen Volkes so hat veröden können! — Welcher giftige Mehlthau ist auf diese kühnen Geister gefallen? Sie, denen eine so glühende Phantasie eigen ist! — Sind es nicht Polen, die unter Malern, Sängern, Componisten unserer Zeit fast in erster Reihe stehen? —

In dem Städtchen war außer einem Bürgermeister, seines Zeichens ein ehrsamer Schneider, und einem für die umliegenden 25—30 Gemeinden bestallten Polizei-Districts-Kommissarius, keine amtliche Persönlichkeit. Wer nicht seiner Militairpflicht hatte außerhalb genügen müssen, kam Jahr aus Jahr ein nicht aus seinem Bannkreis, aus dem steten Einerlei seiner Thätigkeit, heraus. — Von einer Eisenbahn hatte man gar sonderbare Vorstellungen. Es ging mir selbst so. — Mein Vater nahm mich, um mir ein solches Wunderthier zu zeigen, eines Tages mit nach dem sechs Meilen entfernten S., wo ein Jahrmarkt stattfand. Ich erschrak, als ich zum ersten Mal in meinem Leben einen Zug auf mich losdonnern und die Lichter der schnaubenden Locomotive gleichsam wie zornige Augen eines auf mich zustürzenden Ungethüms blitzen sah.

Der Ort bestand meist aus Ackerbürgern, Krämern und Handwerkern aller Art. Hier hobelt und sägt der Tischler, dort geht der Seiler seinen Krebsgang, dort beim Juchtengerber giebt es für die Buben eine lustig sich drehende Bohlenschaukel, die dem Leder, welches um den großen Zapfen eines fest in der Erde stehenden Stammes gewickelt ist, ordentlich das Fell gerbt. Was den Knaben als spaßige Sache erscheint, ist dem Meister eine ernste Arbeit; aber alle helfen die in der Mitte

durchlochte Bohle um den Zapfen als Achse und um das darauf befindliche Leder drehen. — Jenes Haus dort birgt einen „sitzenden" Schneider; jenes einen Pechdraht ziehenden Meister, der nicht wenig stolz auf seine Collegen Hans Sachs und Jacob Böhme ist und bei den öffentlichen Abendunterhaltungen einen gar ernsten Ton in die Verhandlung bringt.

Weithin tönt in jener Schmiede der rythmische Zweischlag des von den nervigen Armen des Meisters und Gesellen auf den Amboß geführten Hammers, so daß die Funken weithin stieben.

Und Meister und Gesellen, ja auch die Lehrbuben, sind gar hurtig, und das Arbeiten in freier, schöner Luft, die auch in die geöffneten Fenster der Stillsitzer hineinströmt, scheint ihnen allen gut zu bekommen; denn noch sind sie nicht eingereiht in die Klasse von Maschinenwärtern, noch sind sie nicht erniedrigt zu geistlosen Maschinen, während diese der Menschen Arbeiten übernommen haben.

Noch lobt das Werk den Meister, — und das Handwerk ist eine Kunst, bei der jeder seine Anlagen und Gaben bekunden kann. — Bursch und Geselle sind eingegliedert in die Familie, sitzen an demselben Tisch, wohnen unter demselben Dach, theilen alle miteinander Freud und Leid des Tages. — Und wenn der Bursche endlich, nach schweren Anfängen, die erste Frucht seiner Lehrjahre im Können zeigt: welches Selbstbewußtsein, das man bei keinem tüchtigen Menschen gern vermißt, ist in ihm geweckt worden!

Familie und Innung mit ihrer Oberaufsicht hat aus dem noch geschmeidigen Thon einen Charakter zu bilden begonnen. — Und der Geselle, der je nach seiner Herkunftsstadt, bald Breslauer, bald Glogauer oder sonst wie heißt und sich schon etwas in der Welt und bei

anderen Meistern umgesehen hat, welches wichtige Bindeglied menschlicher Gesellschaft dünkt er sich bereits zu sein! — Schon sieht er das Ziel winken, das ihm Selbstständigkeit, ein eigenes Heim, eine eigene Familie verheißt, und tüchtig wird die Uebungszeit ausgenutzt. — Der Mensch muß nicht nur unterrichtet, er muß auch, und dies noch vielmehr, erzogen werden. — Verstand, Gemüth und Wille, sie müssen gleichmäßig ausgebildet werden, wenn nicht anders der Mensch ein geistiger oder sittlicher Krüppel werden soll.

Stadt und Land hingen noch eng zusammen, und so blieb das Verhältniß zu einander gesund; denn es bleibt unbestreitbar richtig das Wort: „Hat der Bauer Geld, hat's die ganze Welt." — Das tägliche Brot braucht Jeder. — Der gesammte Stand der Handwerker war zum größten Theil auf Einnahmen aus dem ländlichen Umkreis angewiesen, während er andererseits dem Landmann — ohne vertheuernden Zwischenhandel — einen bequemen und nahen Absatzmarkt gewährte.

An Wochenmärkten brachte der Bauer auf seinem ohnedies für die Fahrt nach der Stadt benutzten Wagen von seinen Landerzeugnissen mit sich, was er über Bedarf angebaut hatte.

Der kleine Handwerker, mit einer festen und steten Einnahmequelle, konnte nun in der nächsten größeren Stadt baar seine Einkäufe machen an ihm nöthigen Rohstoffen oder Halbfabrikaten. Der Stoffhändler hinwiederum konnte jetzt seine Bezüge glatt von dem Großhändler in der Hauptstadt oder am Hafenplatze entnehmen, somit in grader Linie die Schifffahrt befruchten.

So sollen sich auch aus den Quellen der Landwirthschaft, bei solchem directen Verkehr und Waarenaustausch, Bäche bilden, aus Bächen Nebenflüsse, aus Flüssen Ströme, die

sich breit und stolz in das Meer des Weltverkehrs ergießen. —

Wo die Verhältnisse anders geartet sind, — wo der Hausirhandel gedeiht, — der Zwischenhändler reich, der Produzent arm, wo auf Borg, ins Unberechenbare hinein gewirthschaftet wird: — da sind die Verhältnisse nicht mehr gesund, sie sind auf den Kopf gestellt. —

Leben kam in den Ort an Wochen- und Jahrmärkten, namentlich an den letzteren. Ich verzichte, da das Wesen derselben ja fast überall dasselbe ist, auf deren Beschreibung. Nur wer das Wesen der Polen und Deutschen, ihr Thun und Treiben in der Nähe vergleichen möchte, der hätte hier die beste Gelegenheit. — Polnisch, Deutsch und das eigenthümliche Sprechen der Juden, hier „Mauscheln" genannt, durcheinander, klingen an das Ohr wie Töne aus der babylonischen Sprachverwirrung. Dazwischen das eintönige unaufhörliche Geplärr wirklicher oder nachgeahmter Krüppel und Bettler, verstimmte Leierkasten, dröhnende Stimmen der Ausrufer: es konnte einen schier taub machen. — Der Mittag und damit der Schluß des Marktes naht, und immer mehr verspürt man um sich Schnapsgerüche, erblickt man schwankende Gestalten. Es sind hauptsächlich polnische Bauern, die die Schnapsbuden füllen, ihren Fusel unaufhörlich zu einem ungewaschenen Häring und trockenem Brodt trinken, um endlich, ist des Guten genug gethan, Mann und Frau, ihrem leichten nun leeren Gestellwagen zuzutaumeln und es den klugen kleinen Polenpferdchen völlig anheimzustellen, die allmälig einschlummernden Insassen gestreckten Laufes heimzubringen. — Um 2 Uhr Nachmittag des nächsten Tages wird der Markt ausgeklingelt, die Buden werden abgebrochen, das Pflaster wird gereinigt und bald ist die alte Ruhe wieder eingekehrt. —

Ich war der Sohn eines armen Handwerkers, der vorräthig gearbeitete Waare zu Markte auch nach den nächsten Städtchen brachte. Bei der großen Zahl von Mitbewerbern mag der Erlös wohl gering und der Gewinn meistens gleich Null gewesen sein. Wir wohnten zur Miethe in einem Häuschen, das früher einem jetzt in Australien seit länger als 40 Jahren ansäßigen Oheim gehörte. — Ein strohbedachtes, niedriges, einstöckiges Blockhaus wurde das eigentliche Heim meiner Kindheit. Mit etwa noch sechs anderen gleicher Beschaffenheit lag es in einer Reihe auf der einen Seite des Gäßchens, während auf der andern Seite hohe Pappeln gleichsam Posten standen. Die Häuser waren von einander durch Gärtchen getrennt und fast nur von kleinen Handwerkern bewohnt.

Das Gäßchen, welches ohne amtlichen Namen, vom Volksmunde mit dem ziemlich treffenden Namen: „Buttermilchgasse“ belegt worden war, führte mitten durch die Feldmark, an Wiesen vorbei, nach tief in Büschen versteckten Ansiedelungen der „Hauländer“, von denen viele Städter Erzeugnisse der Molkerei bezogen.

Mein Vater hatte einen durchaus französischen Typus; dies fiel mir erst auf, als ich aus dem französischen Feldzuge heimkehrte. Seine Stirn war hoch und gewölbt, die stark und edel gebogene schmale Nase und sein Blick gaben ihm etwas adlerartiges; der untere Theil des Gesichtes war ebenfalls schmal und länglich. — Da unsere Gegend bald unter polnischer, bald preußischer, napoleonischer und wieder preußischer Herrschaft gewesen war, so hatte das Schulwesen zu Vaters Jugendzeit sehr im Argen gelegen und ein Schulzwang nicht bestanden. Nichtsdestoweniger hat er, wenn auch nicht orthographisch richtig, viel und gern lange gedankenreiche Briefe, auch an

mich, später geschrieben. Er war sehr wißbegierig und ein unermüdlicher Leser von alten und neuen Büchern. In der Geschichte wußte er überall Bescheid. Leidenschaftlich liebte er Musik und Gesang, und noch in vorgerückten Jahren hat er nur zu dem Zweck: die Singweise eines neuen Liedes feststellen zu können, sich selbst, — man staune! — das Geigenspiel gelehrt. — Er empfand nie Langeweile; er konnte, (was schließlich auch sein Geschick wurde,) — Tage, ja Wochen lang ganz allein sein, nach dem Satze: „Besser ist es einsam sein, als sich mit den Bösen freun." — Alles Gemeine sowie alles leere Geschwätz war ihm zuwieder; daher war er wortkarg, wenn ihm die Unterhaltung nicht behagte. —

Wenn nicht mit Tauben, waren es die lieben Blumen, mit denen er so gern umging und die er hegte und pflegte. Auch kannte er fast alle heilkräftigen Kräuter auf Feld und Flur.

Einem Manne, der so anspruchslos war, wie er, bin ich seitdem kaum wieder begegnet. — Er schnupfte nicht, er rauchte nicht, er war kein Trinker, und er spielte höchstens das Damenbrett. Von ächter Gottesfurcht beseelt, würde er nie ohne Morgenandacht sein Tagewerk begonnen, es nie ohne Abendandacht beschlossen oder das Tischgebet versäumt haben. Und so erzog er auch uns Kinder. — Er meinte einst mir gegenüber: „Ein Christ müsse sein wie ein Würfel; wie immer auch seine Geschicke fielen, immer die Augen nach oben." Die Wahrheit dieses Ausspruches habe ich in meinem späteren Leben nur zu sehr schätzen gelernt. Infolge der theilweise erzwungenen Einführung der Union (Vereinigung der reformirten und lutherischen Confessionen in Preußen und später in Baden) ging in den dreißiger Jahren eine mächtige Bewegung durch gewisse Theile Preußens. — Noch zu

meiner Kindheitszeit machte sich auch bei uns der Wellenschlag dieser Bewegung geltend. — Viele braven Leute zogen es damals vor, nach Amerika und Australien auszuwandern, um dort freie Religionsübung zu genießen. Nach dem letzteren Erdteil wanderte, wie schon erwähnt, auch ein Oheim von mir aus gleichem Grunde aus. Damals gingen nur Segelschiffe nach Australien, aber um das Kap der guten Hoffnung. Wohl an die neun Monate, zumal wenn die Segler in Windstillen gerathen waren, dauerte oft die Ueberfahrt. Und obwohl die bereits Gelandeten ausführlich die Mühseligkeiten der Fahrt schilderten, die Nachziehenden verkauften doch hier Alles nur irgendwie Entbehrliche und verließen die geliebten Stätten der Kindheit, ihrer unerschütterlichen Ueberzeugung zu Liebe. — Herzzerreißend waren oft die Auftritte des Abschieds! — So müssen die Zillerthaler Protestanten einst aus ihren geliebten Bergen Tyrols nach Schlesien geschieden sein, vielleicht gar unsere Voreltern aus ihrer Heimath in Frankreich! —

Doch im Haushalte Gottes hat Alles sein Gutes. — Der Sturmwind muß Blütenstaub und Samen oft weithin führen zur Befruchtung wüster Strecken, und so mußten auch solche Auswanderer sowohl in Amerika als in Australien den Grund legen zu jetzt blühenden großen deutsch-lutherischen Gemeinden. —

Auf seinem Lehnstuhl ist mein Vater erst im vorigen Jahre (1893) sanft hinübergeschlummert.

Ganz anders geartet, war mein Mütterchen. Sie stammte aus Schlesien und war um mehrere Jahre älter als mein Vater. — Sie mag wohl unsere Haupternährerin gewesen sein. Sie war, wie dies ja bei der Mutter selbst des großen Sokrates der Fall war, — Hebeamme. — Diesen Beruf hatte sie ergreifen müssen

als kinderreiche Wittwe eines ohne Hinterlassung von Vermögen verstorbenen Arztes, der aus dem damals französischen Saarlouis stammend, während der napoleonischen Zeit hier, wo ein Arzt fehlte, sich niedergelassen hatte.

Meine Stiefgeschwister — es waren noch welche aus erster Ehe des Arztes vorhanden — waren mit zunehmenden Jahren behufs Erlernung irgend eines Berufes, nach und nach aus dem Hause gethan worden.

Meine Mutter war damals die einzige Hebeamme weit und breit, nicht nur für das Städtchen, sondern auch für die ringsum sich meilenweit in die Ferne erstreckenden Hauländereien. Wenn man nun bedenkt, daß, wie schon oben erwähnt, die Gehöfte und Besitzungen der einzelnen Hauländer von Zäunen umgeben, und die einzelnen Arten des Besitzthums wiederum von Zäunen umfriedet waren: so fragt man, welche kernige Gesundheit muß nöthig gewesen sein, um über 40 Jahre hindurch bei Reich und Arm, im Sommer und Winter dem „Storch“ die Beute abzunehmen. Das zehnte Mal vielleicht wurde sie mit der Fuhre abgeholt, weil arme Häusler und Tagelöhner keine beschaffen konnten. — Auf solche menschlichen Familienverhältnisse nimmt eben weder Sturm, Hagel, Schnee und Nebel eine Rücksicht. — Die Zeit ist da, und das vor den Thoren des Erdenlebens stehende Menschlein begehrt stürmisch den Eintritt, um vielleicht dereinst, als ein gebrochener Greis, froh zu sein, die Uniform des Erdenpilgers in die Grabkammer hängen zu können.

Wie gesagt, oft im härtesten Winter, beim schlimmsten Unwetter, bei Nacht und Nebel, bei Sturm und Regen, zu Zeiten, wo man keinen Hund hinausgejagt haben würde, wurde sie zur Ausübung ihres Berufes geholt,

und kaum heimgekehrt, froh, ein wenig der Ruhe pflegen zu können, schon wieder herausgeklopft, um vielleicht weithin zu blutarmen Leuten, über Wurzel und Stein zu „stolpern", wie sie es launig nannte. Manchmal war sie zu früh geholt worden, so daß sie Tage lang, vielleicht nur auf einer harten Bank schlummernd und bei so gut wie keiner Verpflegung an Ort und Stelle bleiben mußte, während wir Kinder des Anblickes unserer so sehr von uns geliebten Mutter entbehren mußten. Mir lag dann noch besonders die Obhut und Verpflegung der jüngeren Geschwister ob.

Statt nun in solchen Fällen den verdienten Lohn für ihre Mühen zu empfangen, mußte sie selbst in die Tasche greifen und für die ihr anvertrauten Aermsten, Mutter und Kind, sorgen, in Hütten und Wohnungen, wo, wie sie immer witzig sagte, „nicht weniger als Alles fehle" und „wo der Hunger Schildwacht stände".

Witzig, gesprächig und leutselig, wie mein Mütterchen war, konnte sie eine ganze Tafelrunde unterhalten. Von Natur war sie klein und untersetzt; im Wesen hurtig und bethulich. Sie, welche den Werth der Zeit so sehr kennen lernte, mochte, bei all ihrer Herzensgüte, langsame Leute nicht um sich leiden. „Dreht Euch, dreht Euch" höre ich sie noch heute ausrufen, wenn man ihr eine Leistung langsam verrichtete. Immer hülfsbereit, konnte sie dem Dürftigen nie etwas abschlagen, und ihr wohlthätiger Sinn wurde leider oft mißbraucht. — Wenn man sie dieserhalb zu tadeln wagte, erwiderte sie kurz: „Das wird der liebe Gott einmal meinen Kindern wiedergeben."

Dabei war sie eine wirklich kluge Frau, eine „Sage femme", wie ja die Franzosen die Hebeamme nennen. Ihr Rath wurde von weither eingeholt, da auch der Aerztedienst zu damaliger Zeit viel zu wünschen übrig

ließ, und der einzige im Städtchen wohnende Kreis-Wundarzt bei den Leuten nicht beliebt war. Die Frauen zumal bezeigten meinem Mütterchen unbegrenztes Vertrauen. Des Sonntags, wenn sie zur Kirche in das Städtlein kamen, war unser Stübchen oft gefüllt von ihnen. Für ihre Kuren nahm die Mutter keine Bezahlung an, jedenfalls durfte sie es nicht, ohne wegen gewerbsmäßiger Ausübung der Heilskunde amtlich belangt zu werden. Lebte sie unter der heutigen gesetzlichen Anschauung dieser Dinge, so würde sie uns ein Vermögen hinterlassen haben. — Ihre Heilungen müssen ihr geglückt sein, sonst hätte sie nicht bis in ihr hohes Alter solchen Zulauf gehabt. —

Ich entsinne mich, sie nie vor dem 72. Lebensjahre je ernstlich krank gesehen zu haben, trotzdem sie den ununterbrochenen Dienst einer Heldin durch mehrere Jahrzehnte hindurch geleistet und viele Tausende von kleinen Erdenbürgern in das Dasein geleitet hat.

Endlich mußte auch sie, die langjährige Kämpferin gegen Noth und Elend, auf ihrem Ehrenfelde die Waffen strecken vor einer Krankheit, die sie sich durch Erkältungen, unaufhörliche Anstrengungen und Entbehrungen bei ihrem Beruf zugezogen, nämlich vor Gicht und Rheumatismus. Sieben lange, lange Jahre hat sie mit dem Feinde auf dem Siechbette gerungen. Keine Liebe, die sie so reichlich gesäet und nun so reichlich erntete, konnte ihr helfen. 1880 schloß sie ihre Augen. —

Unsere Nachbarn im Gäßchen waren, wenn auch arm, gute, liebe Leute, und einer sprang dem andern da, wo es noth that, hilfreich bei. War das Tagewerk vollendet, ertönte die Feierabend-Glocke von dem gegenüberliegenden Kirchthurm, so eilten Meister und Gesellen zur dampfenden Abendsuppe, um dann, was freilich dem Meister nur ge-

stattet war, sich ein Pfeifchen Knaster anzustecken. Das Pfeifchen gemüthlich schmauchend, gesellten sich die Nachbarsleute zusammen, um nun von so Mancherlei zu reden: von dem, was Meister und Gesellen da draußen in der Welt auf ihrer Wanderschaft geschaut, oder was sich da und dort neuerdings ereignet haben sollte. Manche von den Aelteren hatten noch dem Napoleon Dienste oft bis nach Spanien hinein leisten müssen. — Unter Anderen auch mein Großvater, der sogar in Spanien in Gefangenschaft gerathen war, aber später gegen einen Spanier ausgewechselt wurde. — Mein Geburtsort war überhaupt eine Fundgrube von urwüchsigen Menschenkindern oder wie man es kurz nennt, von Originalen. — Da war z. B. ein Schneiderlein; das wohnte in demselben Häuschen. „Ein Kind von einem Menschen" wie das Volk sagt. Ein Hans in allen Ecken. Fast bedürfnißlos, war er doch immer lustig und vergnügt. Zudem war er ein sogenannter Allerweltskünstler, der in alle Handwerke und Künste hineinpfuschte. Bald flickte er das Dach, bald leimte er Stühle, bearbeitete den Acker, stimmte das Klavier, trat beim Orgelspiel die Balken u. s. f. — Er spielte, ohne Noten zu kennen, Geige, Klavier und manchmal eine Cymbel aus grauer Vorzeit. Vor Zeiten hatte er auch zum Tanz aufgespielt, muß auch wohl ein flotter Tänzer gewesen sein, denn noch als alter Mann sprang er wie ein Gummiball über die Zäune, sich dabei nur auf eine Hand stützend.

Ein zweites „Original" war Z., ein Tuchwirker. Er besaß ein angeborenes Schauspielertalent und hat uns manche köstliche Stunde bereitet. Er mochte wohl manchmal, wie die alten Militärs sich ausdrückten, „einen — aber nur ganz im Geheimen — hinter die Binde gießen", vielleicht um sich über sein

liebes Hauskreuz, eine riesige Ehehälfte, zu trösten. Die verrätherische Nase ließ nämlich den ohnedies schon von Natur etwas starken Kolben ziemlich bedenklich aus dem Rothen in das Bläuliche schillern, was ja wohl ein schönes Zeichen großer Mäßigkeit sein soll. Die Klangfarbe seiner Stimme ließ auf einen unheilbaren Stockschnupfen schließen, aber sie paßte ausgezeichnet zu dem humorvoll blitzenden Antlitz unseres „Kladderadatsch". Wenn man ihn, mit seinem Thun und Treiben, seinem Minen- und Geberdenspiel nur sah, mußte man schon lachen. Fiel irgend ein Mensch seiner Bekanntschaft auf durch Sprache, Gang, Haltung oder irgend eine menschliche Schwäche, er konnte sicher sein, täuschend von unserem Spaßvogel konterfeit zu werden. Er hat nicht wenig zur Unterhaltung der Kleinstadt beigetragen.

Die Ansprüche, welche man hier an die sieben Musen stellte, waren ja gering.

Zweifelhaft gemalte, schreckliche „Morithaten" darstellende Bilder, auf denen die schlimmste rothe Farbe vorherrschte, ein von einer flötenlückigen Leier begleiteter Vortrag in Reim und Nichtreim, wobei der auf das „blutige" Bild hin- und herschlagende Stock den das Ereigniß beschreibenden Worten den nöthigen Nachdruck gab, konnten selbst hart gesottene Gemüther erschüttern; doch auch die leicht flatternde Muse fahrender Darsteller, Seiltänzer, Gaukler, Zigeuner und ähnlicher Wandertrupps, konnte das seelische Gleichgewicht, namentlich der Kleinen, bedenklich stören, zumal wenn ein mit glitzendem Flitter behangener Herold hoch zu Roß und unter Trompetengeschmetter oder Trommelwirbel stolz verkündete, welche noch nie dagewesenen Dinge um die und die Stunde vor allem Volk gegen Erlegung eines Eintrittgeldes zur Offenbarung gelangen würden.

Tauchte dann ab und zu einmal ein Panorama auf, das durch vergrößernde Gucklöcher Ansichten aus allen Welttheilen und auch die letzten Vorgänge auf dem Welt-Theater im Bilde zeigte, so war man ja schon sehr zufrieden. Man bildete sich dann eine annähernde Vorstellung, wie es da draußen in der Welt aussehen und zugehen müsse. —

Doch da aller guten Dinge drei sind, will ich noch eines eigenartigen Mannes, eines ländlichen Weltweisen und Schriftstellers gedenken, dessen Werke man aber wohl noch lange nicht unter den Klassikern finden wird. —

Oben beschriebenes Schneiderlein und Zäunespringer hatte einen Schwager, der, im Haulande wohnend, bald für kürzere bald längere Zeit bei dem ersteren auf Besuch kam, oft auch, um einige wackelige Stuhl- oder Tischbeine zu leimen, aber auch, wenn das Urtheil auf: „Nichts mehr mit zu machen“ lautete, einige neue Möbel gleich an Ort und Stelle zu machen.

Diesen Meister K. mochte ich sehr gern leiden. Er hatte etwas ungemein Treuherziges an sich. Schlicht und einfach war er in Wort, Thun und Leben. — Sein Aeußeres nahm sogleich für ihn ein. Er hatte einen wahren Melanchthonskopf. Unter der hohen Stirn blickten ruhig ein Paar großer blauer Augen mit mildem Glanze hervor. Eine edle Wehmuth lagerte stets auf seinem Gesicht; Sorgen und Familienkrankheiten schienen bei ihm nie abzureißen. Trotzdem habe ich ihn nie klagen gehört. Er war ein gläubiger Christ. In der Bibel wußte er Bescheid wie nicht leicht einer. — Am Herzen der Schöpfung, inmitten ländlicher Stille, schien er viel über das Wesen der Dinge nachgedacht und das Bleibende von dem Vergehenden zeitig unterscheiden gelernt zu haben.

Fragen, womit sich heute mancher auf ganz falschen Erkenntnißwegen den Kopf zerbricht, über das Woher? Wohin? Warum? Wozu? hätte der Mann mit der Kindeseinfalt schlagend und treffend beantworten können, unmittelbar aus seiner inneren Anschauung und Erfahrung heraus. Er liebte diejenige Weisheit, deren Anfang Gottesfurcht ist. Obwohl er, — damals etwa 45 Jahr alt — kaum eine Schule regelrecht besucht haben konnte, sprach und schrieb er das Deutsche schier fehlerlos. — Er verfaßte lange Abhandlungen über Gegenstände, die seine Seele bewegten. Des Inhalts einer ergreifenden Abhandlung, unter dem Titel: „Der letzte Zug“, die mir 25 Jahre später wieder zu Gesicht kam, entsinne ich mich noch ganz genau. Seiner Söhne einer war Weichensteller. Ihn muß er bisweilen besucht haben. — Die Aufeinanderfolge der Züge, bis es schließlich heißt: „Jetzt kommt der letzte Zug!“ mochte ihm wohl bei seiner Weise, alle Dinge denkend zu betrachten, die Aehnlichkeit dieser Züge mit der in den verschiedensten Lebensjahren erfolgenden Reise der Menschenkinder in das Jenseits nahe gelegt haben. —

Ich könnte noch einen ganzen Strauß eigenartiger Menschenblumen, die still und abseits von einer oft sehr zweifelhaften Cultur gedeihen, dem lieben Leser anbieten, aber es würde dies über den Rahmen meines Vorhabens hinausgehen.

Welchem gesunden Urtheil, welchen den Kern der Sache treffenden Wahrsprüchen, welchen fest in sich ruhenden Charakteren und welcher richtigen Werthschätzung der Dinge man oft auf dem Lande begegnet, weiß nur der, der hier hat leben dürfen. — Während meines Militärdienstes, der Feldzüge und bei Erholungsreisen im späteren Leben habe ich stets gern mit ländlichen und einfachen

Männern verkehrt und manche angenehme Stunde mit ihnen im Nehmen und Geben verlebt. —

So lange noch nicht giftige Afterweisheit finsterer Gewalten und Geister breite Kreise unseres Landes angefressen haben wird, bleibt noch ein mächtiger Wall sittlicher Kraft gegen heillose Verwüstung unseres Vaterlandes aufgerichtet. Aber was kann man erwarten bei einer triebsandartigen Bewegung der von der Scholle gelösten Bevölkerung, die ruhe- und haltlos von der Stadt auf das Land und vom Lande wieder zur Stadt flutet. Daher videant consules, zu deutsch, mögen die berufenen Rathgeber zusehen, daß noch bestehende Dämme nicht eingerissen werden! —

Man forscht heute nach Mitteln und Einrichtungen, wie der ländliche Arbeiter von seinem Zuge nach der Stadt zurückgehalten werden mag. Merkwürdiger Weise hat man bei einer solchen Fragestellung von einer „Zurückhaltung des Arbeiters von dem Zuge" gesprochen, dagegen den Wink, welcher in der uralten, schönen deutschen Rede liegt: „an die Scholle gefesselt sein", entweder absichtlich übersehen oder vergessen.

Viele von den diese Frage aufwerfenden Landbesitzern werden wohl in ihrer Schulzeit von einer Demeter gehört haben. Nur bei den Griechen ward aus der früheren Erdgöttin Gaia eine Demeter (Erdenmutter). Sie wurde zuerst verehrt als die Begründerin fester Wohnsitze, der Ehen und der Gesetze (!). So klar erkannten die Alten den innigen Zusammenhang von Besitz, Familienglück, Cultur und staatlicher Wohlfahrt. —

Mit Lösung der Frage der ländlichen Arbeiter treten wir ein gut Stück überhaupt in die Lösung der Arbeiterfrage, und da die Arbeiter heute den größten Theil der Menschheit ausmachen, der Frage: was braucht jeder Mensch nothwendig und unverkürzt zu einem menschlichen Dasein?

Wer bei der Lösung solcher Fragen nur an den Magen, an den Leib denkt; wer bei zu schaffenden Einrichtungen oder Organisationen nicht den ganzen Menschen gewinnen kann oder will, nach Leib, Seele und Geist: der wird lauter hohle Nüsse knacken.

Im Englischen giebt es für „Ehemann" ein Wort, das heißt: husband, voll so tiefsinnigen Inhalts, daß ich mich oft darüber gefreut habe. — Ich hätte es am liebsten, wenn die Etymologen oder die Forscher nach den Sprachwurzeln nichts dagegen einzuwenden hätten, mit: „der an das Haus Gebannte" neudeutsch wiedergegeben; denn altdeutsch ist bestimmt dies Wort. Im Angelsächsischen hieß es: hûsbonda, jetzt noch im Schwedischen: husbonde, der Herr des Hauses. — Der Besitzer des Hauses muß doch Grund und Boden sein eigen nennen, um ein eigenes Haus darauf bauen zu können. Im Hause sah er sich, da es nicht gut ist, allein zu sein, nach einer Hausgenossin um, und in diesem Gedankengange floß für den Engländer diese einfache und sozial doch heute noch so wichtige Entwickelung in einen Begriff zusammen, mit anderen Worten: ein verheiratheter Mann, eine Familie ließ sich für den Engländer ohne eigenen Besitz gar nicht denken. —

Welcher weise Fingerzeig für die heutigen Staatsmänner! —

Zum Leben gehört aber, wie schon gesagt, das tägliche Brot, das nach Gottes gesetzter Ordnung wir essen

sollen im Schweiße des Angesichtes, d. h. wir sollen nicht durch leichten Gewinn uns auf Kosten der schwer Arbeitenden bereichern. Andererseits sollte, wer nicht durch Krankheit gehindert ist, ohne zu arbeiten, auch nicht essen. —

Man geht heutzutage oft so vermeintlich vornehm und mit Nasenrümpfen an Luthers kleinem Katechismus vorüber. Und doch wie umfassend tief beantwortet er die Frage: „Was heißt denn täglich Brot?" mit:

„Alles was zur Leibes-Nahrung und Nothdurft gehört, als Essen, Trinken, Kleider, Schuhe, Haus, Hof, Acker, Vieh, Geld (— welche wunderbare Reihenfolge! —) Gut, fromm Gemahl, fromme Kinder, fromm Gesinde, fromme und getreue Oberherren, Gesundheit, Zucht, Ehre, gute Freunde, getreue Nachbarn u. dergl."

Mit goldenen Buchstaben sollten diese Worte auf Tafeln hängen in Redesälen gesetzgebender Körper, in den Hörsälen künftiger Volksleiter, überall, wo ein Mensch auf den anderen sich angewiesen sieht — und die Lösung der scheinbar so verwickelten sozialen Frage würde nicht mehr unmöglich sein. — Sie ist zu lösen, wenn es aus dem Tone geht:

Ein Jeder lern' **sein** Lection,
So wird es wohl im Hause stohn. —

Man setze bei der obigen Aufzählung der zum täglichen Brot gehörigen Dinge das Gegentheil: das — Nicht — x von x, und man wird staunen, ob dem Spiegelbilde aller Uebel, die uns in dem Sammelwort: „soziale Frage" brennende sind. — Es ist die Hölle auf Erden, wo sich kein Mensch mehr wohl fühlen kann!

Jenen Umstürzlern aber, die weder Gott noch Herrn anerkennen wollen; die da vorgeben, für die

Armen und Enterbten thätig zu sein, machen wohl mit der liebenden Fürsorge, deren sie sich so sehr rühmen, keinen Ernst, sonst könnten sie den, der in so herrlichen Erweisungen des Wortes und der That sich der Armen über aller Menschen Vernunft angenommen hat, nicht bei Seite schieben wollen, wenn er sie nicht zur Seite schieben wird.

Man kann Sätze wie die folgenden gar nicht ohne Rührung lesen. Lauteres Erbarmen eines Vaters über seine Kinder spricht sich aus, wenn es heißt, nachdem für Besitz, Nahrung und eine Gehülfin gesorgt worden ist:

Darum sollt ihr das Land nicht verkaufen ewiglich; denn das Land ist mein und ihr seid Gäste und Fremdlinge vor mir.

Die Erde ist des Herrn und Alles was darauf ist. Sechs Jahre sollst Du Dein Land besäen und seine Früchte sammeln. — Im siebenten sollst Du es ruhen und liegen lassen, daß die Armen unter deinem Volk davon essen, und was überbleibt, soll das Wild auf dem Felde essen. Da will ich meinen Segen über Euch im sechsten Jahr gebieten, daß er soll dreier Jahre Getreide machen.

Wenn du dein Land einerntest, sollst du es nicht an den Enden umher abschneiden, auch nicht alles genau aufsammeln. Also sollst du deinen Weinberg nicht genau lesen, noch die abgefallenen Beeren auflesen, sondern den Armen und Fremden sollst Du es lassen, denn ich bin der Herr, Euer Gott.

Du sollst deinen Nächsten nicht unrecht thun, noch berauben. Es soll des Tagelöhners Lohn nicht bei dir bleiben bis an den Morgen. —

Du sollst das Recht deines Armen nicht beugen in seiner Sache.

Sechs Tage sollst du deine Arbeit thun, aber des siebenten ruhen, auf daß dein Ochse und Esel ruhen und deiner Magd Sohn und Fremdling sich erquicken.

Dritter Abschnitt.

Früheste Erinnerungen und frühester Anschauungs-Unterricht.

Hinsichtlich der oft aufgeworfenen Frage, wie weit zurück wohl menschliche Erinnerungen reichen, vermag ich hier auch einen Beitrag zur Seelenlehre zu geben.

Erstens, entsinne ich mich genau eines langen, mit blanken Messingknöpfen bis zum unteren Rande besetzten Kittels, den ich im Alter von etwa 2 Jahren als sogenannter „Hosenmatz" neu bekommen hatte und auch des Ortes, wo er von Leuten bewundert wurde. Vielleicht hatte das Bewundertwerden von einer mit wenig zu erfreuenden Umgebung den sinnlichen Eindruck des Blanken und des Neuen seelisch vertieft. Meine Eltern haben, als sie noch lebten, mir obige Thatsachen später bestätigt.

Es ist dies Erlebniß ein Beweis, wie empfänglich ein Kindesgemüth nicht nur für erste Eindrücke überhaupt, sondern speciell für Eitelkeit, für Lob und für oft unangebrachtes Bewundern ist. —

Einen zweiten Fall könnte ich „Bestrafte Naschhaftigkeit" betiteln. Ich mochte etwa 3 Jahr alt sein, als bei unserem Nachbar links von uns in demselben Häuschen die Feier entweder einer Hochzeit oder einer Taufe statt-

fand. Meine Eltern waren gleichfalls geladen. Da die Festräume höchst beschränkt waren, so diente unsere Wohnung zum Ablegen und Abstellen aller möglichen Gegenstände. Nun hatte meine Kindlichkeit wohl oft gehört von dem Wohlgeschmack des Weines und daß er sehr schön aussähe. — Es wurde nämlich, nebenbei bemerkt, etwa 2 Meilen von uns, ein kleiner Tischwein gewonnen, der, freilich mit Zucker versüßt und nur an großen Festtagen, wie z. B. Hochzeiten genossen wurde, uns aber Nektar däuchte. — Nun, unter allerlei Flaschen und Gläsern auf unserem Tische befand sich auch ein Weinglas, das bis zu drei Viertel gefüllt war. „Was nicht Dein, das laß sein" klang der Eltern Verbot mir zwar im Gemüthe, aber das gefüllte Glas war halt gar zu lieblich anzusehen und — die böse Lust siegte. Ein Griff — ein tüchtiger Zug — und hinunter war ein ordentlicher Schluck — roth gefärbten Haaröles!! — Den Geschmack desselben habe ich nie vergessen können. —

Ernsterer Art war das dritte Vorkommniß.

Ich mochte mich etwa im gleichen Alter befinden, als meine Mutter in der Absicht, mir eine Freude zu bereiten, mich eines Tages zu sich auf einen Wagen nahm, der, mit zwei feurigen Rappen bespannt, sie zu einer ihrer tief im Haulande wohnenden Wöchnerinnen bringen sollte. Dem Buben bereitete das schnell dahin sausende Gespann nicht wenig Vergnügen. Bald waren wir zur Stelle, und die Mutter ging, mich auf dem Wagen zurücklassend, in das Gehöft. Aber auch dem Fuhrknecht, der noch zurückgeblieben war, fiel es ein, daß er noch einen Auftrag auszuführen hätte, und so ließ er mich, nachdem er die Rappen dicht an einen Zaunpfahl gebunden, auf dem Wagen, der auf einer sandigen Landstraße stand, mutterseelen allein. Dieser Wagen war eine sogenannte, in Polen

übliche, Britschke mit einem Korbgeflecht, dessen obere Rückwand sich nach rückwärts so ausbuchtete, daß man allerlei kleine Gegenstände darauf ablegen konnte. Während ich nun im Wagen sitze, fangen die Rappen an, unruhig zu werden, und ehe ich mich es dessen versehe, sprengen auch schon ein paar Pferde auf der anderen Seite des Zaunes, der einen sogenannten Hag umfriedete, heran. Wild und aufgeregt, beschnuppern sich nun die Pferde über den Zaun hinweg. Dem Buben wird unheimlich: ringsum ist kein Mensch, der nach dem Rechten sehen könnte, zu erblicken. Plötzlich bäumen sich meine Rappen und — ritz, ratz! — ist der fesselnde Zaum zerissen und — heidi! auf und davon geht's über Stock und Stein, zunächst die Landstraße entlang! Wie einer höheren Eingebung folgend, krieche ich, während der auf Tod und Leben dahin rasenden Fahrt auf die beschriebene Rückwand der Britschke und lasse mich über den Rand derselben auf den Boden fallen, der glücklicher Weise nur aus Sand bestand, und ich war gerettet. — Was aus dem Gespann geworden ist, weiß ich nicht, aber eine unüberwindliche Scheu habe ich seitdem vor Pferden behalten.

Gleich unvergessen sind mir die Spiele meiner Kindheit. Nur einiger Schritte bedurfte es, und ich war auf der Wiese mit ihren vielen schönen Blumen, Grashüpfern, buntgestalteten Käfern und allerlei farbigen Steinchen. Von keinem Menschen gestört, konnte ich in Gottes freier Natur Stunden lang spielen. Es war dies vor der Schulzeit ein Anschauungsunterricht und Spielplatz, wie die nachher aufgekommenen Fröbel'schen Spielschulen ihn nicht hätten ersetzen können. Denn auf der Wiese kam die einem Kinde so nöthige freie Entwickelung zur Geltung.

Drum, meine ich jetzt, sollte man einer frischen

Menschenblume nicht zu früh den Blumenstaub durch immerhin einförmige pädagogische Eingriffe nehmen.

Und welche wechselnden lieblichen Bilder wurden mir, dem Kinde, zum bewundernden Anschauen geboten? — Denn keine hochstöckigen Häuser verbauten mir die Aussicht.

Es ist früher Sommermorgen. — Wie die Farben da oben in den Lüften, ehe noch die Königin des Tages erscheint, von dem mattesten Rosa allmälig bis in ein tiefrothes Glühen überspielen! Empor rädert die Sonne, mit Wärme ringsum die Flur begrüßend, welche sich mit unzählbaren, blitzenden Taujuwelen zum Empfange geschmückt.

Hat das Tagesgestirn es zu gut gemeint, dann harrt schweigend des Trankes die dürstende Pflanzenwelt. Schwarz zieht das Gewölk herauf. Jäh zuckt der erste Blitzstrahl hernieder und rollend fährt folgsam dröhnender Donner dahin. — Wie grüßend beugen sich vor dem erfrischenden Sturmwind Halm und Baum, und zur Erde prasselt der erquickende Regen. Die Fluthen rauschen zu Bach und Graben. Das Gewitter zieht segenspendend vorüber. Seine Erhabenheit ist von keinen Nebentönen und Lichtern beeinträchtigt worden. O, siehe da! Ein vom Aufgang bis zum Niedergang gespannter farbenstrahlender Regenbogen läßt das fromme Gemüth gedenken „an den ewigen Bund zwischen dem barmherzigen Schöpfer und allem Fleisch der Erde", während die Lungen sich fröhlich weiten zur Aufnahme der stärkenden Lebensluft und ein brotartiger Duft von dem in goldenen Wellen sich dankbar verneigenden Aehrenfelde aus der Nähe herüberflutet.

Die Sonne geht zu Rüste; schon kehren die brüllenden, blökenden und schnatternden Heerden heim. Vielfarbig

erglühen in den Wolken märchenhafte Gestaltungen, Tempel, Paläste und Alpen, wie sie keine Phantasie erdenken oder schildern könnte! — Und senkt sich der stille Abend hernieder mit seinen das Tagesgetriebe besänftigenden Feierstunden, da schaut das Auge hinauf zu dem allmälig die Beleuchtung der Welt übernehmenden Sternenheer. — Was muß das für ein König aller Könige sein, an dessen Brust so ungezählte Kleinodien in allen erdenklichen Farben glitzern und glänzen! Und, siehe da! Blutig roth zieht er empor, der volle Mond. Aber je mehr er zur Höhe steigt, je bleicher wird er, gleichsam vor Entsetzen, ob all des Unrechts und der Sünde, die er da unten in der Nacht schauen muß; aber freundlich grüßt er das friedliche Erdenkind in seiner Einsamkeit da unten, das leise ihm entgegensummt: „Guter Mond, du gehst so stille in den Abendwolken hin." Besucht er aber heute anderwärts Erdenkinder, und haben vielleicht die Sternlein einen Wolkenschleier über ihre blitzenden Aeugelein gebreitet, so tritt das Schweigen der Nacht in ihr volles Recht. Das Froschconcert im nahen Teich ist schon verstummt, und hat, im lieblichen Mai, die mit Liebessehnsucht erfüllte Nachtigall ihre letzten glockenreinen Lockweisen ausklingen lassen, da scheint auch das ewig bewegliche Laubwerk, wie gebannt, still zu stehen. Nur die Blumen des Gärtleins vergelten es dem Schöpfer, der sie des Tages über mit Sonnenlicht und Aether gespeist, an dem Menschenkinde durch Spendung lieblicher Düfte. Wie herrlich ist schon diese Welt, überm Sternenzelt muß ein lieber Vater wohnen! Vergiebt er uns der Uebel größtes in dieser Welt, die Schuld, dann dürfen wir fröhlich zur Ruhe, einst zur ewigen, gehen. — Und nun, gute Nacht! Ringsum erklingt schon das Bellen der treuen, wachsamen Begleiter des Menschen. —

Und heißt es:

Der Winter ist gekommen
Mit seinem weißen Kleid,
Hat uns die Blumen genommen
Und Alles überschneit,

dann sitzt es sich gar traulich im kleinen Wohnraum auf der Bank, die sich um den behagliche Wärme ausstrahlenden alten Kachelofen zieht; zumal wenn das Büblein, nachdem es seine Arbeiten für die Schule beendet und den Eltern noch die letzten Gänge besorgt hat, aus dem vor ihm liegenden Schulbuch, oder aus einem Pfennigmagazin, das ihm von dem alten, tauben, stets in Tabakswolken sitzenden Kandidaten leutselig geliehen worden ist, in Wort und Bild gar ergreifende Schilderungen liest; wie in anderen Himmelsstrichen ein eisiger Nordwind gar anders um die Ohren pfeift und wie doch der Herr in der Schöpfung sich auch in den Polarmeeren riesige Wale, grimme Eisbären und anderes Gethier unterthänig macht. —

Doch der Mond guckt gar so einladend durch die herzförmigen Einschnitte in den Fensterläden, und des Sitzens kann nicht immer sein. — Hinaus denn vor die Thür! — Ah! — Wie schön! — Wie das allerwärts, unten und oben, links und rechts und in der Ferne, millionenfach glitzert, glimmert und schimmert! — O, wie herrlich! — Ein mildes, zauberhaftes Licht fluthet durch den unermeßlichen Prunksaal; — selbst die weißen Strohdächer der Häuschen haben sich am Rande mit Reihen großer blitzender Eiscrystalle behängt! Welches funkelnde, feuerstrahlende Edelgestein!

Und wem zu Ehren ist denn solche unnachahmliche Pracht entfaltet worden? — Welcher König hat jene Milliarden von Lichtern da droben anzünden lassen? Auch

von dort glitzern uns alle Farben des Regenbogens entgegen! — Wem dies alles zu Ehren, — zur Freude? —

Dir, Du kleines Menschenkind! — Kennst Du noch nicht den Spruch, daß alles Euer ist, Ihr aber — wessen seid?

Selbst der in der Ecke stehende Schneemann mit seinen schwarzen Kohlenaugen und dem struppigen Rupprechtsbesen im Arm scheint sich ob der unbeschreiblichen Herrlichkeit schier zu verwundern, er, den jugendlicher Bildesinn erst am Tage vorher in das Dasein gerufen hat. — Doch, es wird kälter; die anderen Buben haben längst ihre Schlitten oder schlittenartigen Schleifgestelle hinter die Thür gestellt, und auch wir, über den blendendweißen, knisternden Schneeteppich zur Thür schreitend, wollen nicht länger die sabbathliche Ruhe der Schöpfung entweihen, noch die schon mit den Hühnern zu Rast gegangenen getreuen Nachbarn im Schlafe stören, — denn man hört ja den geringsten Laut — und wir treten in das traute Zimmerchen zurück.

Nun bekommen wir eine Ahnung von dem Sinn des Spruches, den Väterchen, das Tagewerk abschließend, vorliest aus dem alten ehrwürdigen, schon vom Urgroßvater und Großvater zerlesenen Bibelspruch:

> „Was kein Auge gesehen, kein Ohr gehört, noch in keines Mensch Sinn gekommen, das hat Gott bereitet denen, die ihn lieb haben.“

Vierter Abschnitt.

Schulzeit (1846—54).

Seit Ostern 1846 besuchte ich die A-b-cschule des Ortes. Wunderdinge muß man mir wohl von derselben

erzählt haben: von dort verabreichten Zuckernüssen, von Eiern, die der Hahn auf der letzten Fibelseite legt, und von dergleichen ein Kindesgemüth leicht bestechenden Dingen. So kehrte ich denn auch freudestrahlend aus dem ersten Schulunterricht heim, wo ich eine Bonbondüte zum „Leeren" bekommen hatte, ohne zu ahnen, daß mütterliche Schlauheit diesen etwas frühen Lohn des Fleißes, dem gefürchteten Rohrstockschwinger vorher heimlich zugesteckt hatte. — In der Folge war natürlich kein Halten mehr zu Hause, sobald nur die Schulstunde zu beginnen hatte.

Nachdem den „Klipp- und Klapp"-Schülern die nothdürftigsten Anfangsgründe in etwa 2 Jahren eingepaukt worden waren, wurde ich in die sogenannte obere Schule versetzt. Zwei Schulen mit je einem Lehrer gab es überhaupt nur in N. — Der Oberschule stand ein strenger aber tüchtiger Lehrer vor. Er ist später auch Hauptlehrer an einem Königl. Seminar geworden. Furcht hatten die Faulenzer und Thunichtsgute vor ihm, das muß man sagen. Wo er mit seinem weitausgreifenden Schritt — er trug „gespannte" Hosen — sich blicken ließ, husch! waren namentlich die bösen Buben in alle Ecken und Winkel verschwunden. — Er wußte aber auch das Rohr- oder Haselnuß- Stöckchen zu handhaben, daß es nur so seine Art hatte!

Damals gab es noch nicht eine so schwächliche Erziehungsweise, wie es heutzutage Mode zu werden scheint; die da meint, man könne mit lauter süßen Worten aus Rangen Engel machen. Eine Strafe muß freilich gerecht, aber, soll sie anders ihren Zweck erfüllen, empfindlich sein, so daß sie als Lohn für verübte Nichtswürdigkeiten nicht so bald wieder begehrt wird.

Die Zuchthäuser würden heute nicht so gefüllt sein, einmal, wenn hier den Insassen der Aufenthalt nicht zu behaglich gestaltet würde; vor allem aber, wenn Eltern und Lehrer etwas kräftiger das Rohrstöckchen auf den unteren Rücken der kleinen Uebelthäter würden tanzen lassen.

Manchem großen und kleinen Buben, der junge Pflanzungen verwüstet, unschuldige Kinder verdirbt und anständige Mädchen und Frauen belästigt; der arbeiten kann, aber nicht will, dem sollte — von Rechts wegen — eine ordentliche Tracht Prügel zugedacht werden.

Es hat uns Jungen auch nichts geschadet, wenn der Schuldige aus der Menge nicht herausgefunden, oder von den Kameraden nicht verrathen wurde, und die Unschuldigen mit dem Schuldigen büßen mußten.

Ist es mir doch einmal passirt, daß ich Strafe dafür bekam, daß ich nicht mehr der Erste der Schule sein wollte und mich als Letzter der ersten Bank hingesetzt hatte. — Der Erste hatte die Pflicht, so lange der Lehrer nicht im Klassenzimmer erschienen war, aufzupassen, daß Alles ordentlich in der Schule zuging, und diejenigen zur Bestrafung aufzuschreiben, welche gegen die Ordnung verstießen. Wer nun gerecht und unparteiisch seines Amtes waltete, dem wurden die bösen, oft reicheren und meist stärkeren Buben gram. Ein solcher Stand der Dinge hatte mir den Ehrenposten verleidet; ich mußte ihn aber nach erhaltener Strafe wieder einnehmen.

Das Lernen ist mir sehr leicht geworden. Die Zeichenstunde war mir eine der liebsten; auch Sprachstunden, leider erhielten wir nur etwas Polnisch. Mittags war eine Stunde Pause. War nun der Vater vielleicht zu Markte, und die Mutter in ihrem schweren Berufe abwesend, so mußte ich als Aeltester noch schnell den

Mittagsimbiß für meine um mehrere Jahre jüngeren Geschwister zurecht machen. Eier und Butter, auch Milch und Mehl, waren wohl meist vorräthig und eins, zwei, drei! — stand der Eierkuchen auf dem Tische.

War die Schule, etwa Nachmittags um 3 oder 4 Uhr aus, so wurde ein wenig auf Feld und Flur getummelt, um, nach Anfertigung der Schularbeiten, mit einem Lesebuch unterm Arm, unsere Ziege, die uns Milch und Sahne gab, auf die Weide an den Rainen der öffentlichen Wege und Straßen zu führen; denn eigenen Grund und Boden besaßen meine Eltern leider nicht. Den Strick meines lustig meckernden Genossen einsamer Stunden um die Hand gewickelt, das Buch vor mich auf dem Rasen legend, floß eine Stunde schnell dahin. — Bewegte mich der Inhalt des Gelesenen, dann legte ich mich wohl auf den Rücken und dem Gelesenen nachdenkend, starrte ich in die Himmelsbläue. — „Wie muß es da draußen in der Welt wohl aussehen?", dachte ich dann bei mir. O, wenn ich Flügel hätte wie jene trillernde, kerzengerade in die Höhe steigende Lerche! Wenn ich mit den fliehenden Wolken durch die Lüfte segeln könnte! — Hatte ich doch schon so viel von den weit gewanderten Meistern bei den Abendunterhaltungen gehört, daß ich kaum den Feierabend erwarten konnte, um noch mehr zu erfahren; zudem wenn sie erzählten, wie man allerlei munkele von Krieg, Rebellion, und welche Anzeichen sich schon bemerklich machten, und was bereits hier und da schon sich ereignet haben sollte. —

Diese Männer waren eben unsere Zeitung! —

Und ernst genug wurden bald die Zeiten! — Doch ehe ich hiervon erzähle, muß ich eines für mich großen Ereignisses gedenken, das mir in meinem Leben das erste und deshalb wohl auch das tiefste Herzeleid bereitet hat. Eines Morgens fanden wir unseren Ziegenstall leer. —

Daß die Ziege gestohlen sein könne, kam uns zunächst garnicht in den Sinn. Ein Diebstahl war etwas unerhörtes; Schlösser kamen kaum zur Anwendung; ein Riegel genügte vollkommen. Um so größer war mein und meiner Eltern Entsetzen, als wir nach längerem Suchen das weiße Fell und die Eingeweide meiner geliebten Ziege außerhalb des städtischen Weichbildes fanden! — Der unvergessliche Genosse meiner einsamen Stunden so meuchlings gemordet? Ein reicher Thränenstrom machte meinem gebrochenen Herzen Luft. — Eine solche That der Niedertracht brachte mein Gemüth so in Aufruhr, daß ich den Dieb mir in gar keiner menschlichen Gestalt vorstellen konnte, ja er erschien mir des Nachts in gräßlichen Träumen als ein durch das hintere Fenster grinsender Teufel. Es bedurfte langer Zeit, ehe ich über diese Vorkommnisse beruhigte.

1847 kam Theuerung in das Land, eine Theuerung, wie ich sie seitdem nicht wieder erlebt habe. Wenn nun selbst in unserer so fruchtbaren Gegend Mangel eintrat, wie mag es da anderswo gewesen sein! — Dazu kam ein ungemein strenger Winter. Die Häuschen in der Gasse waren eines schönen Morgens bis über das Dach eingeschneit, so daß wir die Fensterladen nicht öffnen konnten, und wir von der nach innen sich öffnenden Hausthür an einen Gang bis zum Hause des Nachbars, und dieser wieder einen zu dem Hause seines Nachbars und so fort bis zur Stadt bahnen mußten, um wenigstens einander Beistand leisten zu können. Zum Glück trat bald ein vorübergehendes Thauwetter ein, das den Schnee tilgen half, — ehe strenger Frost wieder einsetzte. — Aber karge Bissen gab es dazumals! — Eine einfache Speck-Brennsuppe oder auch hie und da ein Schälchen dünnen schwarzen Kaffees, mit trockenen, schlechten Kar-

toffeln in Salz getaucht, war lange Zeit fast unsere Hauptnahrung.

Doch auch dieser böse Winter ging vorüber; aber in dem neuen Jahre 1848 beunruhigten schon wieder andere bedenkliche Gerüchte die Gemüther. „In Frankreich wäre Rebellion ausgebrochen“ hieß es, und „ein Polnischer Aufstand wäre im Gange.“ — „Schon bildeten die Polen Sensenmänner-Trupps.“ — Doch damit den Menschen auch nichts Erfreuliches fehle, hieß es, Deutschland solle nun einen neuen Kaiser bekommen, wie in vergangenen Tagen. —

(Zur Erklärung für Uneingeweihete möge hier erwähnt werden, daß die Polnischen Insurgenten, in Ermangelung von Schußgewehren und von Bajonetten als Waffe eine Sense führten, deren Klinge nicht wagerecht oder rechtwinkelig zum Schaft stand, sondern senkrecht zu demselben, darauf befestigt war.)

Schon wurden auch in unserem Städtchen die Reserve- und Landwehrmänner eingezogen und Pferde ausgemustert. — Das Jahr 1848 schien seinen Vorgänger an Trübsal noch übertreffen zu sollen. Bald tobte der Aufstand in der Provinz mit allen Schrecken eines Bürgerkrieges. Die Verübung gräßlicher Grausamkeiten Seitens der Sensenmänner wurde berichtet; alle Deutschen oder — was hier dasselbe bedeutet alle Evangelischen sollten umgebracht werden. Das lag nun freilich auch bei uns nicht außerhalb des Bereiches der Möglichkeit.

In Entfernungen von 1—2 Meilen gab es polnischer Dörfer genug. Unsere kleine Schützengilde und spätere Bürgerwehr stellte zwar Posten auf und lag auf der Warte; allein es war besser, daß ihr Heldenmuth nicht auf die Probe gestellt zu werden brauchte. Durchmärsche von Truppen, die später außer der Preußischen die schwarz-

roth-goldene Kokarde trugen, hörten nicht auf und waren für die Buben natürlich große Ereignisse. Es war Alles in einer fieberhaften Aufregung. Die wiederkehrende Nachricht: „Die Sensenmänner kommen!“ wurde nur zu leicht geglaubt, ohne glücklicher Weise wahr zu sein.

An einem schönen sonnigen Tage war ich mit meinem Schwager, um Holz zu holen, nach der Königl. Forst gefahren. Als wir gegen etwa 6 Uhr Nachmittag, auf der Heimfahrt begriffen, uns dem Städtchen näherten, hörten wir die Sturmglocke ertönen und sahen von allen Ecken und Enden Männer mit Flinten, Heugabeln, Misthaken und allen möglichen und unmöglichen Waffen ausgerüstet, herbeiströmen. — Mein Mütterchen, das sich schon über die Maßen unseres langen Ausbleibens wegen geängstet hatte, war froh, uns wieder zu sehen.

Mein Vater, stets von einem merkwürdigen Gleichmuth erfüllt, aß ruhig seine Abendsuppe, während die Sturmglocke läutete und die bewehrten Männer aus dem Hauland an unserem Fenster vorbeistürzten.

„Ich weiß gar nicht, wie du bist“, jammerte mein Mütterchen ihm zu,“ alle Männer eilen fort, und Du bleibst hier ruhig sitzen! —

„Na,“ entgegnete mein Vater gelassen, „es wird so schlimm nicht werden.“ —

Und er hatte zufälligerweise Recht; freilich, wenn wir das Ohr an die Erde legten, hörten wir Kanonendonner; aber unser Städtchen blieb, auch das ganze Jahr hindurch, verschont. Am nächsten Tage erfuhren wir, daß bei G., etwa zwei Meilen von uns entfernt, die Königlichen Truppen ein siegreiches Gefecht gegen die Aufständischen bestanden hätten.

Wir dankten Gott für die Errettung aus der Noth. Die Königstreue aber des Städtchens erhielt dadurch ihren

Lohn, daß das Landrathsamt und die Kreiskasse von der polnisch gesinnten Kreisstadt nach hier verlegt wurde. —

Ruhe und Friede schien nun durch Dämpfung des Aufstandes in der Provinz hier bei uns zurückgekehrt zu sein, wenn auch das abziehende Gewitter sich noch hier und da in deutschen Landen, z. B. im Badischen Aufstande, Luft machte. —

Kunst-Studien.

Bald lehrten weihnachtliche Gesänge auch uns Schulkindern so recht die Herrlichkeit des „Friede auf Erden"; — denn die Adventszeit hatte, und mit ihr das sogenannte „Quempas"-Singen, wieder begonnen. In meinem Heimathsstädtchen war es nämlich eine alte, wahrscheinlich durch die ersten Ansiedler eingeführte Sitte, vier Wochen vor Weihnachten, also mit Beginn des Advents, für die Christnacht aus den besten Sängern der Schule einen Kirchenchor zusammenzustellen, um unter Leitung des Kantors, welcher auch als Lehrer der Vorschule vorstand, den sogenannten „Quempas" zu üben oder zu lernen. Dieser Name ist eine volksthümliche Abkürzung der Worte: Quem pastores, mit welchem der altbekannte, lateinische, deutsche Weihnachtsgesang:

Quem pastores laudavere
(den die Hirten lobten schon)

begann. Dieser Gesang stand immer auf der ersten Seite des Gesangsheftes, welches jeder Sänger in seiner Familie ererbt oder neu angefertigt hatte. Dieses „Quempas"-Singen war eine Merkwürdigkeit in N., ich wenigstens habe es anderwärts nicht wieder angetroffen.

Die ältesten, schönsten und lieblichsten Weihnachtsgesänge der deutschen Christenheit waren in diesem

Heftchen nebst Text und Noten handschriftlich aufgeführt. Oberhalb der ersten Notenreihe stand in buntester Fracturschrift die erste Verszeile der Lieder: z. B. „Quem pastores laudavere", „Lobt Gott ihr Christen allzugleich", „Es ist ein Ros' entsprungen", „Stille Nacht", „Vom Himmel hoch, da komm ich her", „Gelobet seist du Jesus Christ", „O, du selige, du fröhliche" u. s. f.

In alten Zeiten, als die Buchdruckerkunst noch unbekannt war, kann, in den Mönchsklöstern, kaum ein größerer Kunstfleiß bei Herstellung farbiger Fracturen auf heiligen Pergament-Urkunden verwendet worden sein, als es hier die Sänger familienweise thaten. In welcher Weise Jeder seinen Kunst- und Farbensinn schon fast das ganze Jahr hindurch vorher bethätigte, ließ keiner dem Anderen vor Beginn der Gesangsübungen merken. Dann aber wurden die „Karten aufgedeckt", und mit stillem Neid oder unverhohlener Freude schaute sich dann der Minderbegabte die Leistungen seines Gesangsgenossen an. — Jedes Lied mußte mit einer anders gearteten und mit in unterschiedlichen Farbenverbindungen getuschter Fracturschrift beginnen. Besonders die Anfangsbuchstaben konnten nicht kunstvoll genug sein. Auch zur Herstellung ganzer Bilder verstieg sich die Phantasie einzelner Künstler, z. B. „Adam, Eva und die Schlange, mit dem Apfelbaum" als Eingangsbild; „Die Geburt Christi im Stall", „Die Flucht nach Egypten" u. s. w.

Endlich war der Christabend erschienen. — Hatte nun die Schöpfung ihr weißes Festkleid angezogen, oder fielen noch silberne Flocken zur Erde, so daß kein Tritt zu hören war, und fingen die Glocken an in feierlichen Pulsen durch die stille Abendluft zu ertönen, da senkte sich ein unbeschreiblicher Feierzauber in Herzen und Gemüther namentlich der Kleinen, deren Pulse eine

schnellere Gangart annahmen. Und wie Heinzelmännchen, mit Wachskerzchen oder Stöckchen in der Hand, huschten sie aus den Hausthüren, von Erwachsenen begleitet, zur Kirche. Auch vom Lande strömte Groß und Klein in die Stadt. Schnell füllen sich die Räume der Kirche. Mächtig brausen der Orgel weihnachtliche Accorde durch die kreuzweise sich schneidenden Hallen des Gotteshauses, welches durch Kronleuchter und Hunderte von Kindeshand getragener Kerzen lichtdurchflutet ist. — Die Orgel schweigt. — Horch! — Sind das Engelstimmen, deren sanft beginnender und allmälig anschwellender Gesang des „Quem pastores laudavere“ herniederzusteigen scheint, um auf der unteren Empore, westlich gegenüber, weiterzuklingen im zweiten Chor:

Quibus angeli dixere
(Und die Engel noch vielmehre)

bis die dritte Zeile:

Absit vobis jam timere
(Fürcht Euch nicht zu dieser Frist)

im höheren Chor der Südseite von einem dritten zweistimmigen Knabengesang wie aufgefangen wird, um mit

Natus, est rex gloriae
(Geborn ist der Herr Jesus Christ)

auf der Nordseite der unteren Empore durch einen vierten Chor beschlossen zu werden. — Und so folgt — von dem Vortrag des Pastors unterbrochen, — Lied auf Lied, bis die Christfeier in der Kirche beendet ist und die Feier im traulichen Kreise der Familie unter aufleuchtenden Christbäumen beginnt.

Die Wirkung jener Feier ist mächtig, und der Mensch der sie als Kind erlebt hat, verliert diesen herrlichen Eindruck nie, so lange er lebt.

Ist das nicht volksthümliche Kunstpflege, welche den ganzen Menschen veredeln kann? Was geschieht heutzutage nach dieser Richtung hin für das Volk?

Hier mögen nun für mich die Anregungen zu meinen ersten Kunstversuchen gegeben worden sein. —

Zeichnungen in Schwarzblei und Kreide übten in der Schule zunächst den Formensinn; hier lehrte man uns Schattirungen und Perspectivenbilder herstellen. Farbenlehre studirte man in der Natur. War das Wetter unfreundlich, oder die Abende, wie im Winter, schon lang, oder gab es sonst ein freies Stündchen, wenn des Lesens genug war: so wurde zu Papier, Stift, Tuschkasten und Muschelfarbe gegriffen, und so gut es immer ging, gezeichnet und gemalt.

Mit den „Gröscheln" (etwa 2½ Pfg.), die Mütterchen mir hier und da zusteckte, konnte ich freilich nur ganz billige Tuschkasten erschwingen, welche oft Farbenblöckchen enthielten von solcher Härte oder Grobkörnigkeit, daß sie trotz aller Pinsel-„Streichelei" mir die Abgabe von Farbe weigerten.

Ich hatte aber Tüncher und Stubenklechser beobachtet, und so kaufte ich mir im Kramladen Farberden, die ich dann mit Gummi arabicum versetzte. So hin und her probirend, entdeckte ich, daß die Stufenleiter meiner wenigen Farben durch Mischungen z. B. von Gelb und Blau in verschiedene Schattirungen von Grün in für mich sehr erfreulicher Weise bereichert werden konnte. Nun, „selbst ist der Mann" und „Probieren geht über Studieren."

Der Sinn für Schönheit ist ja jedem Menschenkinde angeboren; und schnell findet es das Schönere aus Minderwerthem heraus. Vielleicht ist das Auge eines

Landkindes durch die wechselnden Vorgänge und Bilder in der Natur mehr geschärft. —

Nun hingen in unserem schlichtem Wohnzimmer, unter fast unbedeutenden Bildern, zwei farbige, denen man es sofort ansah, daß eine Künstlerhand sie geschaffen haben mußte. Woher sie stammten, weiß ich bis heute nicht. Das eine stellte einen aus wunderlieblichen Rosen und Vergißmeinnicht geflochtenen Kranz mit einer Schleife vor. Die Naturtreue der Blumen war groß. — Das andere war ein Brustbild unseres Heilands, mit einer Erhabenheit in Ausdruck und Haltung, die mich ehrfurchtsvoll stimmte. Beide Bilder waren in einer Feinheit und Zartheit der Farben hergestellt, daß ich noch in späteren Jahren, nachdem mein Auge große Gemäldegallerien geschaut, mich über sie freuen konnte. Mein Ziel war, diese Farbentöne zu treffen und wo möglich die Bilder selbst zu „copiren.“ Ich versuchte und versuchte; es wollte nicht gelingen. Ich war schier untröstlich. Meine Farben waren aber auch zu grob. — Immer besser indessen gelang es mir, den Kranz nachzumalen.

Eines Tages hatte ich gerade einen vollendet, als eine Bauersfrau zu meiner Mutter kam. — Erfreut sieht sie diesen Kranz vor mir liegen, — an dem ich noch hier und da ein bischen nachtuschte. — Da fragt sie mich, ob ich ihr denselben wohl für ein Geburtstagskind verkaufen wolle, aber es müsse darin auch ein hübsches Reimlein sein. Dazu war ich ganz gern erbötig, denn schon manches „Dichten“ hatte ich verübt. Als ich nun einen Preis fordern sollte, schwieg ich still wie ein Uebelthäter ob so etwas Ungewöhnlichem. Aber als die gute Frau bei ihrem Weggehen mir einen halben poln. Gulden (etwa 50 Pfg.) hingelegt hatte, gab es keinen Glücklicheren auf Erden als mich. — Das war ja für mich ein Ver-

mögen, und nun konnte ich mir ja bessere Rosen und Vergißmeinnichtsfarben anschaffen! Wie viele Kränze mit Reimlein darin ich dann noch fabrizirte, habe ich mir nicht aufgeschrieben, aber mancher halbe Gulden ist mir in den wenigen Jahren, welche ich noch in der Heimath verlebte, zugeflossen.

Als einst Sommerschul-Ferien eintraten, da fiel es meinem oben beschriebenen Schneiderlein ein, seine „gute“ Stube weißen zu lassen; denn die Wände mit Papier und Tapeten zu verkleistern, war dort und dazumal noch nicht Sitte, und als ich unlängst in einer Baufach-Zeitschrift las, welche oft gesundheitsgefährlichen Uebelstände in unserem „Baccillen“-Zeitalter mit den jede gründliche Reinhaltung und tüchtige Mauerdurchlüftung hemmenden Tapeten verknüpft wären, da erinnerte ich mich der schön weißgetünchten Wände daheim.

Ganz weiße Tünche däuchte meinem Schneiderlein denn doch zu leer, und er mag bei sich gedacht haben: so ein gemaltes Gewinde von Rosen und Vergißmeinnicht, wie sie der kleine Nachbar so hübsch herstellen kann, möchte sich da oben auf der Wand in Balkennähe gar nicht so übel ausnehmen und meine Braut — es war die dritte, denn er war fünfmal verheirathet — gar sehr erfreuen; zudem hat der Kleine gerade Zeit, und ein bischen Uebung im Malen seiner geliebten Blumen wird ihm nur erfreulich sein. — Und somit warb er mich an.

Die Größe eines solchen Auftrages ehrte mich fast zu sehr, da ich ja keine Ahnung hatte, welche schier halsbrecherische Kunstausführung das sein würde. — Doch frisch gewagt, ist halb gewonnen! — Getrost ging der kleine Knirps an seine Aufgabe. — Welche Farbenarten hier zur Verwendung gekommen sein mögen, wissen die Götter: ich entsinne mich ihrer Zusammensetzungen

nicht mehr. — Eine getünchte Wand ist eben keine Papierfläche! — Endlich hatte ich den „Pfiff“ heraus, und da, dachte ich, kein Meister fällt vom Himmel, stieg muthig der Decke entgegen, erst auf einen Tisch und dann auf einen darauf stehenden Stuhl kletternd.

Die erste Rose sitzt, auch schon ein blaues Vergißmeinnicht im grünen Blattwerk. — Aber was ist das in meinem Genick? — Auch beim Fortgange der Arbeit wird das nicht besser. O weh! — nun erkannte ich die Tragweite meiner Aufgabe. — Ein Stubenklechser nimmt, wenn auch die Blumen nicht so bestechend ausfallen, eine Schablone; aber dazu durfte sich doch meine Kunstsinnigkeit nicht hergeben! Meine Ehre war ja „engagirt“; denn schon stellten sich Bewohner des Gäßchens ein, um das Malwunder zu schauen. —

Nun, die Aufgabe wurde gelöst; aber — von den vierzehntägigen Schulferien hatte ich wenig genossen. Worin die Bezahlung für jene Kunstleistung bestanden hat, weiß ich bis dato nicht; allein, nach langen Jahren, als ich dann und wann die Stätten meiner Kindheit besuchte, hat mein flinkes Schneiderlein von dem herrlichen Gewinde aus Rosen und Vergißmeinnicht leuchtenden Auges noch gesprochen.

Aus allen solchen Veranlassungen hatte sich mein Künstlerruf ausgebreitet. — Eines schönen Tages erschien tief aus dem Hauland ein stämmiger Tischler, der mich fragte, ob ich wohl in Firnißfarben stellbare Täfelchen für die Kirchenliedertafel mit Ziffern bemalen wolle; ich müsse aber zu ihm in das Hauland kommen. — Mit Erlaubniß meines Vaters sagte ich zu, obwohl ich mich für die Kunstreise nicht besonders erwärmen konnte.

Ich hatte nämlich gerade dieses Mannes halber gar empfindliche Strafen erhalten. Und das ging so zu. — Besagter Tischler, der fast sonntäglich auf dem Kirchenchor mir gegenüber saß, hatte beim Singen die Eigenthümlichkeit, Grimassen oder Fratzen zu schneiden, deren Komik im schroffsten Gegensatz zum Ernst des Ortes stand. Ob dies nur Angewöhnung oder Folge eines leichten Schlaganfalles gewesen, ich weiß es nicht; jedenfalls, wenn sich die Winkel des ziemlich breiten Mundes des zudem noch stotternden, aber sehr eifrig singenden Tischlers gar beweglich bald nach links, bald nach rechts bis zu den Ohren hin, bald wieder in merkwürdigen Verzerrungen nach unten oder oben verzogen, da bedurfte es des Gedenkens aller in Aussicht stehenden Strafgewitter, um nur etwas das mächtig wackelnde Zwerchfell im Zaume zu halten. — Doch — trotz alledem brach das so gewaltsam unterdrückte Lachen oft führerlos durch das Gehege der Zähne, und — bei der Heimkunft folgte des Vaters Strafe der Uebelthat auf dem Fuße.

Nichtsdestoweniger ward der Kunstauftrag jenes Mannes auch zur Zufriedenheit ausgeführt und neue Aufträge von ihm folgten, z. B. auf schwarz gestrichene Friedhofs-Gedenktafeln in weißer Firnißfarbe Inschriften zu malen, wie: „Hier ruhet in Gott der weiland N. N.“ u. s. w. Auch das geschah.

Ich glaube, ich wäre Maler geworden, hätte irgend ein sachverständiger Menschenfreund des sich in der Stille bildenden Talentes hilfreich angenommen. —

Unterbrochene Alterthumsforschungen.

Der Boden des Häuschens, in welchem wir wohnten, hatte zu Zeiten, wenn ich des Sitzens überdrüssig war, oder ein

unfreundliches Wetter mich in die engen Wohnräume trieb, für meinen Forschungssinn etwas gar Anziehendes, ja Anheimelndes; freilich stand uns nur die eine Bodenhälfte zu. In der anderen schliefen des Nachts Gesellen und Burschen des Schneiderleins das ganze Jahr hindurch, gleichviel, ob es oft Winter waren, daß die Nägel aus Giebelsparren und Brettern sprangen.

Die Winter müssen dazumal viel strenger als heute zu Tage gewesen sein: die dicht wie Bretter gefrorenen Fenster thauten trotz des Gluth spendenden Kachelofens nur selten ein wenig ab. Am Rande des Strohdaches, das nur sehr unvollkommen sich an das Gesims der Bohlenwand anschloß, wuchsen gleichsam Eiszapfen aus den vielen Halmröhrchen des Strohes oder Rohres heraus, oft von der Länge eines Mannesarmes und am oberen Ende von der Stärke eines mittleren Handgelenks.

Nichtsdestoweniger schliefen die Schneiderbürschlein gar fest und friedlich unter dem Strohdach und unter einem Deckbett, das des Morgens um den Körper herum steif und fest gefroren war, ohne daß sie erfroren wären. Gesund und „frisch“ standen sie auf, obwohl nicht selten ein schneidender Sturmwind über Nacht Mengen Schnees zwischen Dach und Hausrumpf unter und neben die Bettstellen gefegt hatte.

Ob sich unsere Zeit mit all ihren Jäger'schen und anderen wollenen Untersachen nicht zu sehr verweichlicht? — möchte man hierbei fragen. —

Pfarrer Kneipp, der sekundenlange Morgenstürze in kaltes Wasser empfiehlt, muß die Stählung des Eisens beobachtet und der Sitten der Vorväter gedacht haben. Doch die Abhärtungslehre scheint auch in anderen Ländern als Deutschland bekannt zu sein. Vor Jahren wohnte während eines sehr strengen Winters ein ameri-

kanischer Arzt bei mir in Berlin, der hier Kliniken besuchte und bei mir deutschen Unterricht nahm. Dieser starke, vor Gesundheit strotzende Mann duldete es nie, daß das Oberfenster seines Schlafzimmers weder bei Tage noch bei Nacht geschlossen wurde, obwohl das Zimmer so schmal war, daß das Kopfende des Bettes, in welchem er schlief, dicht an das Fensterbrett anstieß.

Manchmal weckte ich ihn des Morgens, und ich war erstaunt, ihn frisch und munter vorzufinden, obwohl Dielen und Bett mit Schnee befallen waren. Er stammte aus dem Norden der Vereinigten Staaten. Auf meine Frage dieserhalb meinte er, daß er eine andere Art zu schlafen von Jugend auf gar nicht kenne; die erfrischende, stets neue Luft käme Kopf und Lungen wunderbar zustatten, und der übrige Körper sei ja bedeckt. Er wüßte nichts von Schnupfen, Erkältungen u. dergl. —

Dieser Arzt hatte — nebenbei bemerkt — noch die Eigenschaft, zu allen Gerichten, gleichviel welcher Art, selbst zu Thee und Kaffee, Pfeffer zu genießen. Aber Rauchen war nicht sein Fall. —

Nach dieser unwillkürlichen Abschweifung kehre ich „auf meinen Boden" zurück. — — Auf demselben stand mancherlei Krims-Krams, wie man zu sagen pflegt, uraltes Gerümpel, Kisten und Kasten, leer oder mit allerlei Trödel darin, meist aus anscheinend sehr alten Zeiten. — Welchen Geschlechtern und wozu mochte dies Alles wohl gedient haben? — Welche Kulturwelle mag jene Ueberbleibsel und Trümmer gewesener Existenzen hier an den Strand geworfen haben? — Haben zu Zeiten der wandernden Völker oder der hin und her fluthenden Kriege jene altersgrauen Truhen einst Schätze, wie groß auch immer, in der Erde verborgen vor spähenden Augen habgieriger Feinde? —

Welcher Gelehrte hat wohl auf jenen uralten, vergilbten und befleckten, schier modernden Landkarten Erdkunde getrieben, auf denen sich die Umrisse Spaniens, Italiens, Großbritanniens, Frankreichs u. s. w. leicht erkennen lassen? Aber was will die darauf gedruckte fremde Sprache besagen mit ihrem: Hispania, Britannia, Helvetia, Germania, mit montes und mare, portus und insula? Und alle jene alten Scharteken von Büchern in fleckigen schweinsledernen oder fingerdicken wurmzerfressenen Holzeinbänden. — Ich blättere in einzelnen. — Welche wunderbar verschnörkelten Titel mit schwarz und rothfarbig wechselnden Buchstaben und Wörtern! — Unaufhörlich wechselt ein merkwürdiges Deutsch mit einer mir unbekannten Sprache. — Bilder sind darin, aber — wie drollig die Figuren ausschauen. Sie scheinen eines Bübleins erste Kreidezeichnungen auf Zäunen zu sein; hier hat der Künstler mit einem Zieher von Notenlinien schraffirt, so dick, so klumpig, so verzeichnet sehen die „Illustrationen“ aus. — Ja, aller Anfang ist schwer, auch der der Holzschneidekunst war es nach Entdeckung der Buchdruckerkunst. Ein handliches Buch greife ich auf. — Es ist noch nicht so wurmzerfressen wie jene dicken Ungethüme in Foliobänden mit schon sich auflösenden, moderig duftenden Blättern, durch die sich Wurmlöcher, wie mit einem kleinen scharfen Rundmeißel durchstampft, kunstgerecht hinziehen. Ich blättere in dem Büchlein, ich lese das Titelblatt: „Grammatik (verstehe ich nicht) der lateinischen Sprache von Bredow“; forschend blättere ich weiter: „mensa, der Tisch, mensae, des Tisches,“ weiter schlage ich um: „amo, ich liebe, amas, du liebst.“ — Ja, wahrhaftig, ich liebe euch Bücher und Karten, wenn ich nur alles verstände. — Weiter wandert das Auge. — Von

welcher Urahne mögen wohl jene Spindeln und Spulen gehandhabt worden sein, als sie auf jene ihr Flachsgarn spann und auf diese ihre gesponnene Wolle wickelte, — was mag man ihr von ihrer Urgroßmutter haben vermelden können? —

Da plötzlich — ein Geräusch hinter mir! — Ich sehe mich kurz um — ha! — Was sehe ich? — eine häßliche Hexe mich mit grimmem, menschenfeindlichem Blick anglotzen! — Roth und triefend sind die Augen, dick die hängende Unterlippe, fürchterlich der Kropf, runzlich Hals und Wangen, breit und dick ist die Gestalt, krumm der Rücken, die Füße stecken in großen damenbrettartig aus Tuchleisten hergestellten Schuhen! — — Was ich sonst gethan, weiß ich nicht; ich weiß nur, daß ich in der nächsten Sekunde nicht mehr auf dem Boden war! —

Als ich mich von meinem ersten Schreck erholt hatte, erfuhr ich, daß mein Schneiderlein, dem Zuge seines guten Herzens folgend, die alte Frau, eine Muhme von ihm, aus einem Nachbarstädtchen zu sich genommen hatte, und daß sie gerade erst eingetroffen wäre, um sich auf dem Boden ihren Webestuhl einzurichten. Sie sollte ihm seine Junggesellenwirthschaft etwas in Ordnung halten. — Sie, die Niemanden zu lieben und von Niemandem geliebt worden zu sein scheint, mochte mir seitdem den Krieg erklärt haben. Ich war ein aufgeräumtes, harmloses, lachendes Bürschlein; sie — in allen Stücken das Gegentheil. Wo sie mir etwas anheften konnte, ob es nun recht oder unrecht war, sie that es zu gern. Die Schneiderburschen, die wohl nicht zum Besten von ihr verpflegt werden mochten, mögen ihr wohl Manches zum Schabernack gethan haben, z. B. das Spinnrad in Unordnung gebracht, die Spulen verstellt haben u. s. w.

Sie war die Wittwe eines armen Webers und hatte,

da ja die Frauen im Allgemeinen das Weben und Wirken verstanden, auch ihren alten Webstuhl mitgebracht und auf den Boden gestellt, wo sie, wie eine Art Klotho (die Göttin des Schicksalsfadens), webend über das Unheil ihrer Hausgenossen gebrütet haben mag.

Eines Tages war der Webstuhl außer Rand und Band. Das Weib, so langsam sie sonst war, stürzte wie eine Rachegöttin hin und her, schreiend: „Das hat der Bartthuld gethan, der treibt sich immer auf dem Boden herum.“ —

Merkwürdigerweise — und wahrscheinlich, weil sie eine solche Behauptung so sicher aufstellte — wurde ihr geglaubt, und ich unschuldiges Huhn bekam von meinem sehr gestrengen Herrn Vater, wie der Berliner sagt, „Senge,“ daß das Blut floß. Mein erlittenes Unrecht klagte ich gar jämmerlich meinem Mütterlein, die mich fein trösten konnte; aber meine Hiebe hatte ich „weg“ und erhöht wurde mein Zutrauen zu der edlen Hausgenossin auch nicht. — Ich ging der Parze möglichst aus dem Wege, nur meine Alterthumsstudien hatten einen „Knicks“ bekommen. Etwas Vergessenheit in die Sache brachte

die Millionen-Erbschaft.

Es mochte etwa Ende der vierziger oder Anfangs der fünfziger Jahre gewesen sein, als eine Zeitungsnachricht auch nach N. drang, daß in einem am Schloßplatz zu Berlin gelegenem Hause eine alte Wittfrau gestorben sei, die eine und eine halbe Million Thaler in Werthpapieren, Grund und Boden und in Münzen, in allerlei Säcken, Strümpfen u. s. w. versteckt, hinterlassen habe. Dabei wäre die Verstorbene zu Lebzeiten sehr geizig gewesen; vor einer Tasse Kaffee, mit trockenen Kartoffeln als Zubiß, hätte man sie todt auf dem Sopha gefunden.

Da gedenkt meine Mutter der Erzählungen ihres ersten Mannes, des Arztes aus Saarlouis. „Ach, das ist gewiß die geizige Tante, von der er mir so oft erzählt und von der er nie hat etwas bekommen können, wenn er etwas brauchte!“

Und alle Beschreibungen stimmten. Mein ältester Stiefbruder machte sich sofort auf nach Saarlouis, um aus Kirchen- und Standesamtsregistern den Nachweis über nächste Erbberechtigung zu erbringen. Schon erschienen bei uns glückwünschend Freunde und Bekannte, und mehrere Jahre hindurch wurden wir in Spannung erhalten, bis schließlich die Meinigen mit ihren Ansprüchen aus dem Grunde abgewiesen werden mußten, daß keine Geburts-Urkunden betreffs des genannten Arztes beigebracht werden konnten. Und das konnte nicht geschehen, weil in Saarlouis, wahrscheinlich in Folge der Kriege, die maßgebenden Register nicht mehr vorhanden waren.

Verwandte anderen Namens und entfernteren Grades sollen nach Jahren einen Theil erhalten haben, während der Rest wohl an den Fiscus gefallen ist.

Ferien und Feste.

Sind schon Ferien, in denen man von alltäglichen Dienstverrichtungen feiert und aus dem Joch gewohnter Berufsarbeit ausgespannt wird, eine Erholungszeit, weil sie uns eine wohlthuende Abwechselung im Thun gestattet: — wie viel mehr Sonn- und Festtage, denen zu Ehren wir uns schmücken, an welchen wir ganz ruhen, uns nach Leib, Seele und Geist gütlich thun, im vollsten Sinne des Wortes erquicken dürfen.

Feste bilden Lichtpunkte im Leben der kleinen und großen Menschen. Es sind Höhen, von denen wir feiernd herabschauen auf alles Niedrige und Gemeine, auf alle kleinlich erscheinenden Eitelkeiten und vergängliche Nichtigkeiten des Lebens hienieden; es sind Berge, auf denen wir rückwärts und vorwärts in die Zeit Umschau, bei uns aber still im Innern Einkehr aus der sonstigen Zerstreuung halten; es sind Tage der Abrechnung darüber, ob wir, unserer hohen Bestimmung gemäß, vorwärts oder rückwärts gekommen, oder ob wir stehen geblieben sind; es sind Ruhepunkte in der Flucht der Erscheinungen uns, die wir es freudig ahnen, daß noch eine vollkommenere Ruhe vorhanden ist; es sind Stufen auf dem Pfade emporführend zu den Bergen ewiger Festesfreude! — Wehe aber dem Menschen, dem Lande, dem Volke, bei welchem jene so nothwendige Erholung und Erquickung in Ausbrüchen zügelloser, roher Sinnenlust gesucht wird und doch nie gefunden werden kann; denn, indem man sich unbefriedigt von Genuß zu Genuß, von Taumel zu Taumel stürzt, foltert uns das Bewußtsein stets vergrößerter Schuld, — und stets schaffensunlustiger gehen wir murrend und mit dem Geschick hadernd, bangend einem finstern, unabänderlichen Verhängniß entgegen. —

Darum glücklich das Kind, das eine fröhliche, festerfüllte Kindheit verleben durfte. Das Leben auf dem Lande hat doch Vieles namentlich vor großen Städten voraus!

Die liebliche Christfeier habe ich schon oben beschrieben und ich gehe nun den Verlauf eines Jahres weiter durch.

Gar feierliche Feste waren z. B. die zu Ostern und Michaeli stattfindenden Schulprüfungen, deren

letzte die Scheidenden gar ernst stimmte. — Behufs Schmückung der Schulräume begab sich schon am Tage vorher der Schulerste mit einem ganzen Troß von Buben nach dem etwa eine Stunde entfernten herrlichen Eichwalde. Beladen mit grünen Zweigen kehrte man singend heim, um schnell noch das Prüfungszimmer in eine Laubhütte zu verwandeln.

Gar heftig pochten die Herzen der Prüflinge, wenn sie daran dachten, daß morgen der ganze hohe Rath des Ortes, Eltern und Bekannte Zeugen werden sollten ihres Wissens und Könnens. — Die Prüfungen fielen, wie es schien, meist zur Zufriedenheit aus, und im Bewußtsein verrichteter Heldenthaten harrte man im Frühjahr erwartungsvoll der Osterfeier. Ueberall regte sich, wie zur Vorfeier, schon auferstehendes Leben. Das junge Zicklein umtanzte in Freudensprüngen die liebevoll ihr zumeckernde Ziegenmutter, ohne zu ahnen, daß seine Tage schon gezählt waren, um uns den köstlichen Ziegenlammbraten für das Osterfest zu liefern. — Gluckend führte die Henne ihre gelben, munteren Küchlein umher, um sie weise zu unterrichten, elegant im Sande zu scharren und sich mit Speise und Trank zu versorgen. — Am grasigen Raine führte die größere Gänsemutter die Schaar der gelb ausstaffirten Kinder weidend entlang, begleitet von dem wachenden Gänserich, der wuthentbrannt die Flügel spreizend, mit lang vorgestrecktem Halse, schlangenartig dem arglos nahenden Buben entgegenzüngelt und diesen recht bald das Hasenpanir ergreifen macht. — Auch das Corps der befiederten Sänger läßt überall seine verschiedenartigsten Konzert-Weisen nach allen Regeln der Kunst ertönen. Der Storch auf der nahen Wiese scheint wie ein Kapellmeister klappernd den Schnabel als Taktstock zu schwingen.

Der stille Freitag ist erschienen. — Da schweigen auch die Vögelein, und die bösen Buben, die es sich gelüsten lassen, Nester auf dem Baume auszunehmen, stehen heute davon ab; sie würden, so geht die kindliche Sage, von den Bäumen fallen und sich den Hals brechen.

Nun kommt der Kuchen-Sonnabend. Die Gegend ist fruchtbar und wohlhabend; Mehl, Milch, Eier und Butter sind billig und auch die ärmste Familie erschwingt diese einfachsten Bestandtheile des Festkuchens. Lustig und singend springt das Büblein von dannen, um dem Mütterchen Hefe und Rosinen und Zimmt und wie die duftenden Gewächse des Auslandes alle heißen, zu holen. Sinnend schaut er zu, wie des Mehles kleinste Theile unter der knetenden Hand mit den anderen Mischstoffen eine immer anhänglichere Verbindung eingehen in der halbrunden Mulde, welche, ist das Kneten vollendet, mit sorgsam bedecktem Inhalt an den warmen Ofen gestellt wird. Bald „geht" der Teig, ohne Füße zu haben, zum Staunen des Bübleins. „Junge, hole Kuchenbleche vom Bäcker!" Die Mutter sprichts und der Bub rennt; während die Nachbarbuben schon vorbeiziehen mit sechs bis sieben auf den Kopf gelagerten Kuchenblechen, welche infolge des schwankenden Ganges der Buben wie gespannte Trommelfelle eine festlich stimmende Musik von sich geben. — Belegte Bleche werden zum Bäcker getragen, und ehe der Tag zu Rüste geht, breitet sich über das Gäßchen, über den ganzen Ort ein Kuchenduft aus, daß man meinen könnte, die ganze Gegend wäre eine einzige Kuchenbäckerei. — Glücklicher Weise kannte man damals nichts von Margarine und sonstigem butterigen Mischmasch. Die gute alte Zeit! Hier verdient sie in der That diesen Namen!

Morgen ist Ostern; da heißt es früh auf sein,

will man das Osterlämmlein in der aufgehenden Sonne tanzen sehen. Die Mädchen, welche schön werden wollen, müssen schweigend Wasser im nahen Graben schöpfen und schweigend mit dem Wasser zurückkehren. Ihre bösen Burschen aber suchen durch allerlei Neckereien ihnen die Zungen zu lösen, oft in sehr derber Weise durch unverhofftes Uebergießen mit Wasser.

Am ersten Ostermorgen gehen die Kinder „glückliche Ostern" wünschend und dagegen Geschenke eintauschend umher, um aus Fläschchen mit reinem oder auch mit Wasser gemischten Eau de Cologne Verwandte, Freunde und Wohlhabendere zu besprengen. — Schnell schwinden die Ostertage und die Kuchen. — Der Begriff der Eitelkeit der Dinge bildet sich dem Kinde. Lange zehrt das Gemüth noch an der Erinnerung, während neue Hoffnung es schon wieder zu beleben beginnt, wenn Pfingsten, das Fest der grünen Maien und des Kalmus sich naht. — Am Kuchensonnabende vor Pfingsten ziehen diesmal ganze Schaaren von Buben hinaus nach den fernen üppigen Sumpfwiesen, an dem mit Erlen bewachsenen Landgraben entlang. — Man ist zur Stelle. Hochaufgekrämpelt werden die Hosen, und wie lang- und rothbeinige Störche stelzen sie im Wasser umher, um den lieblich duftenden Kalmus mit seiner von weiß bis zart rosa und fleischfarben gezeichneten Wurzeln aus dem seichten Wasser zu rupfen. — Ein Bündel davon, so schwer wie man es tragen kann, wird mit dem Schul- oder „Schmacht"riemen zusammengeschnürt, und hat jeder seinen Huckepack, so zieht der Bubenschwarm heimwärts, wo des Vaters oder des älteren Bruders, des Gesellen oder Burschens scharfes Messer dafür gesorgt hat, daß die üppig gedeihenden Birkenbäume nicht zu schwer an ihren weithin flatternenden grünen Fahnen zu tragen

haben. Wie auf dem Laubhüttenfest der Kinder Israels zu Jerusalem sieht man Laubgänge vor den Hausthüren, sieht man Wand und Mauer mit Birkenzweigen überdeckt und geschmückt.

Nun werden auch die Kalmusstauden wie Kerzen zu einer Illumination an die Fensterscheiben gelehnt. — Wie das duftet!

Doch Pfingsten ist nicht blos ein kirchliches, es war uns auch ein Volksfest ... ein Schützenfest. — Trommelwirbel erschallt am zweiten Festtage Mittags, Straß auf und Straß ab, die Gemüther der Kleinen erschütternd. — Bald tauchen in den verschiedenartigsten Trachten, mit Cylinderhutformen vielzeitiger Moden auf dem Kopf, die ehrenwerthen Schützenbrüder auf, in oft nichts weniger als soldatischer Gangart und Haltung, die Büchse im Arm, auf der Schulter oder wagerecht schlenkernd. — Generalmarsch wirbelt. — Die Schützengilde tritt an. — Der dickbäuchige Befehlshaber, hier hochtrabend „Major" genannt, der vor Fett kaum aus den Augen sehen kann, erscheint vor der Front; ein breites schwarz-weißes Schulterband und ein krummer Offiziersäbel sind das Zeichen seiner Würde. — Die sechs oder sieben Mann starke Stadtkapelle ist gleichfalls zur Stelle und hat schon allerlei schmetternde Weisen erschallen lassen. Der Major kommandirt: „Antreten nach der Größe." Mit einiger Nachhülfe kommt eine Art militärisch gegliederter Ordnung zu Stande. Zwischen dem rechten Flügel und den Trommlern und Musikanten stellen sich die Ehrenmitglieder, der Bürgermeister und sonstige Stadtgrößen auf.

Mit „Stillgestanden! — Richt Euch. — Rechts um! Bataillon marsch" bei voller Janitscharen-Musik, einem großen Troß jungen und alten Volkes vor der Spitze, zu den Seiten und im Gefolge der Heeressäule, rücken

die Schützen ab; schier die ganze Stadt eilt auf den Schießplatz, der, wunderbar in Waldesgrün auf Wiesen erwählt, uns freundlich zum Besuch einladet.

In langen, straßenartigen Reihen ziehen sich Zelte und Buden dieser schnell abzubrechenden Stadt hin. Bei Pfefferküchlern, Porzellan-, Glas- und Galanteriewaarenhändlern versucht man um einen billigen Einsatz würfelnd sein Glück. Dort produzirt fahrendes Volk, Seiltänzer, Gymnastiker allerlei halsbrecherische Künste; im nahen Saale erklingen zum Tanz auffordernde Weisen, hier tönen Leierkasten und der Kinder erwürfelte Pfeiffen und Trommeln, in der Ferne der Schützen unaufhörlich knallende Büchsen; der Geruch des Pulverdampfes, röstender Würste, gebackener Pfannkuchen trifft die Nase, während Zunge, Gaumen und Kehle vor der großen Auswahl der Labsale lange des Genusses harren. — Ein Durcheinander von Tönen und Gerüchen, Ansichten und Gerichten, daß man Abends froh dem heimwärts trommelnden Kalbfell folgt. —

Am letzten der drei Schießtage wird der beste Schütze als König, mit großem Gepränge „eingeführt“. Die Scheibe seines Meisterschusses wird ihm nachgetragen. Der König hat aber kleine Münzen unter das mitströmende Volk zu werfen. — Manche Rippenstöße werden dabei freilich mit eingeheimst. —

Mit Wehmuth schied man von der festlichen Hälfte des Jahres. — Aber die folgenden Schulferien boten auch des Schönen und Guten viel, z. B. die Kornernteferien. Wer kein eigenes Korn einzuernten hatte, der half Anderen, Nachbarn und Freunden. Denn auch ein schwaches Büblein konnte die gemähten, trockenen Aehren zu Garben raffen, indem er sie kräftigeren Bindern zureichte. Da konnte man in glühender Juli-Hitze das

Bibelwort verstehen lernen: „Im Schweiße deines Angesichts sollst Du dein Brod essen“. Aber wie geschmeckt hat dann auch die Quarkstulle, welche die Bäuerin herumreichen ließ, und wie herrlich schlief es sich nach gethaner Arbeit. Wer wußte da etwas von Nervosität! — War die Ernte eingescheunt, so durfte man für sich und seine Familie Aehren lassen lesen, deren Körner wie Kaffee gebrannt und gemahlen, und mit ähnlich behandelten Eicheln, als Kaffeegetränk genossen wurden. — Edler Mocka! Man bekam wenigstens keine Blutwallungen darnach. —

An einem solcher Erntetage, es mochte gegen 3 Uhr Nachmittags sein, die Sonne brannte sengend auf uns Einernter hernieder, da — mit einem Male — begann der große Feuerball von einer Seite her sich zu verfinstern, als ob Jemand eine schwarze runde Scheibe allmählich darüber hinschöbe. — Je mehr dieser schwarze Teller sich über die Sonne schob, je gelber, fahler, gespenstiger wurde die Schattirung in der uns umgebenden Natur — es wurde unheimlicher — die Menschen wurden wortkarger, die gefiederten Sänger stellten einer nach dem anderen das Singen, die Grillen ihr Zirpen, die Frösche ihr Quaken, die Gänse ihr Schnattern ein, kurz: die ganze Schöpfung schien sich in stille Trauer zu hüllen oder banges Grausen zu empfinden, daß die große Lichtspenderin solch unerhörtem Schicksal verfiel. — Hat schon das Wort Finsterniß etwas Abstoßendes, so ist die Finsterniß selbst, namentlich wenn sie unvermittelt in einem nahen augenscheinlichen Gegensatz zur Lichtquelle tritt — etwas ganz Entsetzenerregendes. Wer vermöchte die Wirkung zu schildern, wenn es einst wahr werden wird, daß Sonne, Mond und Sterne ihren Schein ganz verlieren werden? — So total wie jene habe ich nie wieder eine Sonnenfinsterniß geschaut. —

Abwechselung kam in das Leben der Buben, wenn es galt, in der Stadt ein Häuschen mit Ziegeln zu bedachen. — Es waren ja dabei auch ein Paar Pfennige zu verdienen. — Eine bis über den Dachfirst hinausreichende, fest auf den Straßendamm gestützte Holzleiter lag glatt und fest auf den angenagelten Querbalken des Daches. Auf diese Latten wurden von einem Dachdecker Ziegeln mit ihren Nasen gehängt, so zwar, daß, wenn bei der untersten Latte begonnen und bei der zweiten. dritten u. s. w. Latte fortgefahren wurde, die Dachziegeln der nächstfolgenden Latte auf die Reihe der schon hängenden Ziegeln deckend und festhaltend übergriffen. Auf jeder Sprosse der Leiter bis zur Höhe der zu bedachenden Stelle saß ein Büblein, mit dem Rücken nach dem Dache, mit dem Gesichte nach der Straße zu, seine beiden Füße rechts und links von dem unter ihm Sitzenden auf die nächstfolgende Sprosse stellend. — Der Dachdecker oben kommandirt: „Aufpassen!", und der zu unterst sitzende Bub erhält schon zwei übereinandergelegte Ziegeln, greift sie fest, um sie, über seinen Kopf hinweghebend, dem Nachbarn über sich zuzureichen. Aufblicken durfte er dabei nicht, wenn er nicht die Augen voll Ziegelstaub bekommen wollte. Bald arbeitete die lebende Maschinerie wie geölt. Damals turnte man noch nicht, somit ersetzte diese Arbeitsleistung in etwas das „Arme — hoch — streckt!" — Zu lange durfte aber der Spaß nicht dauern, die Arme fingen bald bedenklich an zu schmerzen. — Nach einer Stunde oder zwei beurlaubte man sich, um am nächsten Tage wieder zu erscheinen, wenn noch Ziegeln aufzuspeichern waren.

Etwa im August folgten für unsere Gegend die Hopfenernteferien. Bei dieser Ernte, namentlich wenn sie reich ausgefallen war, bedurfte man vieler kleinen

und großen Hände zum Pflücken der das bittere, wohlriechende Hopfenmehl enthaltenden tannenzapfenartigen Köpfchen oder Kätzchen. — Für den Scheffel bekam man eine kleine Kupfermünze als Lohn. Die Fingerspitzen überzogen sich aber bei dem Pflücken bald mit einer schwärzlichen, klebrig-harzigen Schicht, welche aus diesem Hopfenmehl sich bildete und entsetzlich bitter war, so daß, wenn man Brod oder sonstige eßbare Dinge damit anfaßte, diese Nahrung gar bitter schmeckte. — Die Bestandtheile des Hopfens aber, außer etwas Gerbsäure und einem eigenthümlich flüchtigen Oele, namentlich jenes Hopfenbitter, machen das Bier nicht nur gewürzhaft und betäubend, sie verlangsamen auch eine nachfolgende Gährung und wahren ihm einen Gehalt an Zucker, welcher sich nicht in Alkohol verwandelt. — Ersatzmittel des Hopfens sollten streng verboten werden! —

Die letzten Ferien im Jahre waren die Kartoffelernteferien. Angesichts der rasch sich mehrenden Menschheit auf Erden fragt Mancher wohl bekümmert: „Was werden wir essen?“ Nun, der die Welt erschaffen hat, der wird sie auch, so lange es ihm beliebt, erhalten. — Wer dachte vor des alten Fritzens Zeiten hierzulande an dieses merkwürdige, aus Peru stammende Knollengewächs? Welches Jubiläum einer hundertjährigen Geschichte hätte die Kartoffel schon feiern können! —

Die Kartoffel ist so recht die Erntefrucht der kleinen Leute. — Ueber ihren Nährwerth wird etwas absprechend geurtheilt; — vielleicht hat man ihre guten Seiten noch nicht alle erkannt. — Dies dachte ich, als ich unlängst die Kartoffel als ein chirurgisches Mittel rühmen hörte. Bei festsitzenden Gräten im Halse, bei verunreinigten Eingeweiden soll nämlich die weiche Masse gekochter Kartoffeln bei ihrem Durchgange durch den Ver-

dauungskanal Wunder einer milden, faltenglättenden und deshalb reinigenden Wirkung haben.

Ein würdiger Abschluß aller Ferien war in meiner Schulzeit die Feier des Königsgeburtstages, der am 15. Oktober stattfand. Vaterländisch war unser Ort durch und durch. — Gar feierlich war es, wenn sich Abends zum Abschluß des Festes Hoch und Niedrig und Jung und Alt bei Fackelschein auf dem Marktplatz versammelte, und nachdem die schönen Klänge des „Heil Dir“ in den stillen Abend emporgestiegen waren, der höchste Beamte des Ortes ein begeistert aufgenommenes Hoch dem Könige ausbrachte. — So war es recht, so war es schön! Es stand gut in unseren Landen überall da, wo das Volksleben austönte in dem Dreiklang:

„Fürchtet Gott, ehret den König, habt die Brüder lieb!“

Schluß der Schulzeit.

Die Schulzeit nahte sich ihrem Ende, die Schule des Lebens sollte bald beginnen. Schon nahm ich Theil am Confirmations-Unterrichte. Ich wäre gern ein Maler geworden oder hätte noch lieber studiert. Wer aber nimmt sich eines unberathenen, hilflosen Kindes an in einem von allem Verkehr abgeschlossenen Orte, wenn der Lehrer ihm auch zehnmal in das Schulabgangszeugniß schreibt: „Hat viele Gaben.“ Wäre eine Gelehrtenschule am Orte gewesen, dann hätten meine Eltern vielleicht noch die Mittel erschwungen, mich sie besuchen zu lassen; aber die Kosten des Unterhaltes in einer fernen Gymnasialstadt zu bestreiten, das ging über ihre Kräfte.

Schmerzlich bewegt sah ich oft wohlhabender Eltern Söhne, welche in den einzelnen Klassen der Stadtschule weit unter mir saßen, nach außerhalb auf höhere Schulen ziehen!

„Mensa, der Tisch, mensae des Tisches“ und „amo, ich liebe,“ so tönte es mir immer im Kopfe, den alten Schmöker Bredow in der Hand. — Bei einer solchen Gelegenheit mußte mich wohl der freundliche Seelsorger einmal getroffen haben, denn, sich meiner erbarmend, ertheilte er mir bald darauf freien lateinischen und später französischen Sprach-Unterricht, den ich wahrhaft verschlang. — Ich war glücklich, glücklicher, als er am Tage der Confirmation segnend seine Hand auf mich legte. — Diese Feier ergriff mich sehr, so, daß ich hier hätte meinen Lebenslauf abschließen mögen. Denn meinen Augen erschien die Zukunft finster. — In stiller, einsamer Stunde aber warf ich mich nieder vor dem, welcher der Menschen Geschicke abwägt, vor dem Vater droben, von welchem alle gute und vollkommene Gabe kommt, und kühn stieg mein Glaube stammelnd empor: Herr, laß es mir hienieden ergehen, wie Du willst, nur lasse mich nicht verloren gehen! —

Lebewohl herrliche Kindheit! — Die in der Volksschule bei einem treuen Lehrer so oft gesungenen alten Lieder stimmten meine Seele:

Arm und klein ist meine Hütte,
Doch ein Sitz der Fröhlichkeit! —

Und:

Was frag ich viel nach Geld und Gut,
Wenn ich zufrieden bin. —

Viele Jahre sind seitdem verflossen. — O, könnten wir wieder Kinder werden! — wir würden in unserer von Unzufriedenheit erfüllten Zeit, wieder zurückkehren in das liebliche Paradies glücklicher Einfalt und Anspruchslosigkeit!

Zweites Buch.

Jüngling.

(1854—1864).

Der Jüngling sieht des Lebens Seiten
Erstarkt im wechselnden Geschick,
Und leichten Sinn's noch will er gleiten
Auf seichtem Pfad, gestützt auf Glück;
Doch Früchte nur die Blüte trägt,
Die Wind nicht gleich vom Baume fegt.

Fünfter Abschnitt.

Welcher Beruf?

Die Frage, welchem Berufe ich mich zuwenden solle, wurde nun brennend. Groß war die Auswahl nicht für mich. Erst dreizehn und ein halbes Jahr alt, war ich zudem etwas schwächlichen Körpers, den wiederholte Krankheiten, namentlich Wechselfieber, sich nicht entwickeln ließen. Der Mangel guten Quellwassers und die Ausdünstungen der nahen Wiesen, welche theilweise noch ihren sumpfigen Charakter nicht eingebüßt hatten, trugen nicht wenig zur Erzeugung von Wechsel- oder Sumpffiebern bei. Der im Fieber oft Wochen lang anhaltende Wechsel zwischen eisigem Frost und glühender Hitze machte den Körper so hülflos und elend, daß man sich nur ganz allmälig von den Krankheiten erholte. Dabei war die Eingenommenheit des Kopfes und die Empfindlichkeit der Sinneswerkzeuge ungemein groß.

Wenn ich nun, vom Fieber durchglüht, oft in Abwesenheit der ihrem Berufe nachgehenden Eltern, einsam auf dem Bette lag, und mein umflortes Auge herumirrte, dann blieb mein Blick, wie der eines jungen Kindes, wohl hie und da bei auffälligen Stellen haften, bald auf bunten Mustern der Bettüberzüge, bald auf einzelnen Formen und Schnörkeln der Möbel, an der Decke oder auf der Wand, wo der stetig wandernde Sonnenstrahl

den Dingen Leben zu geben schien. Sonderbare Fratzen, Gesichter und groteske Gestalten schuf daraus meine rege Phantasie. Ließ der beschleunigte Blutumlauf die Ohren summen, oder traf von außen her ein Schall das Trommelfell, dann dichtete sie unmenschliche Klage- oder Jubeltöne nie geschauten Lebewesen an. Brach sich der Sonne Strahl im gefüllten Wasserglase oder in einem Glasknorr der Fensterscheibe, so bildeten sich aus dem regenbogenfarbig zerspaltenen Sonnenstrahl edelsteinfunkelnde Feen-Paläste.

Geschmack und Geruch kamen am schlechtesten weg. Diese feinen Nachbarsinne werden insonderheit von dem Fieber mißhandelt. Die entsetzliche Bitterkeit der Arzneien, welche ich gegen diese Krankheit einzunehmen hatte, empfinde ich heute noch mit einem gelinden Grausen.

Mein Organismus hat aber diese Festigkeitsprobe glücklich bestanden; an inneren Krankheiten habe ich seitdem nie mehr, auch im Feldzuge nicht, gelitten, in welchem es an Ansteckungen, schlechten Lebensbedingungen, an Durchnässungen nicht gefehlt hat. Auch des Menschen Hülle scheint durch ein geeignetes Verfahren juchtenlederartig zu werden. Ererbung mag auch eine Rolle spielen; die alten Deutschen unterwarfen kurzer Hand ihre neugeborenen Knäblein der Wasserprobe. Weshalb?

Auf dem Schuster-Dreifuß saß ich eines Tages, aber in — Thränen. Meine Ideale schienen zu Wasser geworden zu sein. Als einst mein Mütterlein tagelang abwesend den Pflichten ihres Berufes oblag, hatte mein Vater, ohne viele Worte zu machen, mich — wie man zu sagen pflegt — auf Probe in die Lehre genommen. Nun hatte ich leider keinen Formensinn, wenigstens nicht für Fußbekleidungen. Und wo keine Anlage, da ist auch keine Neigung. So ehrenwerth und nothwendig dieses uralte Handwerk auch ist,

und so gut es seinen Mann ernährt, ich empfand dafür keine Freudigkeit.

„Wenn das meine Mutter wüßte, wie mir 's armen Jungen geht," dachte ich für mich, während ich thränenverschleierten Auges die Enden des mit Schweinsborsten gespitzten Pechdrahtes suchte, um sie sich entgegenführend durch ein Löchlein zu ziehen, daß ich mit dem Pfriemen in der rechten Hand durch Sohlenrand und Oberleder gleichzeitig gestochen hatte. Gesehen hatte ich ja diese Arbeit schon oft, und es wäre mir wohl nicht schwer geworden, ein tüchtiger Schuster zu werden; aber Schuster und Maler standen schon im griechischen Alterthum einmal im Widerstreit der Ansichten, als der Letztere, Zeuxis war es ja wohl, dem Ersteren sein „Schuster bleib bei Deinem Leisten" entgegenschleuderte. Als Freund der Farben wollte ich eben über den Leisten hinaus (super crepidam), und ich dankte meinem Schöpfer, als Mütterchen, zurückgekehrt, mich mit aller Entschiedenheit dem ungeliebten Berufe entriß.

Der „Polizei-Districts-Kommissarius" des Ortes, welcher mich von den halbjährlich stattfindenden Schulprüfungen her kannte, hatte meiner Mutter gegenüber den Wunsch geäußert, mich nach der Konfirmation auf sein Amt zu nehmen.

Das heilskundige Mütterlein war nun freilich nicht gut auf die sitzende Lebensart zu sprechen; allein, um mich weiterem Einfluß des Pechdrahtes zu entziehen, zeigte ihr dieses Anerbieten für jetzt wenigstens den einzigen Ausweg aus der Klemme, und sonach erhielt ich einen Platz

auf dem Polizei-Bureau.

Bei der Einverleibung der Provinz Posen hatte die preußische Verwaltung behufs schärferer Handhabung von

Zucht und Ordnung in der etwas verwilderten Provinz das Institut der Polizei-Districts-Kommissarien für das platte Land eingeführt. — Während in den einzelnen Städten des Kreises die Bürgermeister polizeiliche Befugnisse hatten, übten für die übrigen Gemeinden (Dörfer und Hauländereien) jene Kommissarien polizeiliche Gewalt.

Zu dem Ende war der Kreis — von den Städten abgesehen — in etwa vier Kommissariate eingetheilt, denen oft 30—40 Gemeinden unterstellt waren. An der Spitze der Gemeinde stand der von den Gemeindegliedern mit Stimmenmehrheit gewählte Schulze, dessen Wahl aber höheren Orts der Bestätigung bedurfte.

Als Zeichen ihrer Amtswürde trugen die Schulzen einen langen polirten Stab mit einem breiten silbernen Knopf, auf welche die Worte: Schulze der Gemeinde N. eingegraben war.

Die Polizei-Kommissarien trugen die Uniform eines Infanterie-Offiziers, aber Schleppsäbel und oberhalb der Kokarde das Polizei-Abzeichen. Außer Gehalt bezogen sie noch Bureau- und Pferdegelder.

Mein Polizei-Kommissarius nun war ein großgewachsener, ungemein straffer Mann, strotzend vor Kraft. Wenn er die Mütze keck nach dem linken Ohr zu auf den Kopf gestülpt, den Schleppsäbel mit Geklirr hin- und herschleifend, den etwa vierzig Schulzen vor sich aufgestellt, Weisungen ertheilte, in knapper, klarer, militärischer Ausdrucksform, wobei er sich hin und wieder den mächtigen blonden „Schnauzer“ strich: da konnte man wohl Achtung bekommen vor einem solchen Vertreter der Obrigkeit. — „Schneidig“, wie man heutzutage gern sagt, war er.

Unser Bezirk bestand zur Hälfte aus deutschen und polnischen Gemeinden. Deshalb wurden obrigkeitliche Bekanntmachungen doppelsprachig erlassen. Auch mein

Kommissar beherrschte beide Sprachen gründlich nach Wort und Schrift. Es war für mich ein Genuß, seinen Vortrag fließend und mit klangvoller Stimme erst in der einen und sodann in der anderen Sprache halten zu hören.

Die Polnische Sprache im Munde eines gebildeten Mannes ist von einer Nachdrücklichkeit, Kraft, Weichheit, von Wohlklang und von einer Ungebundenheit in der Wortstellung wie, außer der russischen, wohl keine lebende Sprache in Europa. Die dem deutschen Auge so erschrecklich dünkende Häufung von scheinbar unvereinbaren Consonanten lösen sich dem Polen auf in ein oft zephirartiges Säuseln. Die deutsche, als eine Sprache der mittleren Laute, hat für viele ganz harte oder ganz weiche Consonanten weder den Laut noch das Zeichen. Wer Polnisch richtig ausspricht, trifft mit Sicherheit das weiche spanische Doppel-L, wie das harte fortklingende Doppel-L, des Engländers in Wörtern wie „well“, nicht minder die französischen Nasenlaute und die feinen Zischlaute wie g in Logis; und im Italienischen bereiten ihm die Unterschiede in der Aussprache von agio und aggio sowie von acio und accio nicht die geringste Schwierigkeit.

Die polnische Sprache, wie die lateinische, hat keinen Artikel, aber einen großen Reichthum scharf unterscheidender Abwandelungs- und Beugewendungen, kraft deren die Vielheit ihrer Mittelwortwendungen ihr eine Gedrungenheit und Kürze wie nur der lateinischen geben kann. Ihr ist ferner eigen die Unterscheidung des Geschlechtes, selbst bei den Zeiten der Thätigkeitswörter. Im Deutschen z. B. sagen wir: Der Mann war, die Frau war, der Pole sagt aber für „war“ im ersten Falle „byl“, im zweiten setzt er das weibliche a hinzu und sagt: „byla“.

Da das Ohr das Organ ist, durch welches die Rede in die Seele fließt, so kam mir solches Zuhören sehr zu

statten, und ich machte auch im Sprechen des Polnischen allmälig tüchtige Fortschritte. Leider hatte ich später nur noch zweimal Verwendung für diese eigenartige schöne Sprache, und ohne Uebung ist Vieles eingeschlafen.

Jedenfalls danke ich es einem gütigen Geschick, daß ich hier eine Vorliebe für fremde Sprachen faßte. Und meine Freude an Sprachen wuchs, je mehr auch mein Pfarrer, ein dem Philosophischen zugewandter Mann, fortfuhr, mich in die Geheimnisse des Lateinischen einzuführen, namentlich wenn er beim Französischen meine Aufmerksamkeit auf die Abstammung dieser und anderer Töchtersprachen von der ehrwürdigen lateinischen Muttersprache lenkte und dies durch Beispiele erläuterte.

Groß war nun mein Jubel, wenn ich in meinem elterlichen Hause in uralten, oft noch aus Luthers Zeit stammenden Schmökern immer besser Sinn und Inhalt der Sätze erfaßte, die nach der Weise unserer gelehrten Vorväter bald in lateinischen Wendungen, bald in einem sonderbaren Deutsch nach Ausdruck zu ringen schienen. Die noch ungefüge deutsche Sprache schien ihnen gar nicht auszureichen, um alle die Gedanken, die ihnen aus ganz neuen Erkenntnißgebieten zuströmten, zu umkleiden.

Die vielen volltönenden Vokale a, o, u und der schöne fest in einander gefügte Bau des Lateinischen bereitete meinem, dem Schönen zugewandtem Geiste ein anhaltendes stilles Vergnügen, wenn ich in meinem strohbedachten Blockhäuschen saß, um den geliebten Sprachstudien obzuliegen.

Mein Herr Pfarrer verstand es aber auch, die Lust an solchen Studien zu beleben. Er führte mich an der Hand kleiner Geschichten und Gespräche bald mitten in den Geist der Sprache, während das Erlernen der trockenen grammatikalischen Regeln und Ausnahmen nur eine Art

begleitendes Schnörkelwerk am Rahmen des schönen Gemäldes blieb.

Damals war ich begeistert von dem Schönen in den Sprachen, später sollte ich auch den praktischen Werth erfahren.

Auf eine wechselvollere Schaubühne in einem kleinen Ort, als auf jenes Polizei-Bureau, konnte ich kaum gerathen sein. Es befand sich in einem Back- und Gasthause am Kirchmarkte, gegenüber der Stadtkirche. Direct von der Straße gelangte man in den als Laden gebauten Raum, der ein längliches Viereck bildete und dessen eine Schmalseite nach der Straße zu diese Zugangsthür und ein Fenster, das einzige des Zimmers, enthielt. Beim Eintreten erblickte man, rechts die ganze Wand bedeckend, ein Acten-Gestell. Diesem gegenüber führte eine Thür zur Privatwohnung des Kommissars. Links von dieser Thür, nahe am Fenster, stand, an die Theilwand gestellt, ein großer abgenutzter Schreibtisch mit einem Fächergestell darauf. An der einen Schmalseite dieses Tisches, mit dem Gesicht nach dem Fenster, saß ich so, daß ich durch das Fenster gerade auf den Marktplatz schauen konnte, vorbei an der sich im klaren Umriß abhebenden Seitenansicht des Amtsgehülfen. Dessen bedenklich stark die Gestalt der arabischen Zahl 6 beschreibende Nase ließ leicht erkennen, daß der so ausgestattete seinen Stammbaum bis auf Vater Abraham zurückführen konnte.

Aus dem großen Gestell, in welchem die Acten alphabetisch nach den unterschiedlichen Dienstzweigen vertheilt lagen, konnte man sich über Wesen und Umfang der Thätigkeit eines solches Polizei-Amtes leicht unterrichten; — freilich ohne Kenntniß des Lateinischen wären mir die meisten Bezeichnungen auf den Actenschwänzen wohl

„böhmische Dörfer“ gewesen. Darauf war z. B. zu lesen: Generalia, Specialia, Miscellania, Militaria, Meliorationen, Dismembrationen, Contraventionen, Excesse, Criminalia, andere wieder in deutsch: Brücken- und Wegebauten, Feuerversicherung, Kirchenwesen, Gemeindewahlen, Steuersachen, Schulwesen, Mobilmachung, Wasserschäden, Wahlen u. dgl. Bei Führung des amtlichen Briefwechsels schrieb man noch statt: „so schnell wie möglich“ quam citissime, statt gefälligst: Si placet, statt: Wenden Sie gefälligst um: Vertas oder verte si placet u. s. w.

Die Verbindung zwischen den Gemeinden und dem Polizei-Amt wurde durch zwei Boten hergestellt, welche als Abzeichen ihres Amtes auf der linken Brustseite ein großes eirundes Blechschild mit entsprechender Aufschrift trugen. Hinsichtlich der armen guten Kerls, die es damals etwa kurz vor ihrem Lebensende bis auf 5 Thaler den Monat brachten, war auch der Spruch berechtigt: Sie säen nicht, sie ernten nicht, und der himmlische Vater ernährt sie doch. — Und wie schwer war ihr Beruf, — zumal im Winter! Meilenweit hinaus zog sich ihr täglicher Rundgang über die vielen oben beschriebenen Zäune hinweg. Sie theilten ihr Loos mit den um ein Geringes besser besoldeten Briefboten. Wie lebten nun die Leute, die des Morgens weggingen, um oft Abends spät, ja in der Nacht zurückzukehren? Das mitgenommene Brot fror ihnen bei schwerem Winter hart wie Stein; Wege und Stege waren vom Schnee verweht. Setzte Thauwetter allmälig ein, so brachen sie wiederholt durch die obere Decke des noch lose gefrorenen Schnees. Unterwegs erhielten sie wohl meist einen Schnaps, der mit seiner scheinbaren Anfangserwärmung bald die Glieder erschlaffen läßt und einen Mann, der nicht gefeit war gegen Alkohol, auf die Dauer ruiniren mußte. Durch eine

falsch angebrachte Gutmüthigkeit solcher Geber sah ich später Zeit einen Briefträger in B. Amt und schließlich Gesundheit und Leben verlieren, weil er in jeder Budike wohl einen Schnaps aber nichts dem Magen Zuträgliches erhielt.

So verstand ich auch die Lage der oben Geschilderten, und mein Urtheil war milder, wenn ein starker Schnapsgeruch von ihnen ausströmte. —

Ein Schauer ergriff mich aber, als ich nun allmälig amtlich die Bekanntschaft mit dem Kapitel über die menschlichen Nachtseiten, über

Vergehen und Verbrechen

machen mußte. —

Wenn der Gensdarm, das Werkzeug der ahndenden Obrigkeit, in den kleinen Amtsraum trat, vor sich her treibend ein verstört oder trotzig aussehendes Menschenkind, dessen klirrende Fesseln mir ganz in der Nähe eine gar eindringliche Sprache darüber redeten, daß die Sünde der Leute Verderben ist: da ist mir ganz unheimlich geworden zumal ich des ersten Eindruckes gedachte, den der Diebstahl meiner geliebten Ziege auf mich gemacht hatte. — Da! — nur wenige Zoll von meinen Arm hängt die Kainshand, die durch die Hitze der Leidenschaft bewegt, oder in Trunkenheit, sich erhob, das Blut seines Mitbruders zu vergießen, oder gar mit Ueberlegung einen Einbruch oder eine Brandstiftung, wo gleichfalls Menschen zum Opfer fielen, oder einem Straßenraub und wie die entsetzlichen Missethaten alle heißen, beging. —

Der eine Verbrecher, nachträglich erschreckend über die Größe seiner verruchten That, gesteht seine Schuld rückhaltslos. — Die Sühne, sie dünkt ihn eine Erleichterung seines mahnenden Gewissens, eines der unparteiischsten

Richter auf Erden. — Wehe dem, dessen Gewissen bereits schweigt: „Der ist schon gerichtet für die Ewigkeit.“ Er schweigt trotzig im Verhör, oder er lügt allen Beweisen zum Hohn. —

Die Verhandlung wird eingehender. Durch alle erdenklichen Kreuz- und Querfragen werden ihm die Wege seiner Ausflüchte verlegt. — Er ist in die Enge getrieben: er müßte bekennen: Ja, ich habe es gethan; nein! — er schweigt haß- und bosheiterfüllten Auges. — Der Verbrecher wurde in die „Komorka“, ein polnischer Ausdruck für das Stadtgefängniß, abgeführt. Vor dem Hause auf dem Markte erblickte ich die halbe Stadt zusammengelaufen. Ein Trauerspiel, wie es leibt und lebt wird ja hier vorgeführt. — Es ist Leben und Handlung in dem Stück. Während der Verbrecher, begleitet von dem Vertreter der Obrigkeit und einem ganzen Troß kleinstädtischer Müßiggänger oder auch nur Feiernder, abtritt, erscheinen die Beschädigten, die Zeugen, die Sachverständigen. Alle Thatsachen, Umstände, Zustände, Ansichten, Meinungen, Verdachtsmomente, sie werden von meinem krummnasigen Amtsgehilfen niedergekritzelt. — Im Nothfalle muß der Indizien-Beweis erschöpfend sein.

Waren die Verhandlungen beendet, dann wurde der gefesselte Mensch von zwei Transporteuren nach dem Gerichtsgefängniß der nächsten Stadt abgeführt, damit der dort wohnhafte Staatsanwalt seines Amtes walte. — Glücklicherweise kamen trotz des großen Umkreises des Bezirks nur äußerst selten schwere Verbrechen vor. Eines Raubmordes entsinne ich mich nicht aus jener Zeit.

Zahlreich waren die Vergehen aus Armuth: die einfachen Diebstähle von Lebensmitteln.

Daß man sogar aus blindem Diensteifer ein Vergehen verüben kann, habe ich selbst zu meinem nachträglichen Schreck

erfahren müssen. Wenn der Chef verreist war, hatte ich den Amtsgehülfen immer die eingehenden Briefe öffnen sehen. Als auch er eines Tages nicht auf dem Amte erschien, vermeinte ich — es hatte mich Niemand davor gewarnt — eine Dienstobliegenheit zu erfüllen, wenn ich einen eingegangenen Brief öffnete. Wer beschreibt aber meinen Schreck, als der zurückgekehrte Kommissar, der auf seine unverfängliche Frage, wer denn den Brief geöffnet habe, meine kindliche Einfalt sich zur Thäterschaft bekennen hört, mit vollem Donner auf mich niederfährt und mich heim schickt! — Da ist denn mein Mütterlein gar sehr erschrocken auf das Kommissariat gegangen, und sie muß wohl die harmlose Auffassung der Sache auf meiner Seite überzeugend dargethan haben, denn nach einigen Verwarnungen konnte ich auf meinen gefährlichen Posten wieder zurückkehren.

Ohne Erlaubniß oder Geheiß habe ich seitdem, wie nur recht und billig, nie wieder einen Brief, der nicht an mich gerichtet war, geöffnet.

Erfreulichere Momente des Dienstes waren es, wenn mich der sonst lebensfrohe Herr auf sein Dienstwägelchen zu Gutsbesitzern, reichen Pfarrern oder Gemeindeschulzen zur Aufnahme von Verhandlungen mitnahm. Da hat es denn zum Schluß an wohlbesetzter Tafel und an feinen Weinen, wie ich sie noch nicht kennen gelernt hatte, gefehlt.

Oder ich ging, namentlich zu schöner Jahreszeit, auf das Land, um bei den Hauländern Anträge zur Versicherung ihrer neuen oder umgebauten Gebäude bei der Provinzial-Feuer-Gesellschaft aufzunehmen. Es mußte dies als eine sehr wohlthätige Einrichtung angesehen werden, denn trotz vieler Feuersbrünste waren manche Bauern saumselig genug, solche Sicherung

ihres brennbaren Besitzthums nicht rechtzeitig oder gar nicht vorzunehmen.

Als solch halbamtlicher Versicherer hatte ich das Recht, einen kleinen Betrag für meine Bemühungen zu erheben, und das war, außer der mir freundlich gewährten Verpflegung, eine für meine Verhältnisse erkleckliche Einnahme.

Auch einer Volkszählung auf dem Lande, an einem Dezembertage, erinnere ich mich noch ganz gut. Der Gensdarm und meine Wenigkeit sollten einen ganzen Landstrich abzählen. Die Sonne schien zwar, aber es lag hoher, gefrorener Schnee. Da lernte ich denn einmal selber das zweifelhafte Vergnügen, kreuz und quer zu „stolpern", kennen, wie es die oben beschriebenen Amtsboten und Briefträger Jahr aus Jahr ein hatten, und zwar in einem solchen Grade, daß ich am Abend vor Müdigkeit halbtodt in das Bett gesunken bin.

Ein anderes Mal fuhren wir zu

Gemeinde-Versammlungen.

Hier kam der Humor zu seinem Rechte. Denn viele Stoffe für Komödien, welches Wort ja mit Kome, griechisch, das Dorf, zusammenhängt, hätten den oft so spaßigen Auftritten in rauchgeschwärzten Bauernstuben, entnommen werden können. Laune, Spott, Scherz und Gemüth waren in den derb gehaltenen Gegenreden mustergültig vertreten, z. B. wenn es sich um den kitzlichen Punkt handelte, Abgaben für Bauten von Brücken, Wegen, Schulhäusern, für Lehrergehälter u. dgl. aufzubringen und zu vertheilen. Der Bauer hängt mit einer Zähigkeit ohne Gleichen am Gelde, das er, namentlich bei noch schlechten Verkehrs- oder Absatzverbindungen zudem seltener als der Bürger in die Finger bekommt. Er weiß, wenn es ihm wieder an den Kragen gehen soll, selbst bei seinem Interesse dienlichen neuen Einrichtungen mit einer überraschenden

Schlauheit alle nur erdenklichen Einwände dagegen vorzubringen.

Im Grunde genommen ist der ächte, urwüchsige Bauer ein geschworener Feind aller Bücher- und Aktenwürmer. Und er mag wohl nicht ganz Unrecht haben. Einmal fühlt er sich immer mehr beengt durch die tausend und aber tausend Vorschriften, die er nicht kennt, versteht, begreift und gegen die er doch nicht verstoßen darf. Mit der Faust konnten sich seine Vorväter gegen (oft vermeintliche) Unbilden kräftig, wie es in der Bauernnatur liegt, wehren; da war für ihn etwas Handgreifliches vorhanden; nicht aber gegen jene ihm unbegreiflichen Begriffe des römischen Rechts, worüber fort und fort gespintisirt wird. Der deutsche Bauer ererbte von seinen Vorvätern ein ungeschriebenes einfaches Heimstätten-Recht, unter welchem er gern eine Art Selbstherrlichkeit bethätigen möchte. Diesem Charakterzuge eines deutschen Freibauern verdanken Amerika und Südrußland seine prächtig gedeihenden Ansiedlungen deutscher Einwanderer.

Die Mobilisation des Grundbesitzes ist dem deutschen Geist so fremdartig, daß man das Wort gar nicht einfach verdeutschen kann. Die schöne Redensart: „die Sache hat Grund und Boden,“ läßt schon erkennen, daß es etwas Sichereres, Beständigeres und Festeres als die Scholle, an welche man gefesselt ist, hienieden nicht giebt.

Der Bauer hat ferner an seinem Leibe erkannt, daß, seitdem den Leuten eine oft unverdaute Bruchbildung mechanisch eingetrichtert wird, und die junge Menschheit mehr unterrichtet als erzogen wird, er es zu thun hat mit einem schwerer lenkbaren Geschlecht von Arbeitern und Gesinde, deren Geist zudem verhetzt wird durch eine gewissenlose Presse.

Er ist deshalb ein zweifelhafter Freund auch des

Lehrers. Um in den Gemeinde-Versammlungen die Bewilligung neuer oder erhöhter Lehrerbesoldungen durchzubringen, gab es hitzige Kämpfe. Dabei handelte es sich oft nur um Jahresbeträge von 25—50 Thalern, Gehälter, die einem heute undenkbar vorkommen. — Freilich bestand das Gehalt auch noch in Naturalien: Getreide, Kartoffeln oder Aussaat und in Landbenutzung. Die Gewährung von Naturalien hat gewiß sein ungemein Gutes. Ob die Preise steigen oder fallen, das Nothdürftigste muß verabreicht werden, und der Haushalt kann mit viel weniger Schwankungen geführt werden. Diese Art zu zahlen und zu lohnen ist ja denn auch noch vielfach auf dem Lande in Gebrauch, namentlich, — außer bei Lehrern und Pfarrern, — bei Wirthschaftsbeamten und Dienstleuten. Das daneben gezahlte Baargeld ist oft von nur geringer Höhe.

Auch Landarbeiter, welche man sich erhalten will, empfangen auf den Gütern diese Doppellöhnung, außer freier Wohnung. — Ich bin fest überzeugt, daß, wenn Viele von denen, welche, bestochen und verleitet von dem höheren Geldlohn in der Stadt, nach Städten zogen, um hier das Unzulängliche und Schwankende der reinen Geldlöhnung zu ihrem Schaden zu erfahren, — wieder ohne Scham und ohne lieblose Vorwürfe in ihre alten, leichtfertig verlassenen Stellen zurückkehren könnten: sie das mit Freuden und gewiß zum Besten der verlassenen Herren thun würden.

Ein erster Abschied von der Heimath drohte. — Mein Monatsgehalt war allmälig von einem auf drei Thaler gestiegen, als mein strammer Kommissar Anfangs 1856 nach einem größeren, stockpolnischen Bezirk

in eine Stadt versetzt wurde, welche sich während des 1848er Aufstandes durch einen nächtlichen Ueberfall einquartirter Soldaten hervorgethan hatte. Nur der Gewandtheit eines nothdürftig angekleideten Tambours, der von einem Dache Generalmarsch wirbelte, sollen Viele ihr Leben zu verdanken gehabt haben.

Der Kommissar wollte mich gern mit sich nehmen, obwohl die Stadt mich nicht anzog. Er stellte mir freie Wohnung und Verpflegung sowie eine Gehaltserhöhung auf fünf Thaler monatlich in Aussicht. Nur mit Widerstreben gaben endlich meine Eltern ihre Erlaubniß. — Ein schweres Opfer hatte ich zu bringen: die Einstellung des lateinischen und französischen Unterrichts bei dem Pfarrer, der meinen Schritt sehr bedauerte. — Wer will entscheiden, ob er recht gehabt hat; jedenfalls wird ein Mensch die Tragweite eines ersten Schrittes hienieden nimmer übersehen können; nimmer wird er beweisen können, daß, wenn der erste Schritt nicht oder nach einer anderen Richtung hin gethan worden wäre, — das Schicksalsloos glücklicher und lieblicher gefallen wäre; ja, es ist etwas Schauerliches, Geheimnißvolles, Erhabenes um das Wort und die thätliche Ausführung des „ce n'est que le premier pas qui coûte". — Die Wege zu Himmel und Hölle mögen sich oft hierbei scheiden.

Die erste Trennung von der Heimath wurde mir sehr schwer. — Erst wenn es zum Zerreißen theurer Bande geht, merkt man, mit wie vielen Fasern des Seins man mit den Stätten seiner Kindheit verwachsen ist, wie tief die Wurzeln dieser Fesselung greifen. — Hat der Bauer nicht Recht, wenn er eine Mobilisation des Grundes und Bodens, dem er entsprossen, nicht lieben kann, ja, nicht lieben darf? —

Der rein polnische und katholische Charakter des neuen

Ortes hatte durchaus nichts Anziehendes für mich. — Die seelen- und geistlose Ausübung äußerer Gebräuche, die theils lose oder gar nicht im Zusammenhange stehen mit den hehren, erhabenen, geistvollen Weisungen des Christenthums, würden selbst gläubige deutsche Katholiken angewidert haben. —

Sonntags mußte ich eine Meile weit nach einem Flecken gehen, um einem evangelischen Gottesdienste beiwohnen zu können. Obwohl ich sonst keine Ursache zur Klage hatte, hier mochte ich nicht bleiben. — Nach drei Monaten kehrte ich wieder heim und erhielt durch den vielseitigen Einfluß meines Mütterleins sogleich, 1. März 1858, eine Stellung

auf dem Landraths-Amt.

Wie glücklich sind doch die Kinder, die, ungestört von Kämpfen um das Dasein, ihre Gaben ausbilden können auf herrlichen Stätten der Bildung! — Mein Mütterchen, welches meine stillen Kämpfe kannte und verstand, klagte oft, daß ich weiter in moderiger Actenluft meine Tage verbringen sollte. Doch, heil dir, du kategorischer Imperativ! — Es mußte sein, also ging ich auf die „Landrathur", wie man merkwürdiger Weise jene Behörde benamset hatte. — Sie führte über Städte und Districts-Kommissariate des Kreises die Aufsicht. Hier in den Räumen der „Landrathur" moderten die niedergeschriebenen Thaten modernder Schreiber und modernder Thäter, deren Thaten oder Unterlassungen vielleicht vor Hunderten von Jahren zu den „Acten" gebracht worden waren. Nun waren ganze Acten „reponirt" wie jene Menschengeschlechter, um deren Wohl und Wehe einst verhandelt worden war. — Leichenduftartig scheint auch die Luft hier zu sein. Die ungeheuren Actengestelle, welche alle Wände bedecken

scheinen mit ihren Fächern schlechte, zur Auslüftung emporgehobene Nachahmungen der römischen Katakomben zu sein. — Um Mitternacht erheben sich wohl aus den einzelnen Papiersärgen in den einzelnen Fächergräbern die klappernden Knochengebeine derer, die verhandelt haben, um zu tanzen mit denen, um deren willen verhandelt worden ist. Sie lachen über die Thorheiten ihrer Nachkömmlinge, die statt der niedergeschriebenen Weisheit und Erfahrungen das ABC aller Erkenntniß und Praxis wieder von vorn anfangen müssen. — Es schlägt ein Uhr, und mit Hohngelächter stürzen sie sich wieder in ihre Papiergräber. —

Doch es ist ja Tag! — Siehe, krumm und schief huschen die Actenmännchen mit ihren bleichgelben Gesichtern unheimlich hin und her, bald klettert einer auf eine hohe Leiter und scheint da hoch oben in einem Actenstück nachzusehen, ob die anteriora (Vorgänge) sich richtig verhalten.

Ein alter Translateur, ein polnischer Edelmann mit faltenreichem Gesicht, das statt der Menschenhaut mit vergilbtem Pergament überkleidet zu sein scheint, taucht dort auf wie der große Actengeist, dem die kleineren dienstbar sind. In seinem edel geschnitzten Gesicht scheinen die früheren seelischen Regungen sich versteinert zu haben. Zwischen großen, hohen, nach vorn wie Schwertspitzen gerichteten Vatermördern schaut mich ein Medusenhaupt an, das dem jungen Burschen jede frohe Anwandlung im Keime ersterben läßt. Wenn er spricht, erhebt sich mechanisch sein rechter Arm bis über Schulterhöhe, und mit rückwärts über die Schulter weisendem Daumen der geschlossenen Hand begleitet er in rhythmischem Tacte die scharf und schneidend accentuirten Sätze. — Original gesellt sich zu Original. Da hockt ein kleines, kraushäriges Männchen am Pult. — Das Gesicht ist etwas kupferhaltig. Ab

und zu ein nervöses Greifen nach der Birkholzdose, der er behaglich mit drei Fingerspitzen Schnupftabak entnimmt. — Plötzlich läßt er sich mit bohrender Bewegung von seinem Sitz, indem er eine in seiner Nähe stehende Krücke erfaßt, hernieder und humpelt von dannen, um, wie der böse Leumund zu behaupten wagte, „eine geistige Stärkung zu nehmen inmitten all der austrockenenden Thätigkeit". Er schien noch nicht ganz versteinert oder mumifizirt zu sein. Er wehrte sich noch. Es war der Kreissekretär, ein guter Kerl, der an meinen späteren Schicksalen aufrichtigen Antheil nahm.

Ein drittes Original war der Kreisbote. Er hatte als ehemaliger Ulan bei einem Gefecht den rechten Arm eingebüßt. Trotzdem war er meist zu Witzen aufgelegt; seine früheren Tage hatte er nach dem Satze:

Freut euch des Lebens,
So lang das Lämpchen glüht,

gelebt und sich nur schwer in sein Schicksal fügen gelernt. Manchmal wurde er aber ganz still. Dann konnte er Stunden lang, Gedanken spinnend, brütend in einer dunkelen Ecke sitzen.

Er, welcher mit jedem Jahre der Sechziger eitler geworden zu sein schien, holte dann wohl mit dem noch verbliebenen linken Arm alle 10 Minuten ein Kratzbürstchen aus der Tasche und strich die ihm noch verbliebenen sieben Haare sorgfältig über die große glänzende Glatze.

Der Landrath blieb den Würmern des Aktenstaubes fern. Das konnte ich ihm nicht verdenken. Denn auch mich schauerte. Im Geiste sah ich mich schon zeitlebens in einem solchen Actenkäfig hin und her springen; aber noch fühlte ich die Kraft, aus diesem bannenden Zauberkreis hinaus einen Sprung zu wagen, den ich dann auch, nach eines Jahres langer Qual, wagte.

Die Wüste wäre ohne Oasen entsetzlich. — Als eine solche Oase, wohin ich mich, wenn auch nur für drei Tage, retten könne, erschien mir die Einladung zu einer

Doppel-Bauernhochzeit,

von der ich hier nur einige besondere Züge erwähnen will. Zwei Töchter eines Hauländers verheiratheten sich gleichzeitig. — Der hiesigen Sitte gemäß versammelten sich die Geladenen im Hause der Eltern der Braut. Die Landleute putzten für solche Gelegenheit ihre besten und schönsten Wagen gar stattlich heraus. Innerhalb jedes Wagenkorbes waren zwei mit neuen, bunten Decken geschmückte Sitzreihen vorgesehen, auf denen auch Gäste, welche ein eigenes Fuhrwerk nicht besaßen, für die Fahrt nach der Stadtkirche Unterkunft finden konnten. Der Pferde Schweife und Mähnen waren mit Blumen oder bunten Bändern durchflochten. Hellfarbige Federbüschel wippten auf dem Zaumzeug der wohlgepflegten, sauber gestriegelten Füchse, Rappen und Schimmel. Gar festlich schmückten mit Blumen umwundene Stäbchen die Hüte des Vorreiters und der fahrenden jungen Burschen.

Nachdem Gastfreundschaft den Geladenen den nöthigsten Imbiß gespendet, der im Voraus geordnete Hochzeitszug in den Wagen Platz genommen hatte, gab der Vorreiter das Zeichen, und in kurzem Trab folgte Wagen auf Wagen mit den schmucken Paaren, deren festlicher Stimmung Antrieb und Ausdruck gegeben wurde durch schmetternde Weisen der an der Spitze fahrenden Kapelle, welcher sogar dröhnende Pauken nicht fehlten.

Ich hatte das Amt eines Brautdieners und war als „Mann“ für eine frische Landdirne ausersehen, die ich zwar in meinen Leben zum ersten Male zu Gesicht bekam, von der ich aber geleitet, wie es schien, meines hochzeitlichen Dienstes wohl gewartet haben muß. —

Urkomisch kam ich mir unter dem Druck der „Angströhre" vor, die ich zum ersten Male in meinen Leben auf den Kopf stülpen mußte, weil — es Mode war!

Am 1. April 1857 schüttelte ich mir den Actenstaub von der Seele und von den Füßen.

In Posen hatte ich einen Ohm, dem es eines Tages in den Sinn kam, mich unter die Soldaten zu stecken, damit ich, wie so manches andere Menschenkind, dem das Soldatenleben so gar des Glanzes voll däucht, der Versorgung halber zwölf Jahre diene. Mein Ohm selbst hatte nicht gedient, sondern gab nur als Lehrer bei den Kindern eines Hauptmanns Privat-Unterricht.

Meiner Gemüthsart nach war ich nun nichts weniger als kriegerisch, denn wenn ich schon eine Henne abschlachten sah, blutete mir das Herz. Aber schließlich ersah ich in dem freiwillig „unfreiwilligen" Eintritt in das Heer den einzigen Weg aus der Enge in die Weite. Ich wurde bald 17 Jahre alt, und drei Jahre, für welche Zeit ich mich binden mußte, waren ja schlimmsten Falles keine Ewigkeit. — Ich konnte aber erst im October eintreten.

Sechs Monate standen mir noch zur Verfügung, und so glaubte ich in der Zwischenzeit Nichts besseres thun zu können, als mir für die Rekrutenzeit noch ein paar Zehrgroschen dadurch zu verdienen, daß ich bei dem Kreisgericht in der Nachbarstadt unter die

Bogenschreiber

ging. Trauriges Loos!

Wer nie die kummervollen Nächte
An seinem Schreibtisch hungrig saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!

möchte man hier ausrufen.

Es waren nur vier und einen halben Monat, die ich hier verbrachte, aber sie enthalten manche dunkele Lebensstunde. Schreiben und schreiben: welch ein Unterschied! Einen Monatsgehalt von fünf Thalern hatte ich fahren lassen, weil ich meinte, durch Bogenschreiben das doppelte und dreifache zu erschwingen. Das müsse doch nur so ein Spaß sein!

Ein freundlicher Kanzlei-Inspector hatte das Kommando über das Lohnschreiberheer, das sich aus gar merkwürdigen Menschen zusammensetzte; selbst ein alter verunglückter Gutsbesitzer war darunter. Meine Schaffensfreudigkeit wurde bald herabgestimmt, als ich vernahm, daß der beste „Schnellhänder" es nur ausnahmsweise auf etwa 13—14 Thaler den Monat brächte, dazu aber fortlaufender Schriftstücke, wie Hypotheken-Urkunden, Erkenntnisse für die Reinschrift bedürfe. Wer aber, wie die Anfänger, nur Formulare auszufüllen und sich den Inhalt aus oft ganz unleserlich gekritzelten Handschriften zusammenklauben müsse, der könne zusehen, wo Barthel Most hole! Wie viel solcher ausgefüllter Formulare einem ganzen Bogen, für den damals einige Pfennige gezahlt wurden, gleich zu rechnen seien, wurde von besagtem Kanzlei-Inspector endgültig festgestellt.

Den ersten Monat hatte ich es richtig schon bis über 5 Thaler gebracht. Ich sah schon, daß ich mehr und schneller arbeiten müsse, um die nöthigsten Tagesausgaben decken zu können. Mein Unterkommen war bei einem gutmüthigen und menschenfreundlichen Gerichtsdiener, der ein Frauchen hatte, die Alles, bis in jeden Winkel hell und sauber haben mußte.

Da nun der Monat April mir eine solche Enttäuschung betreffs der Einnahmen bereitet, hatte ich mir vorgenommen, im folgenden Monat alle Kraft und allen Fleiß

aufzubieten, um wenigstens auf den doppelten Betrag zu kommen. Gesagt, gethan!

Der erste Mai ist angetreten. Die Jagd nach dem Glück kann beginnen. Ich stürme aus dem Hause, das Herz erfüllt von unbeugsamen Entschlüssen. Ich lande auf dem Gericht schier im Galopp. Schnell eine Ladung Arbeit in Empfang genommen. Ritz, ratz, rast die Feder über des Bogens Fläche, nur zu oft unterbrochen durch Forschungsreisen in dem Aktenbündel, das alles eher zu sein scheint, als eine Vorlage für ein Zeilen hastendes Schreiberlein; es ist eine Sammlung von Hieroglyphen. Von allen unleserlich schreibenden Richtern und Räthen des Gerichtes scheinen zusammenhangslose Aktenstücke herausgesucht, um mich durch ihre Schmierereien zu höhnen. Doch nicht verzagt! Da — bum, bum, bum, — ich fürchte mich weiter zu zählen, — doch weiter hallt der Glocken dumpfer Ton: — es ist Mittag. — Man eilt zu Tisch, — ich auch, das Actenbündel unterm Arm. — Hah, der Tisch wird noch gedeckt — flugs wird weitergeochst. Der Tisch ist gedeckt: schnell gegessen. Wieder an die Arbeit! Es schlägt eins, — wieder auf das Gericht! — Weiter geht die Hatz nach dem bescheidenen Glück. — Wenn nur nicht die verf .... Klauen von Handschriften, die verkritzelten Eigenwörter, Fremdwörter und Unterschriften wären! — Immer weiter geht Lützow's wilde, verwegene Jagd! — Doch Eile mit Weile! Denn unrichtige Abschriften werden ja bei Durchsicht unbarmherzig als nicht geschrieben angesehen. — Das Bureau schließt. — Eine Tracht Acten wird mit nach Hause genommen. Die Feder saust weiter über das Papier. — Als Nebenleistung der menschlichen Schreibmaschine wird das schon geschnittene Abendbrod mit geschicktem Griff stückweise in den Mund geschleudert. — Stunde auf Stunde verrinnt. — Liebliche Düfte ziehen herüber aus den nahen Gärten

in das geöffnete Fenster des Hofstübleins. — Weiter! — Die Nachtigall fängt an zu flöten. — Wenn nur meine letzte Kraft nicht „flöten" geht! — Wieder ein paar Actenstücke durch. — Wehe! — Wieder eine so vermaledeite Klaue! — Der Mond geht auf. Weiter, weiter! — Es schlägt elf — zwölf: Mitternacht. Jetzt geht es aber nicht mehr: ein Krampf durchzieht die Hand. — Wieviel Points (8 Points = 1 Bogen) ich geschrieben, habe ich mir nicht die Zeit genommen zu zählen. Meine bei schlechtem Licht überangestrengten Augen glühen ohnedies. An Leib und Seele zermartert, werfe ich mich auf das Lager, und in wirren Träumen geht diese Hetzjagd weiter. — Ich träume den lieblichen Traum: Hunderte von Bogen geschrieben und für jeden einen Thaler erhalten zu haben. Jubel erfüllt mein Gemüth, da ... Donnern an der Thür! — Ich wache auf und höre zu größtem Entsetzen meinen Wirth und Gerichtsdiener rufen: „Sind Sie krank, daß Sie nicht aufstehen? Es ist schon zehn Uhr durch!" Ich hinaus aus dem Bett, und der Tanz um das silberne Kalb geht noch einige Tage weiter; aber nur, um zu erkennen, wie weit ich noch von der Erreichung des mir gesteckten Zieles bin.

Den schönen Wonnemond, die linden, jasmin- und rosendurchdufteten Nächte des Juni und des halben Monates Juli hatte ich energisch geopfert, um schließlich das edle Streben hoffnungslos aufzugeben.

Die gestrengen Anforderungen des Herrn Revisors ließen zwar meinen Fleiß gelten, aber nicht unrichtige Uebertragungen und Ausfüllungen. —

Am 15. Juli begannen die Gerichtsferien, einige Wochen darauf — Gott sei Dank, auch für mich. — Auf nach Posen!
Fort aus dem Jammer! Vertrauend dem Lenker der Menschengeschicke,
Oeffne gehobenen Muths ich künftigen Tagen das Thor.

Sechster Abschnitt.

Soldat in Posen. Mobil (1859).

Eines Tages ging es munter fürbaß auf der Heerstraße nach dem etwa vier Meilen entfernten Posen. Ich war — welche Wonne! — ein freier Bursch, dem nichts weniger lieb war, als sich in eine Festung einzuspinnen. Hinaus in die weite Welt, das wäre mein Fall gewesen! Hätte es damals deutsche Kolonien gegeben, so würde ich mich freudig dafür gemeldet haben. Zudem knüpften sich an das Wort Festung mir gar düstere Begriffe von langjähriger Belagerung, Aushungerung, tödtlichen Krankheiten, Brand und theurer Zeit, von dunkelen Gefängnißzellen in tiefen Kasematten, von Tod und Verderben. — Ich hatte aber noch keine größere Stadt, viel weniger eine Festung und noch dazu eine solche ersten Ranges betreten.

Endlich sah ich nach mehrstündigem Marsch die befestigte Stadt vor mir liegen; ich erblickte nichts von Thürmen und Mauern, Ringwällen und Bollwerken: ich sah nur grüne Erhöhungen und als ich über Zugbrücken und durch ein Thor nach dem andern schritt, da merkte ich, wie fest sich die Klauen des preußischen Adlers hier eingekrallt hatten. —

Die auf Wällen und an Thoren stehenden Posten kamen mir als gar gewichtige Menschen vor, und als ich vor der Wachtstube die übrige Mannschaft gemüthlich ihr Pfeifchen schmauchen und miteinander plaudern sah, da erschien mir das Soldatenleben als ein gar gemüthliches.

Auf dem Wege nach meines Oheims Wohnung verfehlten die langen, schönen Straßen, die glänzenden Läden,

das Treiben auf den Straßen natürlich nicht des Eindruckes auf den Kleinstädter. Es dämmerte schon, als plötzlich — ich war schier erschrocken — immer eine Lichtflamme nach der andern in den schnurgeraden Linien der Laternenständer-Reihen aufblitzte. — Gesehen hatte ich diese neue Art der Beleuchtung durch Gaslicht noch nicht; in unserem Städtchen hing besten Falls eine große Stalllaterne quer über die Straße, die natürlich nur bis zehn Uhr brannte, um den ehrsamen Bürger ja nicht etwa zu längerem Ausbleiben zu verleiten. —

Von meinen Verwandten wurde ich äußerst herzlich begrüßt. Am nächsten Tage führte mich mein Ohm zu dem ihm bekannten Hauptmann des 10. Infanterie-Regiments. Er war noch einer vom alten Schrot und Korn. Obwohl breitschultrig und hoch gewachsen, ließ sein weißer mächtiger „Schnauzer" und seine gebückte Haltung darauf schließen, daß er das fünfzigste Lebensjahr längst überschritten haben mußte. Höchst freundlich empfing er uns, und mich lächelnd betrachtend, meinte er: „Na, werden die Kräfte auch ausreichen?" Ich wurde dann an den Feldwebel verwiesen, welcher im Wilda-Fort wohnte. — In den drei Stockwerken der inneren Seite des hufeisenförmig gebauten Forts lag das erste Bataillon des genannten schlesischen Regiments. Ueber die Zugbrücke, die Rampe hinauf, wurde ich von einem Posten in einen langen Korridor zu dem „Spieß" geführt. — Eine dunstige, schwüle Luft aus den Mannschaftszimmern und Korridoren drang mir entgegen. Auf der einen Seite links glotzten nach außen durch die Schießscharten die feuerspeienden Ungethüme rechts, standen bei jeder Stubenthüre, in Reih' und Glied in Ricken aufgestellt, die Bajonettgewehre der Infanteristen. — Alles dies machte auf mich einen schier beängstigenden Eindruck. — Von dem gutmüthigen Feldwebel wurde ich für den nächsten

Mittag zur Parole nach dem Paradeplatze bestellt. — Ich war pünktlich zur Stelle. Da gab es natürlich für den jungen Burschen wieder allerlei Neues zu schauen. — Welch ein Glitzern und Glänzen der verschiedenartigsten Uniformen! — da! sogar — Todtenköpfe — auf den Kalpacks schwarzer Husaren!

Von der nahen Thurmuhr schlug es im dumpfen Glockenton zwölf, und hin und her, wie auf ein unsichtbares Kommando, eilten die Adjutanten, erkenntlich an ihren quer über Schulter und Brust geworfenen Silberschärpen. Ein Trupp von fünf Soldaten marschirt nach der Mitte des Platzes, ein paar Kommandos, und wie die vier Pfosten eines Hauses stehen sie, vom Führer abgesehen, je einer der vier Hauptthimmelsgegenden zugewandt, innerhalb ihres so gebildeten Vierecks, Platz genug lassend zur Aufnahme aller Adjutanten, welche die Befehle der höchsten Militärbehörden der großen Festung niederschreiben sollen, während die in einer lauschigen Ecke des Platzes stehende Militärkapelle schmetternde Janitscharenmusik ertönen läßt.

Und doch! — mein Gemüth wollte nicht froh werden! Ich kam mir vor wie ein Schlachtopfer, das auf seinen Abthuer wartet. — Ich fühlte, ich war nicht zum Soldaten geboren, mein Geist ließ sich durch die sinnliche Erquickung nicht bestechen. — Wer stand mir bei mit Rath und That? — War ich mir doch ein Räthsel! —

Das Paroleviereck schloß sich zusammen, marschirte ab, und wieder eilen die Adjutanten hin und her. — Der Ruf „Feldwebel“ erschallt ganz in meiner Nähe, und folgsam eilen sie zur Stelle, und eilend folgen die Bleistifte dem Diktiren des Adjutanten. Sie sind fertig. — Mein Feldwebel kehrt zu seiner Compagniegruppe zurück und tritt nur kurz an mich mit der Weisung heran: „Um

x Uhr Nachmittag zur Untersuchung durch den Regiments-arzt Dr. N., N.-Straße."

Nachmittags wurde mir das Urtheil gesprochen: „Bei einiger Schonung zum Dienst brauchbar," und von der Kompagniemutter erhielt ich die Weisung, mich zum Eintritt am 6. Okt. zu melden.

So war denn mein Loos besiegelt. — Der Tag des Eintritts kam schnell genug heran, und ich war

Rekrut.

Doch fordere Niemand mein Schicksal zu hören,
Dem hier das Leben noch wonnevoll dünkt,

so möchte ich die kurze Schilderung dieser Zeit beginnen.

Ich wurde zunächst in der Schusterstube untergebracht. Der Schutzgott des Knieriemens schien sich über mich lustig zu machen. Am nächsten Tage sollten aus den schlesischen Aushebungs-Bezirken des Regierungs-Bezirks Breslau die frischen Rekruten eintreffen. — Als ich am Abend mein schmuckloses Soldatenlager bestiegen, da rollten unter den wollenen, weiß und blau karrirt überzogenen Decken verstohlen bittere Zähren auf den Strohsack.

Am nächsten Morgen traf in allen möglichen Trachten die junge Mannschaft ein, beladen mit großem und kleinem Gepäck in langen Säcken, großen und kleinen Kisten und Kasten, Körben, Taschen, ja, blos in Schnupftüchern. — Welche Gefühle mögen sie angesichts der massiven, kalten Zwingmauern bewegt haben! — Der Lateiner sagt: Es ist ein Trost der Elenden, Genossen im Unglück zu haben.

Nebst anderen Rekruten, worunter zwei Kaufleute, ein Maler und zwei Bauernsöhne sich befanden, wurde ich einem schon bejahrten, prächtigen Kerl von Sergeanten als unserem Corporal übergeben. Wir blieben auch in einer Kasernenstube zusammen. Meine jungen Kameraden schienen wohlhabender Leute Kind zu sein, wie sich aus

dem Inhalt ihrer Kisten und Säcke erwies. Aber die Spindkasten waren nicht dazu bestimmt, Proviantmagazine zu bilden!

Nach einigen Stunden ertönte der Befehl: „Auf die Kammer!" Und ohne Säumen liefen wir, von unserm Korporal begleitet, nach dem Boden, dem Ausrüstungsverschlage, dessen Lack- und Terpentin- und sonstige Oelgerüche meiner Nase noch heute erinnerlich sind. Ein unaufhörlich scheltender und fluchender Unteroffizier gelblich fahler Gesichtsfarbe vertheilte die „Lumpen", wie er sie ganz richtig nannte. Die wievielte „Garnitur" sie dargestellt haben mögen, das entzog sich unserm Wissen. — Aber von Aehnlichkeit mit den glänzenden und glitzernden Uniformen auf dem Paradeplatze war keine Spur! — Die Farben waren völlig verblichen. Die schäbigen Kleidungsstücke stellten eine Musterkarte von mit groben Stichen angehefteten Flicken dar: kurz — es waren unbeschreibliche Anzüge! — Wir schleppten unsere sieben Sachen, die Genossen künftiger Freuden, hinunter. Selbst Spott schien Angesichts ihrer zu verstummen.

Ein Hornsignal erschallt auf dem Kasernenhofe. Die ältere Mannschaft erklärt uns Neulingen: die X. Compagnie ist zum Essenholen geblasen. Mit Löffeln und Näpfen bewaffnet eilt die Mannschaft nach den Hallen des Kellerraumes, den lange Reihen gescheuerter Tische und Bänke füllen. — Auf jedem Tisch stehen zwei große Blechschüsseln, deren dampfender Inhalt mit Schreck bald als „Kälberzähne" von den Aelteren erkannt wird, nämlich: — grobkörnige, mit Kartoffeln gekochte Graupe, blau-grau wie spätherbstliche Regenwolken. Schon geschnittene Fleischstücke werden von dem Tischgefreiten jedem Manne in den Napf geschleudert. — Gab es da lange Zähne! Viele Teller wurden von den Neuangekommenen nur pro Forma angerührt: das Mütterlein

daheim hatte ja doch zu viel der schönen Dinge in den Kasten oder Quersack gesteckt.

Kaum ist das „Diner" vorüber, und es wird schon zum Appell geblasen. — Wir Neuen stürzten wie eine Hammelheerde mit. — Das Stillstehen mit „Hacken zusammen" und „Fußspitzen nach außen" hat man uns schnell beigebracht. — Schließlich wird das junge Volk unter vier Rekruten-Unteroffiziere vertheilt. Ich komme unter den Befehl eines strammen, schneidigen Unteroffiziers, dem man ansieht, daß seine Würde ihn mit Behagen erfüllt. Er mustert seine Freunde mit vielsagendem Lächeln.

Mit bissigen Bemerkungen betrachtet er die äußere Gestaltung der Einzelnen. „Du bist wohl ein Bäcker„ redet er traulich den einen meiner Schicksalsgenossen an, dessen Rumpfstützen ein X bilden; ein zweiter mit O-Pedalen wird zur Rede gestellt, warum er nicht zur Reiterei gegangen wäre, da man ihn im Kriege nicht einmal zum Hammelfang gebrauchen könne u.s.w. Der Gestrenge hat seine erste Musterung vollendet und faßt das Ergebniß seiner anatomischen Studien mit den kurzen, aber verhängnisvollen Worten zusammen: „Na ich, werde Euch die Gestelle schon in die nöthige Form rücken."

Solche zärtliche Bewillkommnung läßt uns Milchgeschöpfe freudige Blicke in eine rosige Zukunft thun. Wir fühlen uns in unsere Urstoffe aufgelöst, um Neuschöpfungen zu dienen.

Um 8 Uhr nächsten Morgen soll das Spiel des Dramas beginnen. Die Mehlsuppe vorher hat bei dem kalten Oktobermorgen — es sollen 7° R. sein — den jungen Helden ganz wohl gethan; aber in Erwartung all der Dinge, die da kommen sollen, hämmert das Herz an die Brustwand wie auf einen Ambos. — Das Horn ruft und wir erscheinen vor dem Gewaltigen, der aus dem

dichten Oktobernebel wie Zeus in den Wolken uns erscheint und seinen mächtigen blonden Schnurrbart nach oben drehend, uns schon erwartet. —

Nachdem er unsere reizende Morgentoilette einer strengen Prüfung unterzogen und die vielen, vielen Ausstellungen mit menschenfreundlichen Glossen begleitet hatte, ward uns zunächst der militärische Standpunkt klar gemacht.

„Kerls!“ hieß es da, „jetzt werde ich es Euch erst beibringen, wie man richtig steht, geht und sitzt. Bis jetzt könnt Ihr gar nichts!“ —

Es kamen nun Tage, die den Menschen nicht gefallen. Alle Gliedmaßen schienen verrenkt zu sein. Todtmüde wurde das Lager Abends aufgesucht. — Man meinte gar nicht, daß es noch schlimmer werden, noch weiter gehen könne. Nach vierzehn Tagen sollten wir Griffe mit dem Gewehr, damals dem schweren Miniégewehr, machen. Mir zog es, trug ich es „angefaßt“ im Arm, schier die Schulter herunter. Eine strenge Kälte war zeitweise eingetreten, so daß die bloßen Hände vor Frost an den kalten eisernen Läufen klebten. War nun das Wetter gar zu kalt oder schlecht, dann ging es in die Kasernenflure des Forts, und zwischen den Festungsgeschützen wurde nun Stunde um Stunde mit unzähligen Wiederholungen: „Gewehr auf,“ „Gewehr ab“, „das Gewehr über“, „Gewehr ab“ „gekloppt“. — Es war, als ob man seinen Verstand hätte opfern sollen.

Und doch war es nöthig! Selbstverläugung, Unterordnung, Pflichtgefühl, Charakterbildung, sie finden hier Pflanzstätten, wo unter der scheinbar zwecklosen geisttödtenden Mechanik des Dienstes die flüchtigen Gebilde der Phantasie und schwächenden Gemüthsbewegungen abgehalten werden sollen, wie räuberische Vögel durch

Dornhecken von jungen Saaten. Eisern muß der Wille sein und werden, soll er etwas Tüchtiges bewirken.

Sechs Wochen sind vorüber, wir sollen unser Gesellenstück machen. Wir können militärisch uns bewegen, wir wissen Zweck und Pflichten des Soldaten. Auch der äußere Mensch sollte den Fortschritt bekunden. Kleider machen Leute: eine bessere Garnitur zeigt „aufklarendes" Wetter an. Die Vorstellung vor dem Obersten war zur Zufriedenheit ausgefallen: Wir waren Rekruten, wir sind Soldaten. Auch die erste Wache ist glücklich überstanden.

Schier stolz konnte ich mich nun Sonntags den Verwandten — ohne Begleitung — in meinem Glanze zeigen. Ich athmete wieder auf. Menschliche Regungen wurden wieder lebendig. Der Sinn für Kunst und Wissenschaft war noch nicht erstorben.

Mein Oheim wiederholte gerade behufs einer weiteren Prüfung das große Gebiet der Geographie und lud mich ein, an den Uebungen Theil zu nehmen an freien Abenden. Das nahm ich mit Dank an, umsomehr, als der Winter mit seinen langweiligen Stubenübungen mich eine Ewigkeit dünkte. Doch auch, wenn man zu Hause blieb, fehlte es nicht an Unterhaltung und Kurzweil, bisweilen von etwas derber Art.

In meiner Stube lagen außer dem Maler, den Kaufleuten, noch ein Schauspieler und ein Uhrmacher. Von dem lustigen Jünger Thalias ersonnen, wurde mancher Ulk aus- und manche Posse aufgeführt. Namentlich den Abends Ausgehenden wurden gern lose Streiche gespielt. Ein getrockneter langer Rindsdarm oder auch eine Mulde, mit kaltem Wasser gefüllt, wurde der erstere quer, die letztere der Länge nach behutsam unter Bettlaken oder im Strohsack eingestellt, so daß der nach ausge-

löschtem Licht in das Bett fallende Kamerad entsetzt wieder aus dem Bette sprang. Glücklicherweise lief solch ein Blödsinn ohne schlimme Folgen ab, auch nahmen die Starknervigen nicht gleich alles übel. Vor des Stubenunteroffiziers Heimkehr waren alle Mißhelligkeiten schon wieder geschlichtet.

Urkomische Auftritte erlebte man auf den Wachen. Dem Rekruten wird vor der „Ronde“ ein stilles Gruseln beigebracht. Die strengen Strafen bei Wachtvergehen vermindern es nicht. Wenn gleichwohl gesunder Schlaf die jungen Krieger übermannt, so greifen sie, reißt sie aus süßen Träumen ein angstvoll klingender langgedehnter Ruf: r—r—raus! wohl statt des nicht gefundenen Helms nach einem Wasserkübel, sich mit dem kalten Inhalt desselben übergießend, oder sie setzen sich den Helm verkehrt auf, oder — sie ergreifen statt des aus den Ricken genommenen Gewehres (das sie nicht vorfinden, weil sie vergessen haben, es wieder einzustellen), — wohl auch den Stubenbesen, die Kohlenschaufel, oder sie reißen in ihrer Angst die Gewehrricke, die damals noch hölzern war, aus der Erde. — War die Wachtmannschaft schnell und unauffällig unter Gewehr, standen die Kohlenschippen und Besenträger vielleicht im zweiten Gliede, und war die Nacht finster, so erkannte der Rondeoffizier wohl selten die neumodischen Waffen. War somit die Sache glücklich abgelaufen, dann gab es für das Gelächter der Kameraden des Stoff genug. —

Schlenderte da eines Sonntags Abends ein Kanonier, sich seiner Urlaubskarte bewußt, gemüthlich seiner Kaserne zu, geräth aber gerade einem um die Ecke biegenden Rondeoffizier in die Finger.

„Haben Sie Urlaub?“ heischt der Offizier Antwort von dem verduzten Kanonier.

„Zu Befehl, Herr Lieutenant!“

„Wie lange?“

„Bis 11 Uhr!“

„Wissen Sie nicht, daß es schon 11 Uhr durch ist!?

„Donnerwetter, da muß ich aber schnell nach Hause!“ und wie der Blitz macht er kehrt und heidi, von dannen, was die Beine ihn tragen.

Der Offizier, zuerst verblüfft über diese Art der Entwicklung, mußte schließlich lachen über solche Geistesgegenwart und ließ den schneidigen Krieger — laufen. —

Das Frühjahr kam und mit ihm das Ueben im Freien und allmälig in größeren Verbänden. Als Federkünstler wurde ich zeitweise abkommandirt, bald in das Büreau des Regimentes, bald in das der Brigade, welche damals von dem später so berühmt gewordenen General von Roon befehligt wurde, oder in das General-Kommando. Kommandirender General war damals General von Waldersee.

Die himmelhoch brennende Kerze.

Der Sommer 1858 war ungemein heiß. Selbst der Sand auf den Wegen vor dem Thor fühlte sich glühend an. Es mochte Anfangs Juli sein — ich war gerade in der Stadt — als zur Zeit der Abenddämmerung Feuerlärm auch von den Wachen geblasen wurde. Ich eilte nach Hause. Wo brennt es? brauchte ich nicht lange zu fragen, denn am Horizont in der Richtung meines Wildaforts, welches auf einer Hochebene erbaut war, nahm eine feurige Röthe rasch zu. Kein Lüftchen regte sich. Da! sehe ich, wie sich eine helle, klare, pyramidenartige Stichflamme thurmhoch erhebt. Das ist gewiß das große Lager der kienigen Pallisadenbohlen vor dem Fort! Ich biege um die letzte Straßenecke und richtig!

Jener aufgethürmte Haufen alten, schweren, ausgetrockneten Holzes brannte in einer einzigen Flamme lichterloh. Erhaben furchtbar war das Schauspiel! Man denke, eine kerzengerade, thurmhohe und thurmdicke helle Flamme! Ich habe etwas derartiges nie wieder gesehen. Dabei herrschte eine Gluth, daß Niemand zum Löschen heran konnte, ja sämmtliche Fensterscheiben des immerhin mehr als 200—300 Schritt entfernten Forts sprangen, und die Bäume im weiten Umkreis verdorrten. Mehrere Tage hindurch konnte Niemand den Boden in der Nähe betreten, der nach dem Erkalten das Aussehen roth gebrannten Ziegelmehls besaß. —

Im Herbst 1858 fand ein großes Corps-Manöver statt. Da ich den Strapazen eines solchen noch nicht gewachsen war, so mußte ich zurückbleiben zu einem

dreiwöchentlichen Wachkommando

in jener großen Festung. 24 Stunden auf der Wache, 24 Stunden frei; man denke, dies drei Wochen lang! Wir waren allmälig wie gerädert; aber es ist erstaunlich, was ein junger Mensch alles aushalten kann. Dabei eine Verpflegung, an welche ich mich gar nicht gewöhnen konnte. Sehnsüchtig sah ich allwöchentlich dem Eintreffen der „Fleischer" aus der Heimath entgegen, da sie des öfteren ein Päckchen Wurst, Butter und einige Groschen vom Mütterchen mitbrachten. Meinen Oheim, der selbst für eine zahlreiche Familie zu sorgen hatte, mochte ich nicht viel belästigen. In Folge der gegen früher stark veränderten Lebensweise litt ich bisweilen an heftigem Nasenbluten.

Der erste Urlaub.

Zu Weihnachten 1858 erhielt ich einen zehntägigen Urlaub. Ich überraschte meine Eltern gerade zum heiligen

Abend, als sie unterm Christbaume meiner gedachten. Die Freude war groß. Freunde und Verwandte wußten nicht, was sie mir anthun sollten, sie nahmen alle einen so aufrichtigen, herzlichen Antheil an meinem Ergehen.

Aber nur zu bald hieß es, „die schönen Tage von Aranjuez sind vorüber,“ nachdem ich noch das Neujahr 1859 hatte bei den Meinigen verleben dürfen.

Mit Beginn des Jahres durchschwirrten nach der napoleonischen Neujahrsansprache an die Gesandten allerlei Kriegsgerüchte die Luft. Das Verhältniß zwischen Sardinien und Oesterreich wurde täglich gespannter, und am 19. April schlug Oesterreichs Ultimatum an Sardinien wie eine Bombe auch bei uns in Posen ein. Mit Spannung wurde die kriegerische Verwickelung verfolgt. Man versah sich bei dem Prinzen von Preußen, Wilhelm, der seit dem 7. Oktober 1858 die Regentschaft für den erkrankten König Friedrich Wilhelm IV. übernommen hatte, einer kraftvollen Wahrnehmung Preußischer Interessen.

Der Einmarsch österreichischer Truppen, Napoleons Kriegsmanifest vom 3. Mai 1859, die Schlacht bei Magenta vom 4. Juni, der Rückzug der Oesterreicher, der Einzug Königs Vittore Emanuel in Mailand, die Flucht der Fürsten Mittel-Italiens, die Bildung provisorischer Regierungen — kurz alles drängte auf eine Entscheidung hin.

Die Gerüchte von Preußens

Mobilmachung

nahmen zu, und Mitte Juni erfolgte sie denn auch in der That. Gegen wen — das blieb für uns noch im Dunkeln.

Wer von den Zeitgenossen der letzten Ereignisse hätte nicht die elektrisirende Wirkung des Wortes „mobil“ verspürt?

Wie ein Blitz schlägt die Nachricht ein, und eine kurze, bange, athemversetzende Stille folgt! — — Wen wird die Verderben ankündigende Kraft erreichen und wen — zuerst. — Die Gemüther fühlen instinctiv die Nähe des in die Geschicke ganzer Menschengeschlechter, ganzer Völker eingreifenden Höchsten Lenkers; die größesten, kühnsten, stolzesten Geister kommen sich plötzlich so unsäglich klein, ohnmächtig vor. — Können sie sagen, wen die entfesselte Sturmbraut verschonen, — welche Schöpfungen menschlichen Geistes sie nicht, vielleicht für immer, vernichten wird?

Mobil! Ja, die ungeheure Preußische Kriegsmaschine ist geheizt. Ist die Maschine nicht eine Vereinigung von Körpern, geliefert von der allgemeinen Wehrpflicht, welche Bewegung und Kraft überträgt und verändert? — Ja, mehr noch, ist sie nicht eine Vereinigung von Geistern zu einem Zweck, zu einem Ziel? Ist sie nicht eine Sammlung des Willens von hundert Tausenden zu einem Gesammtwillen, geleitet von dem Willen eines einzigen? Und ist nicht das Wesen der Ordnung die Zahl eins? —

Der Motor, des Königs Befehl, hat bereits den Vordermaschinen, den höchsten Truppenstäben Bewegung übertragen, die Zwischenmaschinen kommen unaufhaltsam in Gang, die Hintermaschinen sind schon bei der Arbeit. Die gelieferte lebendige Kraft und die geleistete Arbeit wird sorgsam von den Ingenieuren, den Generalstäben, überwacht und geleitet. — Bis auf den Hauptmotor konnte man hier in Posen alle diese Maschinentheile thätig, das in einander greifende Räderwerk sich umdrehen sehen. Wehe der ihr widerstehenden Kraft! Wehe dem Punkt, den sie zum Angriff erwählt; denn es ist eine mit Menschenverstand arbeitende Riesen-Lokomobile!! —

Das ganze Volk ist wie im Fieber, bereits ist jede auch im hintersten Winkel des Landes hockende Familie von der fortgepflanzten Kraft der Mobilmachung erreicht. — Schon füllen eingezogene Mannschaften truppweise die Straßen. —

Doch der einzelne Soldat hat keine Minute Zeit zu Beobachtungen. — Die Montirungskammern werden förmlich gestürmt. Wo ist die peinliche Ordnung von ehedem hin? Der gelblich-graue Kammer-Unteroffizier (damals capitaine d'armes) wird wohl bald die Waffen vor solchem Sturm strecken müssen. Seine feinsten Garnituren, seinen „Stolz" holen sie ihm weg.

Da ich auch den Mühen eines Feldzuges noch nicht gewachsen, war ich zum Ersatzbataillon nach Breslau abkommandirt worden, und die für dasselbe bestimmten Garnituren sollten in Tonnen verpackt, nach Breslau gehen. —

Ende Juni fuhren wir Ersatz-Bataillon nach Breslau ab. — Erst auf der Fahrt dahin vernahmen wir, was wir in unseren Zeugkammern nicht erfahren hatten, daß bereits am 24. Juni eine entscheidende Schlacht bei Solferino stattgefunden hätte. —

Lebewohl Posen!

Ich habe es seitdem nicht wieder gesehen.

Siebenter Abschnitt.

In Schlesien. — Schneller Friede 1859. — Heeres-Umbildung. — Die Truppen schwören dem König Wilhelm.

An einem schönen Sonntagsmorgen bestiegen wir den nach Breslau gehenden Zug. In Rawitsch stießen

zu uns auch für das Ersatz-Bataillon bestimmte Mannschaften von unserem Füsilier-Bataillon. Die Kameradschaft war bald geschlossen und freudig strebten wir dem schönen Breslau, der eigentlichen Heimath des Regiments, zu. — Wir waren bald am Ziele. — Ich wurde dem Bataillons-Bureau zugetheilt, das bei dem Inhaber eines feinen Weingeschäfts in der Nicolaistraße untergebracht war. Dieses Haus lag fast dicht unter der himmelanstrebenden alten, ehrwürdigen Elisabethkirche. Mich durchrieselte ein ehrfurchtsvoller Schauer, als Abends ihr herrliches Geläute ertönte, das schon Jahrhunderte hindurch, erhaben über Freud und Leid wechselnder Menschengeschlechter, erklungen ist. — Die ehernen Zungen der Glocken haben für mich immer eine ergreifende Sprache geredet,und wie hat unser Schiller in so herrlichen, das ganze Menschenleben schildernden Strophen dieser Empfindung Ausdruck geliehen!

Schon am nächsten Tage wurde ich, freudig überrascht, gleich vom Gemeinen zum Unteroffizier befördert. Und als ich dann, noch nicht 19 Jahre alt, in funkelnagelneuer Uniform, mit glitzernden Treffen, die Honneurs der inzwischen eingezogenen und eingekleideten alten, groß- und graubärtigen Männer des zweiten Aufgebotes entgegennehmen mußte, kam mir dieses gar wundersam vor. Doch still erfreut war ich über den plötzlichen Wandel der Dinge.

Wie wogende Wellen wallen
Wechseln wir Wonne wie Weh. —

Ja, ja, Kleider machen Leute! —

In Breslau sah ich in jenen Tagen zum ersten mal den Kronprinzen von Preußen, Friedrich Wilhelm, den nachmaligen Kaiser Friedrich III., welcher, Oberst des in Breslau stehenden 11. Regts., auf der Parade

seine Umgebung schier um eines Hauptes Länge überragte. — Und damit ich es hier gleich vorausschicke, stellte er noch im Laufe des kommenden Jahres den Breslauern seine Gemahlin Victoria vor, welche ich, da zum Absperren des Bahnhofes kommandirt, ganz in der Nähe sehen konnte. —

Die Verpflegung bei dem Weinhändler war und blieb gut, so lange wir im Quartier dort lagen.

Zum Kommandeur des Ersatz-Bataillons war ein alter, ungemein liebenswürdiger Herr, Oberstlieutenant von Bl., ernannt worden. Er hielt uns, die vom Stabe, wenigstens wie seine Kinder. Ihm schien es ein Herzensbedürfniß zu sein, Freude zu bereiten. — O gäbe es mehr solcher seltenen Menschen in unserer selbstsüchtigen Welt. Wie viel Liebe würde erblühen, wo jetzt die Drachensaat unversöhnlichen Hasses in das Kraut schießt. — — Kein Mensch kann, wie gesagt, Liebe ernten wollen, wo er keine gesäet hat; das gilt für alle Stände, Geschlechter und Verhältnisse, und so lange man sich nicht bemüht, zu handeln und zu leben nach dem goldenen Spruch ewiger Wahrheit: „Was Du nicht willst, das man Dir thue, das füge weder im Thun, noch Unterlassen, einem Andern zu.“

Es ist dies wieder einer jener Sprüche, die an allen Stellen, wo ein Mensch mit den anderen zu thun hat, hell leuchtend angeschlagen sein sollten.

Also unser Chef schickte unseren gesammten Unterstab eines schönen Sonntagmorgens auf seine Kosten nach dem Riesengebirge, nach Schloß Fürstenberg, Freiburg, Salzbrunn und Altwasser. — Wie staunte ich Thalbewohner, als ich die hohen Berggipfel wie blaue Zuckerhüte vor mir auftauchen sah, wie entzückt war ich, als ich die würzigen Düfte des Gebirgswaldes einsaugen durfte. —

Ja, die schroffen Gegensätze, die unvermittelt uns treffen, schärfen unsere Sinne, die seelischen Fangarme und verleihen uns eine Werthschätzung von Dingen, an denen der eintönig Dahinlebende stumpf vorbeigeht. —

Der Ausflug war nur kurz, aber er hatte mir manchen Staub von Geist, Seele und Gemüth gewischt.

Oesterreich war im Gedränge, und endlich hieß es, die mobilen Linientruppen würden gegen Frankreich marschiren. —

Etwa am 10. Juli 1859 rückte denn auch das in der Nachbarkaserne liegende 19. Inf.-Rgt., bei dem viele Breslauer dienten, unter herzzerreißenden Abschiedsscenen aus. — Der Thränen wollte es bei den Zurückbleibenden gar kein Ende nehmen.

Da! — am Abend des nächsten Tages trifft die Alle überraschende Nachricht ein: Napoleon habe, den Ernst preußischerseits erkennend, mit Oesterreich am 11. Juli 1859 zu Villafranca plötzlich Friedenspräliminarien unterzeichnet. — Allgemeine Verblüffung! — Viel Geschrei um Nichts.

Es war höchst komisch, als schon an einem der nächsten Tage das Regiment aus seinem ersten und letzten Cantonnementsquartier dieses unblutigen Feldzuges zurückkehrte. — Ja, ja, die Weltgeschichte hat auch Humor! — Vielen wollte es vorkommen, als ob bei dem Dreimännerspiel zwischen Oesterreich, Frankreich und Preußen Keiner dem Anderen bis über den Weg getraut hätte. —

Jetzt konnte ich mir die Stadt Breslau mit mehr Muße betrachten. Sie gehört wohl mit zu den ältesten Städten, in denen die Einwohner vor Zeiten aus Furcht und in Wehr gegen ewige Beunruhigungen gern mit Haus und Hof nahe an einander zu rücken pflegten.

Daher noch die vielen schmalen, engen und krummen Gäßchen, durch welche die reinigende Luft nur mangelhaft fegen kann. Die Cholera hat denn auch im Jahre 1866 einen gut vorbereiteten Boden dort vorgefunden. In früheren Zeitläuften muß die Pest hier schrecklich gewüthet haben.

Eines Nachmittags schlenderte ich von der Ohlauer-Straße durch eins solcher krummen Gäßchen nach dem Dominikaner Platz zu, als ich an der Umzäunung eines an das Gäßchen grenzenden, nicht zu kleinen Hofes eine Menge Menschen stehen sah. Herzutretend erblickte ich den offen gelegten Querschnitt eines etwa zwei Meter hohen Hügels, den hier Menschen Jahrhunderte lang umwohnt, und auf dem Kinder sich getummelt haben mögen, ohne zu ahnen, daß er, wie ich erfuhr, eine Menge von Gebeinen, angeblich aus einer Pestzeit, enthielt. Man hatte einen Brunnen anlegen wollen und war auf breit neben einander und etwa 5—6 mal über einander geschichtete rohe Kastensärge gestoßen, aus denen, da sie beim ersten Anstoß morsch zusammenfielen, zum Entsetzen der Grabenden allerlei Todtengebeine kollerten.

An Sagen und Wahrzeichen fehlt es nicht in Breslau. Bekannt ist z. B. Holteys Gedicht „Der Glockenguß zu Breslau“. Diese Glocken hängen in der Maria-Magdalena-Kirche, deren beide Thürme hoch oben durch eine Brücke verbunden sind.

An einer Seite des Domes sah ich den eingequetschten Kopf eines Mannes in Stein gehauen, dessen verzerrte Gesichtszüge Angst und Entsetzen bekundeten. Man theilte mir eine Sage hierüber mit: Vor langen, langen Zeiten habe ein Mensch Feuer innerhalb des Domes angelegt und sich dann durch ein Seitenfenster flüchten wollen. In dem Augenblick, da er seinen Kopf gerade habe durch den

Fensterrahmen stecken wollen, haben die oberen und unteren Gesimse, wie Zangen, ihn in der Lage festgehalten.—

Bei uns waren inzwischen die zahlreich ausgehobenen Ersatzmannschaften eingetroffen. In einem uralten Gebäude, das vor Zeiten einem Patriziergeschlecht gehört haben muß, wurden sie untergebracht. Es fehlte an Unteroffizieren und, da zwar eine Demobilmachung in nicht zu langer Zeit in Aussicht stand, aber mit derselben die geplante Umbildung des Heeres durchgeführt werden sollte, so hatte auch ich in den praktischen Dienst zu treten. Ich mußte demnach mein gutes Quartier verlassen und in jenem schwarzen verwunschenen Hause in der A—straße Unterkommen suchen. Etwa hundert unausgebildeter Rekruten, aber schon eingekleidet, bekam ich zur Aufsicht. Aber die Uniform macht noch keinen Soldaten, und wenn die heutigen Verfechter des Miliz-Systems nur ein paar Tage mit dieser wilden Gesellschaft zu thun gehabt hätten, sie würden einen Begriff bekommen haben davon, daß ohne Ausbildung und vor Allem ohne gründliche Manneszucht keine Menge, vielweniger ein Heer, zu leiten ist, vielweniger noch gegen ausgebildete feindliche Truppen! — Es waren wirklich Freischaaren, wo Jeder nach eigenem Gutdünken hätte frei herumschwärmen mögen.

Unsere Quartiere lagen fast am Rathhausmarkte, und nun hieß es eines Tages: „Brod fassen in der Garnisonbäckerei!" die ganz am äußersten Ende der Stadt lag.

Um 300 Brode zu fassen, nahm ich 75 Mann mit. Mehr als vier Brode konnte der Mann ohne Hülfsmittel nicht tragen. So zog ich denn mit ihnen ab durch enge, krumme, verkehrsreiche Straßen. Ich kommandire: „Tritt gefaßt!" Ja, Profit Mahlzeit. Wie ein wogendes Aehrenfeld marschiren meine Krieger

zum Gaudium der Vorbeigänger dahin. Hopfen und Malz ist verloren. Aller Kraftmittel bedarf es, um nur zur Noth eine Art Ordnung aufrecht zu erhalten. Auf der Bäckerei werden die Brode empfangen. Jedem Mann muß ich einschärfen, daß er für die ihm fehlenden Brode aufzukommen hat. Jeder Mann mit zwei Broden unter jedem Arm, geht der Zug zurück. Nun mag sich ja das Brod auf diese Weise für die Dauer schlecht tragen. Durch den festen Druck der mehrere Pfund schweren Brode wird der Blutumlauf in den Armen gehemmt und diese schlafen ein. Der Träger sucht nun durch einen Ruck, da er keinen Arm zur Unterstützung des anderen verwenden kann, eine andere Lage der Last zu bewirken; aber — pardautz! — liegt eins oder beide Brode auf dem schmutzigen Dammpflaster. Ich muß Halt! kommandiren, damit, während ich die Brode aufhebe und wieder zureiche, mir die übrigen Herren nicht davongehen. Weiter geht es ein Stückchen. Da — stolpert ein Anderer über einen Pflasterstein, ein Anderer strauchelt, weil ein launiger Hintermann dem Vordermann aus beabsichtigtem Versehen in die Hacken tritt, und — alle vier Brode purzeln lustig zur Erde. Somit kommen wir nur langsam weiter, und die Sache wird immer schlimmer! Bei glühender Hitze langen wir, in Schweiß gebadet, bei dem verwunschenen Schloß an.

Und — dieses Vergnügen hatte ich alle vier Tage, so lange bis die Demobilmachung ausgesprochen, die Rekruten vertheilt wurden, und ich zu dem neu zu bildenden Regiment Nr. 50 kam, welches aber noch für längere Zeit den Namen „Landwehr-Zehner" behielt. Unser Bataillon bezog die Barbara-Kaserne. Das Uebergangsstadium aus der Mobilmachung (1859) in das Friedensverhältniß wurde unter dem Namen „erhöhte

Kriegsbereitschaft" zur Verdoppelung der schon bestehenden Linien-Infanterie-Regimenter und zur Bildung von 10 neuen Kavallerie-Regimentern vollzogen. Es handelte sich um die nachmals so viel umstrittene, aber von weisem, fernsehendem Scharfblick des preußischen Staatslenkers in Vollzug gesetzte neue

Heeresumbildung.

Unsere Compagnie war gebildet. Das Stammregiment hatte Offiziere, Unteroffiziere und ältere Mannschaften abgegeben. Nach Einführung der nothwendigsten Ordnung wurde sofort in den Tagesdienst getreten.

Unser Unteroffizier-Corps war ein ungemein tüchtiges. Viele von ihnen hatten einst im Elternhause bessere Tage gesehen. Man konnte Gespräche über andere als die alltäglichsten Dinge führen. Die Kameradschaft gestaltete sich mehr zu einem zarten Freundschaftsverhältniß. — Wir hielten zusammen wie die Kletten. Ich wurde zum Fourier ernannt und mußte als solcher zuerst die Küche für das Bataillon übernehmen. Froh war ich, daß ich nichts mit der Rekrutenausbildung zu thun bekam, ich hatte genug von dem Kram.

Komisch genug kam ich mir vor in meiner neuen Würde als Küchenoberst. Der Fourier jeder der vier Kompagnien hatte drei Monate lang Küchendienst zu übernehmen. Zwei sogenannte Köche erhielt ich aus der Front zu Gehülfen. — Die Rationen für den Mann sind vorgeschrieben. Nachdem mir die Anzahl der am nächsten Tage zu speisenden Mannschaften mitgetheilt war, konnte ich leicht berechnen, wieviel Reis, Graupe, Erbsen, und Fleisch im Ganzen von den Lieferanten geholt werden mußte. — Die Kartoffeln, welche täglich mit verschiedenen Gemüsearten gemischt wurden, erhielt man meist im Großen

geliefert, und sie wurden in der nöthigen Menge schon im Laufe des vorhergehenden Nachmittags geschält. In zwei großen Kesseln waren die Mahlzeiten zu bereiten. In dem einen das Fleisch, in dem andern das Gemüse. Was am längsten des Kochens bedurfte, kam zuerst in den Kessel. — Der eine Koch hatte durch fortwährendes Rühren mit langer Kelle darauf zu achten, daß nichts von der Speise anbrannte, was bei der Graupe sehr leicht eintrat. Allmälig wurde Fleischbrühe in den Gemüsekessel gethan, und wenn das Fleisch gar gekocht und herausgenommen war, auch der andere Kessel zu weiterer Durchmischung der Brühe mit dem Doppelgemüse benutzt. Der Küchenunteroffizier zerlegte dann mit Benutzung einer Portionswage das Fleisch. War alles fertig vorbereitet, dann wurden mittels Signalhorns die Leute des Stubentagesdienstes compagnieweise zum Abholen gerufen. Von dem Stubenältesten ausgestellte Portionenzettel dienten zur Controlle über die Anzahl der abgeholten Portionen, welche in zweihenkeligen, großen blechernen Pfannen, nebst je einem Schöpflöffel, aus der Küche verabreicht wurden.

Die geleerten Schüsseln mußten dann nebst dem Schöpflöffel bald wieder zurückgebracht werden, damit die beiden Kochgehülfen eine gründliche Reinigung derselben sowie der Kessel vornehmen konnten.

Am 15. October war Königsgeburtstag. Ich hatte den Mannschaften zu diesem Tage eine Ueberraschung zugedacht. Ich wollte sie mit dem „schlesischen Himmelreich“ beglücken, wie man das Gericht, aus Schweinebraten, Hefeklößen und Backobst bestehend, nennt, das ein guter Schlesier mindestens Sonntags haben muß. Die bei der Menge der zu Speisenden etwas schwierige Aufgabe machte mir einiges Kopfzerbrechen. Ich nahm mit einem Bäcker in der Nachbarschaft Rücksprache; er

8*

wollte die Pfannen liefern und das Braten übernehmen. Für mich verblieb demnach nur die Vertheilung des Bratens und der Klöße, sowie des Obstes. Auch den Teig für die Hefeklöße machte mir der sachverständige Bäcker zurecht. Nun galt es Tausende von Klößen zu kochen. Zuviel durfte man nicht in den Kessel werfen, wenn nicht in Folge des Druckes die Form der Kugel in eine solche von Flundern verändert werden sollte. Während die zuerst fertigen Klöße schon erkalteten, waren die letzten noch lange nicht im Kessel. Dabei sollte ich den Braten in Portionen schneiden. Auch der Mangel an Gefäßen machte sich geltend.

Ich suchte mir durch Theilung der Arbeit zu helfen, indem ich dem Bäcker sagen ließ, er solle mir nicht mehr Braten schicken, als ich bewältigen könne. Ich ließ, als eine hinlängliche Anzahl Klöße fertig war, „erste Compagnie“ blasen. Dies war eigentlich gar nicht nöthig. Denn der ungewohnte Bratenduft, der „Troja's Hallen“ durchzog, hatte die heute freien Leute bereits so angelockt, daß sie von allen Compagnien schon mit Gier vor den Fenstern der zu ebener Erde liegenden Küche warteten. Braten schneiden, vertheilen, Klöße auszählen, Backobst einschütten, es war zu viel auf einmal. Das eine Mal waren nicht Klöße genug, ein anderes Mal des Bratens nicht, und dabei schwand Stunde auf Stunde hin, daß man es gar nicht merkte. Zu meinem Entsetzen bliesen einzelne Compagnien schon zum Nachmittagsappell; kurz, es drohte eine babylonische Verwirrung, wenn ich jetzt den Kopf verlor. Nach den Apellen umstanden auch die Offiziere lächelnd meine Veranstaltungen, und sie mögen wohl ein menschliches Rühren empfunden haben. Mit Pausen kam die Maschinerie wieder in Gang; aber ich dankte meinem Schöpfer, daß die Geschichte noch zu allgemeiner

Zufriedenheit ablief. Ich habe nie wieder „ein solches schlesisches Himmelreich“ veranstaltet.

Am 3. Februar 1860 gaben die Unteroffiziere des Bataillons einen Ball, der, weil das Bataillon neu gebildet war, auch zugleich eine Art Stiftungsfest sein sollte. Einladungen waren an den Obersten, die Bataillonsoffiziere und an Bekannte und Damen ergangen. Wir trugen noch nicht die Nr. 50, sondern immer noch die Nr. 10 des Landwehr-Regiments. Das 10. Regiment hatte schon mehrere Jahre nicht mehr — ich weiß nicht aus welchem Grunde — in Breslau gestanden, und, da die Zehner hier ausgehoben wurden, so betheiligten sich die Breslauer Damen und Verwandte der Soldaten außerordentlich zahlreich.

Am Eingang des Festsaales war ein gedrucktes Programm vertheilt worden, das auch eine Spende meiner Muse als Beilage hatte. Dies Lied wurde dann im Laufe des Abends gesungen nach der Melodie: „Ich bin ein Preuße“. Es lautete:

Was ist der Grund, daß heute froh sich schaaren
Die Landwehr-Zehner wohl mit solcher Lust?
Daß Zehner hier in Breslau schon seit Jahren
Nicht standen mehr; es ist mir wohl bewußt!
Nun kannst du lang' noch fragen?
Mit Freud' will ich dirs sagen:
Der Zehner Landwehr erstes Bataillon
Sein Neubestehn heut feiert fröhlich schon.

Zum ersten Male heute, Kameraden!
Wir sammeln uns zum freudigen Verein,
Und Alle, die wir dazu ließen laden,
Sie finden, uns zu Liebe, gern sich ein.
Wir herzlich sie begrüßen!
Drum, um die Zeit zu süßen,
Spiel auf Musik, erschalle frank und frei!
Die Tänzer warten schon in bunter Reih'.

Seht! wie die Musketiere tirailliren,
Doch ohne Waffen, frei auch von Gepäck!
Auch gilt dem Feinde nicht das Avanciren,
Nur Secundanten, flotte, zieh'n sie weg!
Kaum tönt ein Klang, so schwärmen
Sie fort. — Wer wollt' sich härmen?
Vergessen ist des Lebens Druck und Last
Vom Tänzer, den ja warme Lieb' umfaßt. —

Drum, Kameraden! Laßt nun hoch erklingen
Der Gläser und der Lauten hellen Ton!
Ein Vivat woll'n wir unserm König bringen,
Dem theuern, den noch Krankheit hält vom Thron!
Der Prinz-Regent, er lebe
So hoch, daß stolz sich hebe
Jedweden Preußens Brust und starker Muth,
Zu opfern willig für ihn Gut und Blut!

Ein Lebehoch dem Königlichen Hause,
Und Preußen's stolze Hoffnung lebe hoch!
Wir fürchten drum auch keines Kriegs Gebrause,
Ein fürstlich hoher Held ja führt uns noch;
So muthig wir hier singen,
Wird auf den Feind eindringen
Der Zehner Landwehr erstes Bataillon,
Wenn ruft der König einst von seinem Thron.

Der Tusch setzte ein und begeisterter Jubel folgte. Der Oberst verlangte den jungen Dichter zu sehen. „Also auch solche Leute habe ich im Regiment", nun, das freut mich", mit diesen Worten entließ er mich freundlich.

Mit dem Hauptmann meiner Compagnie konnte ich mich nicht stellen, auch keiner von meinen Kameraden, so daß allmälig mein Entschluß reifte, nicht zu kapituliren, so sehr es mir sonst in Breslau gefiel.

Grob und jähzornig, war er nicht im Stande, seiner Zunge Herr zu werden, und wollte man nicht fortwährend den Beschwerdeweg betreten und sich dann das Leben noch schwerer machen, so blieb nichts weiter übrig, als abzugehen.

Manche Bande fesselten mich dagegen sehr an Breslau. So hatte ich z. B. einen Breslauer Bürgerssohn kennen gelernt, der das einzige Kind seiner Eltern und deshalb auch wohl etwas verzogen war. In seinem Hause war ich ein gern gesehener Gast, und hier lernte ich auch zwei Studenten aus Pommern kennen, ein paar allerliebste Menschen. Sie wohnten und lebten zusammen, aber einen größeren Gegensatz von Charakteren hätte man kaum finden können. Der jüngere von strotzender Kraft und blühender Gesundheit, sprudelnd von Lust und Uebermuth, schnell in Wort und schnell in That, war ein Sanguiniker reinster Art. — Der ältere, der wohl eine Art Wächteramt über den ersteren ausüben sollte, war ein bleicher, stiller, ernst gesonnener Mann, der erst in vorgerückten Jahren privatim sich die Kenntnisse für die Ablegung einer Abiturienten-Prüfung erworben hatte; ein herzensguter, edler Mensch. Ich konnte ihn lieb gewinnen. Er verstand mich, mein Schicksal und mein Streben und half gern meine Kenntnisse mehren und fördern. Da wurde mir, wenn wir über die Gebiete des Wahren, Schönen und Guten uns aussprachen, das Herz weit, und Geist und Gemüth empfand ein unsägliches Vergnügen; ich fühlte mich in eine ideale Welt versetzt.

Das Abbrechen dieser Verbindungen war ein von mir zu bringendes Opfer, wenn ich von Breslau schied.

Das Leben in Breslau war angenehm und billig, selbst für einen Soldaten. Wollte man frühstücken oder zu Abend essen, so ging man z. B. in einen Kretscham,

wo sogenanntes Dünnbier verschenkt wurde, das den Durst stillte und nicht berauschte. Im Hausflur des Kretschams stand ein Höker, der in kleinen Portionen reine, schöne Gebirgsbutter, Brod und Käse verkaufte. Wollte man nun sich stärken, so kaufte man hier zunächst von den genannten drei Dingen für je ein Gröschel ($^1/_4$ Silbergroschen = $^1/_4$ Nickel) nach jetzigem Gelde zusammen für $^3/_4$ Nickel Eßwaren und ging dann in die Schenkstube, ein Glas Braunbier für $^1/_3$ Silbergroschen dazu zu trinken, so daß die ganze Atzung nach damaligem Gelde 13 Pfennig, nach jetzigem $1^1/_{12}$ Nickel kostete. Konnte oder wollte man sich ein Mehres anthun, so ging man auch wohl in den Schweidnitzer Keller, wo man ein paar saftige Würstchen nebst Brödchen von der am Kellereingang stehenden Frau, die eine hohe Pacht an den Breslauer Magistrat für diese höchst einträgliche Stelle zahlte, kaufte und trank eine Kuffe bayerischen Bieres. Die ganze Zeche stellte sich aber dann schon auf $2^1/_2$ Silbergroschen.

Von Freunden oder Kameraden begleitet, konnte man überall sich eines billigen und höchst anständigen Vergnügens in Konzertsälen, wo auch humoristische Stücke und Pantomimenspiele gegeben wurden, nach des Tages Last und Hitze erfreuen. Damals waren gerade die Kalisch'schen Kouplets vielfach im Schwange. Zu so gemeinen Zotenvorträgen, wie sie später anständige Familien aus den Singsälen vertrieben haben, war es noch nicht gekommen. Und aufheiternde und witzige, aber anständige Vorträge sind gerade dem kleinen Mann zu gönnen, der doch die hohen Preise für Kunststätten wie z. B. für Opernhaus und Singakademien gar nicht erschwingen kann.

Der Schlesier ist ein sehr gemüthsvoller Mensch

und ich habe nachmals oft Leute nicht begreifen können, die nicht gut auf ihn zu sprechen waren.

Abschied von Breslau. — Der Herbst 1860 nahte, und ich hatte mich zu entscheiden, ob ich capituliren wollte oder nicht, oder ob ich, wenn eine ansprechende Civilstellung sich in Breslau nicht fände, diese Stadt verlassen sollte oder nicht. Mein Entschluß schwankte lange, wer weiß, ob ich denn nicht doch noch weiter gedient hätte; aber ein neuer Zusammenkrach mit dem Bärenbeißer von Hauptmann gab den Ausschlag für — Abgang. Ich schied am 12. Sept. 1860 schweren Herzens von Schlesiens Hauptstadt.

Und nun — wohin? — Zunächst nach Hause zu meinem lieben Mütterlein. Ich kam, sah und — siegte aber nicht über meines Vaters Einwände gegen meinen Abgang; ja er sprach, so lange ich noch im Hause blieb, kaum noch ein Wort mit mir. So nahm ich denn mein Bündel wieder auf und ging nach Glogau. — Hier stand das aus Breslau herversetzte 19. Inf. Rgt. — Da dasselbe seinen Ersatz aus polnisch sprechenden Bezirken bezog, so konnte ich hier meine Kenntnisse der polnischen Sprache gut anbringen. Eine Kompagnie, deren Hauptmann und Feldwebel mich noch von Breslau her gut kannten, nahmen gern meine Dienste an. Auch hier wurde ich Fourier.

Die Tage vergingen hier, wie Bismarck einst sagte, nach des Dienstes ewig gleichgestellter Uhr, ohne daß irgend etwas Bemerkenswerthes aus dem Jahre 1860 zu berichten wäre.

Das neue Jahr 1861 begann mit einer grimmigen Kälte. Wir mochten in der Nacht vom 1. zum 2. Januar etwa 3—4 Stunden der süßen Ruhe gepflegt haben, als wir alarmirt wurden. Das Bataillon stand bald auf dem Kasernenhofe in Mänteln feldmarschmäßig. Dann

kommandirte unser Kommandeur: „Stillgestanden“ und kündigte uns in feierlichen Worten den Tod Sr. Majestät des Königs Friedrich Wilhelm IV. und die Thronbesteigung des Prinzen Wilhelms von Preußen als König Wilhelm an. Das Gewehr bei Fuß im linken Arm, mit zum Treuschwur erhobenen drei Fingern der rechten Hand, wurden wir auf den neuen König vereidigt.

Das Kommando ertönte: Gewehr in den rechten Arm! Gewehr auf! — Achtung! — Präsentirt das Ge—wehr! Seine Majestät unser allergnädigster König und Herr, Wilhelm, lebe hoch! Hurrah! Hurrah! Hurrah! Donnernd hallten die kräftigen Rufe von den Wänden der Kaserne wieder. — Achtung! — Gewehr auf — Schulter! — Gewehr ab! — Rührt euch! — Wegtreten! — und mit dieser kurzen Feierlichkeit waren wir, ohne es zu ahnen, in einen der großartigsten Zeitabschnitte preußischer und deutscher Geschichte eingetreten!

Die Verwunderung war allgemein, daß der fast 64 Jahre alte Prinz-Regent noch den Thron bestieg, und nicht, — wie man allgemein erwartete, sein Sohn, der doch schon 30 Jahre zählte. Nun, im Rathschluß eines Höheren war es anders beschlossen.

Beinahe ein Jahr stand ich zu Glogau in Garnison. Die Stadt selbst ist langweilig, aber die Umgegend ist schön und ungemein fruchtbar. Die Wohlhabenheit der Bauern in den schönen, großen Dörfern ist sprüchwörtlich. — Eine Sitte gefiel mir in Glogau ungemein. — Wenn es im Sommer recht heiß war, ging man zu den Fischern an der Oder, welche in Milch, mit Petersilienzwiebeln, Lorbeerblättern, Pfeffer, gekochte Fische kalt verkauften. Für 2½ Sgr. bekam man einen großen Teller davon. Das Gericht war nahrhaft, erfrischend und ungemein schmackhaft.

Mitten im Sommer traf die Nachricht ein, daß das Regiment nach Luxemburg versetzt worden sei. — Den meisten meiner Kameraden war das sehr unlieb: Luxemburg als Bundesfestung stand bei den Regimentern in keinem guten Geruche. Ich dagegen freute mich im Stillen, ich erkannte bald eine höchst günstige Gelegenheit, französische Sprachstudien zu treiben. — Jedenfalls kam mir diese Wendung meines Schicksals überraschend.

Achter Abschnitt.

Nach Luxemburg. Quartiermachers Freud und Leid.

Im August 1861 sollten wir von Glogau abmarschiren. Das Unteroffizier Corps beschloß noch einige Tage vorher ein Abschiedsfest zu feiern, da trotz des erst zweijährigen Aufenthaltes schon wieder mannigfache Bande bestanden. Meine Wenigkeit hatte wieder, wie immer bei solchen Gelegenheiten, eine Dichtung verübt, aus der ich hier nur einige Strophen mittheile, um zu zeigen, welcher Geist damals unsere Truppe beseelte.

Abschied von Schlesien.

(Mel.: Wenn die Blümlein ꝛc.)

Näher, näher rückt die Stunde,
Wo uns Schlesien scheiden sieht;
Aus des Königs hohem Munde
Ging das Wort, das uns beschied
Nach Luxemburg, von Schlesien fort,
Auf Vorwacht Deutschlands, jenem Späherort.

Angesichts der Abschiedsstunde
Zogen wir nun heut' hierher,
Um in stiller, trauter Runde
Nicht das Herz zu machen schwer
Mit Luxemburg, der fremden Stadt,
Wo Niemand von uns seine Heimath hat.

Doch als Preußen wir hinziehen,
Zu des Vaterlandes Schutz;
Ob uns Rosen dorten blühen,
Ist uns gleich, wir bieten Trutz.
Wer Lust verspürt und rührt uns an,
Dem stehn als Preuße wir und tapfrer Mann.

Kameraden, kommt die Stunde,
Wo der Kampf einst heiß entbrennt,
So erfahr die Welt die Kunde,
Daß ein tapfres Regiment
Neunzehner sind, die Gut und Blut
Zum Opfer bringen mit des Löwen Muth.

Diesen Geist haben Viele von ihnen 1866 und vor Metz bei der Kummer'schen Division als 59. Landwehr im Jahre 1870 bewiesen.

Am Tage vor dem Ausmarsch des Bataillons verließen wir Quartiermacher der vier Kompagnien die niederschlesische Festung. Bis nach Görlitz sollte marschirt werden. Ein lang gehegter Wunsch: einmal wie Handwerksburschen, von denen ich in meiner Kindheit soviel erzählen gehört hatte, durch die Welt zu wandern, wurde mir hier wider alles Erwarten verwirklicht. Ging es doch durch gesegnete Fluren, und, da wir schon früh Morgens aufbrachen, bei herrlichem Wetter „durch die Felder, durch die Auen".

Wie oft und wie tiefsinnig ist doch die Wanderlust von bekannten und unbekannten Barden unseres Volkes

so innig, so rührend besungen worden. Da jubelt z. B. das alte Volkslied:

Fröhlich und wohlgemuth
Wandert das junge Blut
Ueber den Rhein und Belt
Auf und ab durch die Welt.

In der neueren Zeit ist mit den Eisenbahnen, dem Niedergange des Handwerks, des Burschenlebens, ein gut Theil unseres poetischen Volkslebens dahin geschwunden. Vielleicht ist man auch bequemer geworden, nüchterner. Und doch, wie sind Fußwanderungen gesund und erfrischend für Leib und Seele. Jüngere Leute sollten ihrer nicht entrathen. Ein Mitleid erfaßt uns, wenn wir das Leben junger Leute verstreichen sehen nicht nur in rußgeschwärzten Fabriksälen, sondern auch im Dunst rauch- und streiterfüllter Schenkstuben, und ein solches Dasein vergleichen mit dem freien, frischen, frommen, fröhlichen Leben der Wanderburschen noch vor 50 Jahren. Welche Freude, welche sprudelnde Laune spricht sich in den Volksliedern hierüber aus. Da heißt es in „der leichte Wanderer":

Ein Heller und ein Batzen
War'n allzwei beide mein:
Der Heller ward zu Wasser,
Der Batzen ward zu Wein.

Mein Stiefel sind zerissen,
Mein Schuh, die sind entzwei,
Und draußen auf der Haide
Da singt der Vogel frei.

Und Justinus Kerner singt: „Vom Wanderer":

Die Vögel, sie kennen sein väterlich Haus,
Die Blumen einst pflanzt er der Liebe zum Strauß,
Und Liebe die folgt ihm, die geht ihm zur Hand,
So wird ihm zur Heimath das fernste Land.

Was singen heute unsere Arbeiter und Handwerker? Aber damit auch der Ernst nicht fehle, singt Rückert:

Und wo ein Dorf entgegentritt,
Da hör' ich Glocken läuten.
Sie meinen selber mich damit,
Was könnt es sonst bedeuten?
Sie läuten etwa einer Braut;
Vielleicht auch einem Todten;
Ich aber zieh auf mich den Laut:
Ein Gruß wird uns geboten.

Schlägt es nicht wie Nachtigallenton an unser Ohr, wenn Geibel singt:

Der Mai ist gekommen,
Die Bäume schlagen aus,
Da bleibe, wer Lust hat,
Mit Sorgen zu Haus!
Wie die Wolken dort wandern
Am himmlischen Zelt,
So steht auch mir der Sinn
In die weite, weite Welt.

Frisch auf drum, frisch auf!
Im hellen Sonnenstrahl,
Wohl über die Berge,
Wohl durch das tiefe Thal!
Die Quellen erklingen
Die Bäume rauschen all.
Mein Herz ist wie 'ne Lerche
Und stimmet ein mit Schall.

Wehmuthstöne dagegen durchziehen das alte Schwäbische Volkslied: „Ein Sträußle am Hute", wenn des Wanderers Klage trauernd ausklingt:

Es bietet das Leben ihm manchen Genuß,
Das Schicksal gebietet dem eilenden Fuß;
Da steht er am Grabe und schauet zurück:
Hat wenig genossen das irdische Glück.

Unter solchen Gesängen, deren Inhalt theilweise die durchschrittene Gegend treffend schilderte, ging es munter fürbaß. Nachdem wir in Bunzlau, bekannt durch den großen Topf, Quartier bestellt, traten wir bald in das wellige Gelände der Lausitz ein, in der bei Görlitz der Inselberg, die „Landeskrone,“ besonders auffällt. Die hiesige Gegend hat etwas ungemein Liebliches, und ich begreife es wohl, weshalb sich hier so viele Pensionäre niederlassen. Daß hier in Görlitz der berühmte Schusterphilosoph Jakob Böhme seine Kämpfe durchlebt, erregte noch mein besonderes Interesse.

Von Görlitz, wo wir Ruhetag hielten, fuhren wir ohne Unterbrechung mit der Eisenbahn bis nach Erfurt durch das Königreich Sachsen, dessen blühende Fluren, zahlreiche Städte und Fabriken an unserer Linie wie im Fluge vorüber rauschten. Ich ahnte nicht, daß ich in fünf Jahren, unter ganz veränderten Verhältnissen, dieselbe Strecke fahren würde! —

Als Station Leipzig naht, da werden unsere Hälse lang. Schlacht bei Leipzig! — Wie wenig Worte, und welcher Inhalt, zumal für Soldaten, die nicht wußten, daß sie Größeres erleben sollten! —

Vorbei, Vorbei! — Andere Bilder! — Station Weimar! — Das Herz des jungen Dichters weitet sich, die Brust hebt sich: einst schufen hier unsterbliche Werke ein Herder, Wieland, Schiller, Göthe! Heilig Land der Deutschen!

Station Erfurt. — Blumenduft, Brunnenkresse, seiner großen Glocke Ton. — Und welche knorrige Gestalt taucht dort aus dem Meer der Zeit vor meinen geistigen Augen empor? — Luther! — Der gewaltige Glaubensheld, seine geliebte Bibel im Arm! — Hier auf der einstigen Universität stiegest du, Sohn der Berge, hin-

unter in den tiefen Schacht der Wissenschaft, um klassisches verschüttetes Gold aus alten Tagen zu Tage zu fördern! — Hier, wo du zagendes Mönchlein, in einsamer Zelle nach Wahrheit ringende Glaubenskämpfe uns vorgekämpft, — die Schlacken menschlichen Witzes von dem lauteren Golde ewiger Wahrheit geschieden hast! —

Hier, wo du einkehrtest auf deinem unvergleichlichen Siegeszuge von Wittenberg nach Augsburg, um, ein begeisterter Zeuge des ewigen Wortes, mannhaft Gut und Blut als Pfand deiner Ueberzeugung einzusetzen vor Kaiser und Reich! —

Und dort! — Welcher düster brütende Mann mit verschränkten Armen, den Dreimaster auf die faltige Stirn gedrückt, steigt aus dem Abgrunde empor, in welchen er Glück und Leben vieler Hunderte, vieler Tausende kalt hinein geschleudert: Du unheimlicher Mann N a p o l e o n! — Was willst du in Erfurt? Wer stößt die Gewaltigen vom Stuhl, wenn er sie eine Zeit lang als Unrath ausfegende Besen in seiner Hand gebraucht hat?

Napoleon! — Wo ist dein Parterre von Königen, vor dem du in dieser Stadt einst Weltgeschichte gespielt hast? —

Die Stadt Erfurt hatte es mir vom ersten Tage ab angethan. Das geistig, seelisch Anregende dieser Stätten mag wohl hierbei mitgewirkt haben. — Ob es Ahnungen giebt? Daß ich einst hier Jahre lang, meinem stillen Wunsche entsprechend, weilen würde, ließ ich mir heute nicht träumen. Aber wie eine Ahnung durchzog es meine Seele. —

A b e r w a s i s t a h n e n? In unserer spiritistisch angehauchten Zeit, in der Spiritismus wie ein Gegengift gegen

groben Materialismus wirken zu sollen scheint, wird viel von erlebten Ahnungen gesprochen. Da ich neuerdings selbst viel auf diesem Gebiete Merkwürdiges erfahren, so habe ich einige Gedanken hierüber niedergeschrieben. Scherzhaft nennt man das Eheweib: „die Hälfte". — Nun ist es in langen Ehen eine oft beobachtete Thatsache, daß, wenn Eheleute sich scheinbar etwas ganz Neues mittheilen wollen, sie zu gegenseitigem Erstaunen beim Beginn des Satzes erfahren, daß die andere Hälfte dasselbe offenbaren wollte. Diesen Vorgang habe ich, der ich 26 Jahre verheirathet bin, in den letzten Jahren oft erlebt. — Ich war ferner mit einem Freunde zu gemeinsamem Unternehmen innig verbunden. Er schrieb um dieselbe genaue Zeit, 7 Uhr Abends, eine Karte an mich, als ich zu gleicher Zeit gedachte, ihn aufzusuchen in gleicher Angelegenheit, obwohl wir den ganzen Tag hierfür zur Verfügung hatten. Sollten Reden, wie: „zwei Herzen und ein Schlag", „zwei Seelen und ein Gedanke" ohne thatsächlichen Grund entstanden sein? Ich antworte: Mit nichten. —

Was heißt aber ahnen? Ich hatte bereits diese und nachfolgende Gedanken zu Papier gebracht, als ich aus Neugierde darüber, wie andere Menschen das Wort seiner Abstammung nach erklärt haben, ein Werk dieserhalb nachschlug. Ich war geradezu erstaunt, zu finden, auf welchem richtigen Wege ich mit meinen Deductionen war.

Aus einer neueren Erklärung in der „Deutschen Encyclopädie" schreibe ich folgendes hier ab: (S. 291.)

„Ahnen. (got. anan) von skr. an leben (!) bewegen, gr. ἄω, wovon skr. ânas, anilas, gr. ἄνεμος (Wind) lat. animus (Hauch, Geist,) d. i. mit dem Geiste auffassen, im Gemüthe vorempfinden, vermuten,

und, als Intransitiv, dem Geiste nahe kommen (!) kund werden."

Ich lasse nun zunächst noch zwei Stellen folgen aus 1. Mos. 1. 26:

„Und Gott sprach: Lasset uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei."

V. 27:

„Und Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde (zur Bekräftigung der Wahrheit wiederholend, als ob er künftige Zweifel mächtig widerlegen müsse) zum Bilde Gottes schuf er ihn, und er schuf sie ein Männlein und ein Fräulein."

Und aus 1. Mos. 2. 7.:

„Und er blies ihm ein den lebendigen Odem (vgl. Obiges an leben aus dem Sanskrit) und also ward der Mensch eine lebendige Seele."

Nun folgen meine Darlegungen, die ich vor diesen Citaten bereits niedergeschrieben hatte.

Was ist eine Ahnung?

Man ahnt das Wirkliche, Thatsachen; man ahnt durch das Gefühl, den Sinn des Berührens, den für uns höchsten Grad sinnlicher Gewißheit. Wir ahnen Künftiges, Gegenwärtiges. Ahnen ist, wie wir es schon im Traumleben bethätigen, ein Streifen, ein Rühren an der Tangente des Ewigen, ein Ungebundensein an Zeit und Raum: es ist eine Bekundung des Göttlichen in uns; gleichsam ein Phosphorschimmer von Allwissenheit.

Gott ist nun der Schöpfer der Geister, der Quell alles Lebens, alles Glücks.

Ein von Gott, als seinem Ursprung sich abzweigender, trennender, sich ihm entfremdender Geist muß logischerweise böse Ahnungen haben. Er ahnt den völligen Riß als Folge des allmäligen Sichlösens vom Stamm

aller Geister; er ahnt, er „lebt“, logischerweise nur Böses in der Gegenwart und Zukunft als Ergebniß solcher freiwilligen Trennung. Die Wirkungen dieser sind Besorgniß, Bangigkeit, Unruhe, Friedlosigkeit; das Warten auf die logischen Wirkungen erfüllt sein Herz mit Furcht, seinen Geist mit Niedergeschlagenheit; er ahnt logisch richtig — Unheil; denn Gottlosigkeit gebiert den Unglauben, und Unglaube ist Sünde, und der Sünde Frucht: der Tod. — Der vom saftigen Stamm gelöste Zweig wird dürres Holz.

O, das „Nichts“ nach dem Tode redet der für das Ewige geschaffene Geist sich vergeblich ein, weil er die Unwahrheit dieser Annahme aus innerstem Bewußtsein unmittelbar empfindet, und weil er die Unmöglichkeit des Gegenbeweises nur zu klar erkennt. Aber er will nicht, und damit sägt er sich den Ast, der ihn mit der Quelle des Lebens, des Glückes verbindet, hinter sich willentlich ab: er richtet sich selbst.

Dagegen tritt ein zu Gott zurückkehrender, je näher ihm, je seeliger werdender Geist, in eine immer innigere Verbindung mit dem Quell und Ursprung, dem er entstammt. Er fühlt sich göttlichen Geschlechts, er lebt, er „ahnt“ in Gott, daß er von dem Leibe dieses Todes, der ihm zeitliche und räumliche Fesseln anlegt, der ihm das Sein hienieden so blutsauer macht, einst völlig loskommen wird, daß er von dem Bleigewicht grobsinnlicher Materie völlig entlastet sein und sich einst in sein eigentliches Lebenselement aufschwingen wird: er hat einen frohen Ausblick in das Kommende; er genießt vermöge seiner Verfassung und Richtung gegenwärtig, unabhängig von örtlichen und zeitlichen Lebensverhältnissen der körperlichen Hülle, künftige Vollendung, völliges Glück; er streift an der Tangente glücklicher Ewigkeit! Das ist aber kurz der

verschmähte, verkannte Glaube der Christen, der doch bekanntlich „eine gewisse Zuversicht dessen ist, das man hoffet und nicht zweifelt an dem, das man nicht siehet.“ Quod erat demonstrandum. —

Ich kehre nach Erfurt zurück. Der tiefe Eindruck, den ich von Thüringens Hauptstadt bekam, entstammte dem Gegensatz, der in so kurzer Zeit — zufolge der schnell verbindenden Eisenbahnfahrt — sich fast unvermittelt zu meinen bisherigen Garnisonstädten aufdrängte. Die eigenartigen Schulterhüllen der Frauen und Mädchen aus dem Volke, die meinem sprachlich geschärften Ohre sehr auffallende Thüringische Mundart, diese im grünen Wald versteckte Stadt, ihre uralten, krummen Straßen, die, man mochte stehen und gehen wo man wollte, dem Auge immer neue Bilder boten von auffallender reicher Gliederung; ein stets sich verändernder Vorder- und Hintergrund, und darüber ein Unwägbares, ein geschichtlicher Zauber über das Ganze gegossen: das alles nahm die verschiedenen Seiten des Erkennens und Empfindens so mächtig ein. Auch die Lichtschattirungen in der Stadt zufolge der vielen um und in Erfurt stehenden hohen Bäume verliehen ihr etwas Romantisches.

Ich lag bei einem Apfelweinfabrikanten im Quartier. Er war die persönliche Gemüthlichkeit Thüringens. Sein Mund überströmte von schmucklosen, aber von Humor, Witz und Laune strotzenden Bemerkungen. Vor Lachen habe ich Thränen geweint. Ich habe ihn später noch oft gesehen.

Zu schnell ging der Ruhetag vorüber. Der Abschied wurde mir schwer, als ich des Morgens auf dem Bahnhof das dampfende Eisenroß schon prustend vorfand. Einsteigen! — Ein letzter Pfiff, und weiter ging es in

eine nie zuvor gesehene und doch dem Geiste so vertraute Welt. —

Wie sich die Blumenvierecke der jede für sich auf großen Flächen gezogenen Blumenarten in allen erdenklichen Farben teppichartig rechts und links vor dem dahinstürmenden Zuge breiten! — „Komme wieder, du Freund der Blumen!" winken die Blümlein mir freundlich zu. — Wer weiß! —

Station Gotha! Ha, hier herrscht der kühne, löwenjagende Herzog, mit seinem großen, deutschen Herzen. Soll ich es ihm sagen: „In drei mal drei Jahren wirst du gar Herrliches schauen!?"

Da drüben erscheinen die wunderlieblichen Waldberge Thüringens! Muß man nicht unwillkürlich anstimmen:

Wer hat dich, du schöner Wald,
Aufgebaut so hoch da droben?

Muß ich nicht singen:

Ach, wie ist's möglich dann,
Daß ich dich lassen kann!

Station Eisenach! — Wartburg! — Auf den Bergen herrscht die Freiheit. Ja hier war eine Geburtsstätte der Glaubensfreiheit. Minnesänger! Sängerkrieg! Tannhäuser! Heilige Elisabeth! Lebt wohl ihr Zauberhaine!

Die Landesfarben wechseln und wechseln. — Bebra, Kurfürstenthum Hessen! — Starrsinniger Kurfürst! Noch ein halbes Jahrzehnt und deinem kindischen Trotze wird ein Ziel gesetzt werden, dem Schimmel von Bronzell wird ein Rächer erstehen.

Bald wird von Bebra eine kürzere Bahn nach Frankfurt führen über Fulda und zum Grabe des großen

Apostels der Deutschen, Bonifacius. Schon fahren wir über das Feld seiner hehren Thätigkeit vor elf Jahrhunderten. Du edler Angelsachse! hast du ahnen können, daß Deutschland fast genau acht Jahrhunderte später ewigen Lebensodem durch zwei Lungen einathmen würde? Mitten im deutschen Land, nachbarlich bei einander, die zwei Hauptstätten religiöser Ehrung: Fulda und Wartburg, oder Bonifacius und Luther! — Welche Weltgeschichte! — Bald kommt aber die Zeit, wo ein Herzschlag und ein Haupt, deutsches Land, dich zu großem Ziele führt.

An Kassel, Marburg, Gießen vorbei saust der Zug dem Taunus zu. Wie wechseln doch zur Erquickung des Auges und des Gemüthes Land und Leute in ihren verschiedenen Trachten! Möchte man nie die charaktervollen Trachten der Voreltern der affigen Mode einer gleichmacherischen Zeit zum Opfer bringen! —

Wir sehen den Fahrplan nach. Jetzt kommt Frankfurt am Main! Da taucht es schon vor uns auf mit seinem erhabenen Wahrzeichen, dem Krönungsdom mit dem zwar unfertigen, aber schön gegliederten Thurm. Du bist wohl auch ein Wahrzeichen deutscher Unfertigkeit? Geduld, Geduld, du Kaiserdom! Nur noch zwei Jahre, und die Raben beginnen unruhig den Kyffhäuser zu umflattern. Und noch drei Jahre, soll ich es dir schon sagen, dir stolzer Freistadt? und dir Hochaltar, vor dem so viele Kaiser Deutschlands feierlich gekrönt wurden? Erwartet ihr noch eine Kaiserkrönung? Noch könntest du, stolze Freistadt, wählen, denn

schon liegen in der Zukunft dunklem Schooße
für dich die hellen und die schwarzen Loose.

Diesmal können wir dich, stolze Stadt, nicht näher beschauen, in deren Mauern Göthe seine Kindheit verlebte.

Doch dein „Römer" gefällt mir nicht. Waren es Kaiser der Römer, die nach der erhabenen Krönungsfeier in dir sich gütlich thaten? Freilich soll sich goldener Rheinwein gar herrlich aus dem Römerglase trinken; darum wollen wir bald mit einander anstoßen auf einen neuen Kaiser, aber einen Kaiser — der Deutschen.

Donnernd ist unser Zug weiter gefahren. Prosit, Ihr Sachsenhäuser! Zieht Ihr Euren edlen Äpfelwein immer noch dem schrecklichen Gewächs des Rheingaues vor? Ach, wie unartig der Zug das überall die Luft durchziehende Gespinnst der Sagen zerreißt! Nach Mainz fahren wir nun. Wie das alles schon tönt nach Main und Rhein und Wein!

Wer noch so fern gewandert mag sein,
Preiset den einen, den herrlichen Rhein!

Freudiger klingt der Locomotive gellender Pfiff. Immer behutsamer beschreibt sie den Bogen. Die Glocke des Bahnhofs erschallt. Der Zug hält. Mainz, aussteigen!

Es war schon spät am Nachmittag. Behaglich schmauchen unsere in weißen Schwänzen und dunklen Reithosen gemächlich sich ergehenden Bundesbrüder aus Österreich, Ungarn oder Italien ihre „Rattenschwänze" von Cigarren. Ich erfrage mit Mühe den Weg von ihnen nach der Kommandantur; ihre fremden Zungen und dunkelen Gesichtsfarben bekunden schon von weitem ihre ferne Herkunft. Ihre kühle Zurückhaltung fiel uns auf. Später erfuhren wir von unseren preußischen Kameraden in Mainz als Grund, daß „Keilereien" zwischen den Bundesbrüdern aus nicht deutschen Ländern und den Preußen an der Tagesordnung wären.

In der Kaesterich-Kaserne fanden wir Fouriere unser Unterkommen. Nicht weit davon war im Jahre 1857 der

große Pulverthurm in die Luft geflogen, wodurch der ganze Stadttheil gleichen Namens zerstört wurde. — Ich erfragte den Weg nach dem bischöflichen Palais, wo weiland des Reiches Erzkanzler thronte. Wie zerstückt und zerstümmelt ist doch heute das Reich? — Wann wird das Sehnen der Edelsten im deutschen Land erfüllt? Ach! welche Art der Einigkeit herrscht doch hier unter den „Bundesbrüdern"! Und dazu alle paar Hasensprünge andere Münzen, andere zwecklose Sonderheiten und Sonderbarkeiten! Auf alle Fragen: weshalb? — keine Antworten. Es ist eben Deutschlands Nacht; doch bald wird es dämmern! —

Ich stehe vor Gutenberg's Denkmal. Alter Schwarz-Künstler, dachte ich bei mir, es ist ja wahr, du sollst etwa um das Jahr 1468 herum hier geboren sein.

Wenn du jetzt nach vier Jahrhunderten die Wirkung deiner Erfindung schauen könntest! War sie ein Apfel, den du vom Baum der Erkenntniß brachest, um sie den arglosen Menschen mit den Worten der Schlange anzupreisen: Welches Tages ihr davon essen werdet, werdet ihr sein wie Gott und wissen, was gut und böse ist? — War es dir zugeflüstert von jener Macht, die stets das Böse will und trotzdem Gutes, unter einer noch höheren Macht, schaffen muß? — War uns der Kasten deiner Druckerschwärze, jener Pandorabüchse gleich, nicht der Quell alles Uebels, aller Unzufriedenheit der Gegenwart, oder muß auf unserem Stern immer Schatten das Licht begleiten? Ja, ich will gerecht sein. — Hier liegen die Quellen zweier Ströme, die im Laufe der Zeiten sich ein immer breiteres und tieferes Bett gruben.

Der eine Strom wälzt seine schwarzen Fluthen voller Unflath und pesthauchenden Verderbens langsam ab zur Tiefe des Abgrundes; der andere, rein und hell wie

Krystall, des Himmels Bläue abspiegelnd, schnellt lustig belebendes, erfrischendes Wasser zum Meere glücklicher Stetigkeit. An seinen Ufern gedeihen die Lebensbäume göttlichen Wortes, von dessen Blättern die verschiedenartigsten Völker und Zungen sich gesund essen. — Solche Gedanken zogen in meinem Geiste vorüber, als ich empfand, daß auch unsere körperliche Hülle einer Erfrischung bedurfte. — Zum ersten Male in meinem Leben war es mir vergönnt, herrlichen Rheinwein zu kosten.

Welch entzückender Duft! Und
Wie funkelt so golden der edele Wein!
Erhebet die Gläser: es lebe der Rhein!
Feurige Wonnen durchrieseln die Glieder,
Aufthauet der Mund, singt preisende Lieder.

Ja, noch heute füllt mir „Sehnsucht nach dem Rhein" gar oft Herz und Gedanken, mit dem Sänger Schmidt in Trier:

Dort wo der alte Rhein mit seinen Wellen
So mancher Burg bemooste Trümmer grüßt,
Dort wo die blauen Trauben saft'ger schwellen!
Und frischer Most des Winzers Müh' versüßt,
Dort möcht ich sein! — dort möcht ich sein
Bei dir du Vater Rhein,
Auf deinen Bergen möcht ich sein.

Nun, auf seinen Bergen war ich freilich noch nicht, aber sein Gewächs hatte mich schon darauf gehoben. — Doch Prosa mischt sich in die Poesie des Lebens.

Flohabenteuer. Aus merkwürdigen Träumen erwachte ich am nächsten Morgen im düstern Zimmer einer alten Kaserne. Der Sonne lockender Schein drang schon ins Gemach. Heute, — es war Sonntag —, sollte die Schloßkaserne für das an dem nächsten Tage eintreffende Regiment übernommen werden.

Genau um 11 Uhr waren wir zur Stelle. Die bisherigen Insassen (ein österreichisches Regiment) waren zum Manöver ausgerückt. Stube für Stube — etwa zwanzig — übernahmen wir Fouriere von dem Kasernen-Inspektor nach dem Utensilien-Verzeichniß. Es war im August, und wir trugen Leinwandhosen. Wir waren ganz vertieft in unsere Aufgabe: die einzelnen Gegenstände zu zählen und auf dem Verzeichniß anzustreichen. Der Fourier-Offizier war zugegen, was mich hinderte, manchmal offen hie und da nach einer Stelle zu greifen, wo ein unsäglich fein empfindbarer Stich mich schmerzte. Bald empfand ich den Schmerz links, bald oben, bald unten, bald rechts, bald überall. Laut aufschreien hätte ich mögen. Doch straff und stramm stand ich mit größter Selbstbeherrschung da, meine Tafel in der Hand. Nur die Hand fuhr fort, blitzschnell bald hierher bald dorthin zu greifen; den gleichen Vorgang bemerkte ich bei den Kameraden und beim Offizier. Nur während des Gehens von einer Stube zur anderen ließ man seiner Wuth freien Lauf. Die Zunahme der empfindlichen Stiche war eine beständige. Wir sind wieder in einer Stube. Bei einer Pause im Lesen der Verzeichnisse bleibt mein Auge auf den Beinkleidern der im Kreise herumstehenden Fouriere haften, denn zu meiner Verwunderung haben die vor einer Stunde noch schneeweißen Beinkleider hier und da braune Färbung angenommen. Ich mache darauf aufmerksam, und unser Entsetzen ist groß, als beim Griff nach dem Stoff, beim Heben der Rockschöße schier Millionen der kleinen känguruhartigen Vertreter des pulex irritans, wie die Zoologen den ärgernden, unübertroffenen Springer nennen, aufspringen, um sich bald wieder auf anderen Stellen niederzulassen! — Wehe uns! — Denn unsere Aufgabe ist noch lange nicht gelöst. —

Ahnungslos sind wir in eins der größten feindlichen Heerlager gerathen. Gegen diesen Feind helfen unsere kriegerischen Waffen nicht. Unsere Pein ist groß. Bei jedem Schritt und Tritt ist es, als ob ein mit ungezählten Nadeln gespicktes Tuch um unsere bloßen Glieder festgezogen würde. Die Qualen wurden unbeschreiblich. Es war, als ob

Der Herr der Ratten und der Mäuse,
Der Fliegen, Flöhe, Wanzen, Läuse

hier sein Reich aufgeschlagen hätte.

Endlich, endlich ist unsere Aufgabe beendet! — Fluchend und wetternd versucht man den ewig angreifenden Feind draußen im Freien in die Flucht zu schlagen. — Vergebliche Mühe! — Wie im Ameisenhaufen kribbelt und krabbelt es noch immer unter den Rockschößen. — Wo winkt uns Rettung? — Noch haben wir kein Mittagbrot eingenommen. Sonntäglich geputzte Menschenkinder füllen schon die Straßen von Mainz. — Wären wir Füchse, so sprängen wir in den Rhein und nähmen uns deren Rettungsmittel bei derartigen Fällen zum Muster. — Auf den hellen Straßen aber müssen wir die Schmerzen dulden, um, von tausend Stichen gefoltert, uns bald in einen Pferdestall der Preuß. Kavallerie zu flüchten. — Nachdem wir auch hier alle nur erdenklichen Kampfesmittel — ergebnißlos angewendet, — flohen wir auf's Neue hinaus in das Freie, um, — uns in unser trübes Schicksal zu ergeben. —

O Vater Rhein, welchen Empfang hast Du uns bereiten lassen! —

Diese Kaserne, welche wegen ihrer Dielenunterfütterung mit Sägespänen berüchtigt war, hatte schon viele Tage leer gestanden, noch dazu im August, in welchem Monat

doch die Entwicklung jener braunen Springer ihren Höhepunkt erreicht.

Am nächsten Tage, als es schon dunkelte, bezog das Regiment Quartier in einer solchen Kaserne. Hungrig setzte sich die Mannschaft zu Tisch, auf welchem in großen Schüsseln ein Erbsengericht die verspätet eingetroffenen Gäste erwartete. — Gierig schlägt man die Löffel in den steifen Brei, und im Nu springt die Zimmetdecke, wofür man den braunen Ueberzug des Breies gehalten hatte, — zum Entsetzen der armen Kerle — aus der Schüssel! Welches Genrebild müßte das abgeben! —

Am nächsten Morgen fuhren wir Quartiermacher auf der Bahn noch bis Bingen, um dann von hier zu Fuß unserer Bestimmung zuzustreben. Doch so leichten Herzens mochten wir uns vom Vater Rhein nicht trennen. An seinem linken Ufer ließen wir uns gastlich nieder, indem wir uns zum Abschied eine Flasche Rheinwein bestellten. Mächtig fluthen die grünlichen Wogen des Flusses dahin, noch ehe er in scharfem Winkel nach Norden biegt und die Gewässer der Nahe aufnimmt. Wie die Wellen sich kräuseln und stoßen und übereinander stürzen! Vorsichtig gesteuert oder bugsirt weichen Kahn und Dampfer den gefährlichen Wirbeln und Strudeln aus. Und jenseits des stolzen Stromes die köstlichsten Rebenhügel der Welt, im herrlichen Rheingau! Wem wässert nicht der Mund, wenn er nur Namen hört wie Rüdesheim, Johannisberg, Geisenheim. Wer wollte nicht anstoßen:

„Prosit, Kameraden, es lebe der Rhein!"

Bald sind wir auf der Wacht beim Lande der Franzosen! Aber linkes Rheinufer, wonach sie so gierig schrein, „is nich", wie der Berliner sagt.

Sie sollen ihn nicht haben
Den freien deutschen Rhein,
So lang sich Herzen laben
An seinem Feuerwein!

Und du, alter Mäusethurm, was willst Du noch hier in diesem edlen Strom?! — Wir wenigstens haben genug an den Flöhen von Mainz!

Doch bleibe nur stehen
Zur Warnung und Lehr
Für Jene, die haben
Und wollen noch mehr,
Und ohne Erbarmen
Noch plagen die Armen!

Körperlich gestärkt und geistig angeregt, gingen wir munter über die Brücke, welche die Nahe überspannt, nach Rheinpreußen hinein, durch anmuthige Landstriche mit oft wechselnden Bildern. In der Nähe Stromberg's hatte ich in einem Dorfe für meine Kompagnie Quartier zu machen. Auf einer Ebene geringer Höhe war ich, meinen Weg zu jenem Dorfe verfolgend, eben aus dem schattigen Laubwalde herausgetreten, als ich unter mir das Dorf, lauschig im buschigen Thale versteckt, erblickte. Munter schritten wir den Abhang hinunter. Zu unserer Verwunderung — es war ja Werktag — tönte uns lustiges Gefiedel, des Bleches drönende Weisen und sonstige Freudenlaute entgegen. Hier und da wehten auch bunte Fahnen, Bänder und Tücher.

„Na," denke ich: „Freuen sich die Leutchen so furchtbar auf unser Kommen? Daß man die „Preiße" so sehr liebt, ist doch wohl hier nicht der Fall." Ich bin im Dorfe. Allerlei Buden, schmorende Würste und röstende Kuchen machen mich doch bedenklich. Ich frage: „Leutchen, was ist denn hier eigentlich los?"

„Kirchweih!" — tönt es mir entgegen.

„Na," denke ich für mich, „schöner konntest du es ja nicht treffen." Beim Gemeindevorsteher in den Besitz eines Quartierscheines gelangt, ging ich geradesweges nach meinem Quartier. Ich trete in den Hausflur; es mochte etwa 1 Uhr sein. Verlockende Düfte lassen meine „Nüstern" sich weiten. Ich klopfe an. Herein! Die Thür öffnend, kommt mir schon, mich herzlich begrüßend, ein ältliches Ehepaar entgegen. „Na komme Se nur, na komme Se nur! Sie treffe es ja grade. Wir habe Kirchweih' und da könne Sie es gleich mit feire!" — Und nun fährt das Frauchen an Speise und Trank auf, was sie nur hat, als ob ich für sechs Mann zehren sollte, und sie, mit ihren freudig funkelnden Augen, kann sich gar nicht genug thun. Ich mag danken, so viel ich will, es hilft mir nichts. „Unsere Gegend baut auch noch Wein und an solche Tage trinke wir ach a mol was Bessres" sprechen die aufgeräumten Leute mir zu und nöthigen mich zum Trinken. „Wir habe auch a Sohn zu diene, und da könne Sie sein Stelle vertrete."

„Das fängt ja gut an," denke ich.

„Mache Sie sich nur bald fertig, wir nehmen Sie gleich mit" geht die Rede weiter. Dem Wunsche der Leute wird entsprochen, und nun geht es in das Gasthaus, wo der Geiger und Bläser Instrumente lustiges Getön mir schon entgegen klingt und in den lustigen Weisen des Rheinländers zum Tanz auffordert.

Zeit meines Lebens habe ich ein so seelenvergnügtes Völkchen, weder vorher noch nachher, getroffen. Ein guter Wein, der Geister und Zungen löst, zeigt erst, wes Geistes Kind man ist. Im nüchternen Alltagsleben schauspielern wir Menschen mehr oder weniger und behalten Geheimnisse, bald das Beste, bald das Schlechteste, für

uns. Sie haben Recht, die Alten mit ihrem Wort: „Im Weine liegt Wahrheit,“ aber echter Wein muß es sein.

In einer solchen frohen Feierstunde müssen die Strophen entstanden sein:

Preiset die Reben, hoch preiset den Rhein,
Schöner auf Erden kann's Leben nicht sein!
Ueberall Freude, Gesänge und Wein,
Glücklich fürwahr ist das Leben am Rhein.

Fröhliche Lieder und heiterer Scherz,
Freundschaft so bieder und redlich das Herz;
Eintracht und Frohsinn im treuen Verein,
Glücklich fürwahr ist das Leben am Rhein.

An solchem Feste darf sich Niemand von der allgemeinen Freude ohne triftige Gründe ausschließen; auch was an sogenannten Größen sich am Orte befindet, muß mit Frau, Kind und Kegel antreten. Unablässig wurden auf gegenseitige Gesundheit die Gläser angestoßen, drehte im Reigen sich und walzte und rheinländerte Jung und Alt. Mir begann der Kopf zu wirbeln. Endlich brachen meine Wirthsleute auf und nahmen mich mit. Als wir zu Hause angelangt waren, erzählten sie mir, daß ein Bursche mir im dunkeln Hofe des Gasthauses nachgegangen sei und schon das Messer blank gezogen habe, um mir eins zu versetzen, anscheinend aus Eifersucht, daß seine Schöne zu viel mit mir oder ich mit ihr angestoßen hätte. Ein Bauer hätte es bemerkt und den Burschen weggerissen.

Man sieht, jedes Ding hat seine zwei Seiten!

Der Rheinwein ist schließlich doch ein schwerer Wein, und so hatte ich am nächsten Morgen als ich geweckt wurde, einen sogenannten „Brummschädel“. Beim Abschied bepackten mich meine guten Wirthsleute mit allen möglichen Braten und Kuchen und füllten die Flaschen, so daß sich mein

ohnedieß schon nicht leichtes Gepäck vergrößerte. Ich war froh, als ich bei einer ziemlichen Glühhitze in Simmern anlangte. — Den nächsten Morgen marschierten wir nach dem Hundsrück, — einem waldigen plattgedrückten Bergzug. Die Bewohner des Hundsrück sind meist kleine Leute, die sich nur höchst ärmlich ernähren. Ich kam in ein Quartier, wo ich des Mittags Speckkartoffeln mit Apfelwein; Abends Apfelwein und Speckkartoffeln und des Morgens, statt des Kaffees, wieder Speckkartoffeln mit Apfelwein erhielt. Doch diese entziehende Lebensweise hatte mich ordentlich erquickt nach dem gestrigen „Springen über die Stränge." So hat Alles sein Gutes auf Erden. — Ich konnte wieder von meinen mitgebrachten Schätzen austheilen. — Eine Hand wäscht die andere —

Das Ziel des nächsten Marsches war Berncastel. Als Freund der Gelehrsamkeit mußte ich doch den dortigen Doctor kennen lernen, diesen König der Moselblümchen. —

Jemehr wir uns der Mosel näherten, desto lieblicher ward das Gelände, namentlich als wir nach Berncastel zu links einen Wiesensteg einschlugen. Aeltere Frauen kamen uns entgegen, die Flaschen mit Wein gefüllt und den Spund mit grünen Zweigen geschmückt. Vergnügte Burschen wie wir waren, grüßten wir sie fröhlich, und gastfreundlich ließen sie uns tüchtige Schlucke aus ihren Flaschen nehmen, indem sie Jedem von uns noch einige Waffeln zum Imbiß einhändigten. Herzlich dankend zogen wir unseres Weges weiter.

Der Generalstabsoffizier, der uns die Marschlinie ausgesucht hat, muß ein edler Menschenfreund gewesen sein. Er mag, die Karten vor sich, gedacht haben, wir wollen den armen Kerlen, die sich da im Posenschen vielfach mit Wudki und Hering abquälen, auch einmal ein paar gute Tage zukommen lassen. Sollte er noch unter

den Lebenden sein, und dies Buch ihm einmal zu Gesicht kommen, so mag er herzlich bedankt sein und zeitlebens sich an einem so herrlichen Bernkasteler erfreuen, wie wir ihn in diesem zwischen lauter Schieferbergen liegenden Städtchen an der Mosel trinken durften.

Leben und leben lassen, so ist es schön in der Welt. Wäre dieser Grundsatz mehr in Uebung gewesen, der Besitzende könnte heute ruhiger sein Haupt auf das Schlummerkissen legen.

Zwischen Coblenz und Trier liegt das Moselbett, wie eine ungeheure Schlange nach links und rechts sich in vielen Schleifen ausbuchtend. An solchen Schleifen der Mosel, auf der rechten Seite entlang, ging nun unser Marsch auf Trier zu. Fortwährend begegneten uns Wallfahrer, ob sie nun aus Trier oder aus Echternach im Luxemburgischen kamen, erkundeten wir nicht; bald einzeln, bald in Gruppen, bald in geordneten Aufzügen, mit Kirchenfahnen und hochgetragenen Heiligen-Bildern, zogen sie uns entgegen oder an uns vorbei. Von weither hörten sich ihre Litaneien wie Bienengesumme an. Näher gekommen, vernahmen wir in den merkwürdigsten Stimmenzusammenstellungen denselben Bittspruch rhytmisch immer aufs neue herplappern. Die kleinsten Kinder marschirten an der Spitze und dann, der Größe nach, folgten die übrigen Wallfahrer. Hatte ein Vers durch das wandelnde Menschen-Aehrenfeld, wie es schien, seine ausreichende Durchbetung erfahren, so drang in das, in dünnen Stimmen der Zugspitze ausklingende Getön ein neuer Vers von dem hinteren Ende des Zuges her, im Tiefton einer wandernden Glocke. — Schon regnete es, aber keiner der Männer, auch der allerältesten, — welche alle dem Landvolk angehörten — bedeckte sich das Haupt. — In diesen Prozessionen hatte Trier gewissermaßen

seine Visitenkarte bei uns abgegeben. Der Marsch führte uns auf Wege, zu dessen beiden Seiten das fast durchweg rothbraune Porphyrgestein einen gar merkwürdigen Eindruck auf mich machte. Es schien mir, als hätte das Gestein durch Jahrtausende all das Blut festgehalten, welches in diesen Grenzländern während unaufhörlicher Kämpfe zwischen Römern, Galliern und deutschen Stämmen vergossen wurde.

Von stiller Ehrfurcht erfüllt, betraten wir, durch das altersschwarze Thor der kurz nach Christi Geburt erbauten Porta nigra schreitend, jene uralte Stadt, deren wohl erhaltene Alterthümer aus grauer Vorzeit dem lebenden Geschlecht stets merkwürdig bleiben müssen. Welcher Art mag das Leben hier gewesen sein, als Trier noch Hauptstadt der römischen Provinz Belgia und Galliens war?

Wie oft mögen die Cohorten der römischen Legionen auf denselben Stellen, wo wir jetzt gehen, hin und her gerückt sein. Im Luxemburgischen trafen wir später Wege, welche geradezu „Römerstraßen" im Volksmunde hießen.

Gegen Mittag war ich in eine Speisewirthschaft getreten, um mich etwas zu erfrischen, als gerade die Wache vorbeizog. Es berührte mich fremd, als einer der Gäste, anscheinend ein Ortsangesessener, ziemlich laut ausrief: „Die Praiße ziehe vorbei!" Es klang mir dies so, als ob Trier die Preußen als feindliche Besatzung zu dulden hätte.

Ja, ja, die Preußen! Warum überall in den kleinen Staaten, in Frankfurt, in Mainz, hier, in dem südlichsten Ausläufer Preußens, eine fast feindselige Gesinnung vorwaltete gegen ein deutsches Staatswesen, welches doch darauf gehalten hatte, daß Deutschland nicht vollends zum Gespött des Auslandes wurde: — über diese Frage hatte ich damals oft nachgedacht.

Viel mag zu dieser Feindseligkeit beigetragen haben, daß Deutschland seit der Reformation in zwei verschiedene religiöse Heerlager gespalten war, und daß das Herrscherhaus, welches, obwohl aus dem gemüthlichen Süden stammend, sich zur Reformation bekannt hatte; mehr als dies aber war es wohl die Ahnung, welche die selbstsüchtigen Gemüther durchzog, daß dieses mächtig aufstrebende Staatswesen wie eine neue Lebensmacht in die morschen Gebilde der Nachbarn hineinwuchs, hineinzüngelte; es war das dunkle Gefühl eines Frosches, der bangend vor der Schlange hockt: „Dein Weghüpfen nutzt nichts“ und von Angst gebannt wartet, bis er verschlungen wird. Nur Wenige wollten es damals schon zugeben, daß unter der Firma „Preußen“ das deutsche Geschäft eröffnet war.

Die Geschichte wechselt ihre Schauplätze. Auch von Trier mag man künftig singen:

Nieder sie springen und auf in den Strophen die zeitlichen Maaße,
Trier! wie deiner Geschichte; doch fürder sie geht nun bergab.

Neunter Abschnitt.

In Luxemburg.

Am nächsten Morgen befanden wir uns schon auf dem glatten Steinweg (wie ich statt Chaussee sagen möchte), der nach unserer neuen Garnison führte. Zwei Stunden südwestlich von Trier, zu Igel, an der Grenze zwischen Preußen und Luxemburg, nahmen wir Abschied von unserm stolzen Vaterland. Es ist allen Feinden zum Trotz groß geworden durch alte Römertugenden, an welche das schönste Römerdenkmal dies-

seits der Alpen, das bei Igel, 72 Fuß hoch, schlank und thurmartig, aus rothem Sandstein errichtet ist, uns noch sinnig gemahnte. Wir überschreiten die Grenze. Wohlerhaltene sogenannte Römerstraßen reden zu uns noch heute von der schier unglaublichen Thatkraft dieses Volkes.

Spannungsvoll streben wir unserem Ziele zu, das bald erreicht sein muß. Wir machen noch eine letzte Rast in einem wirthlichen Haus am Wege, an dem ein grüner Fichtenstrauß statt des in unserer Heimath üblichen Farbenschildes zur Einkehr winkt. Auf sauberem Teller wird uns ein Dreikant ungesalzener Butter, zum ersten Mal herrliches, gut gebackenes Weizenbrot und ein Liter lieblich duftenden Moselweines auf unseren Wunsch verabreicht. „Schmeckst du prächtig" nach einem anstrengenden Marsch zu heißer Sommerzeit.

Auf unserem Weitermarsch begegnen wir schon einem Wächter der Ordnung, einem luxemburger Gensdarmen, der in seiner grünen Uniform, mit seinem Jägerkäppi und mit kreuzförmigen weißwollenen Schulterstücken und seinem schwarzen Zwickelbart gar schmuck aussieht und auf unsere Frage: „Wie weit noch" höflich erwidert: „Sie sein balder da." Noch ein Paar Minuten, und uns, die starr vor Erstaunen sind, eröffnet sich ein Panorama, wie man es sich wunderlieblicher kaum denken kann.

Ein Bild überraschender Schönheit! Wir stehen am Rande einer Hochebene. Ein breit und lang sich hufeisenförmig vor uns hinziehendes, mit Vorstädten erfülltes Thal, in dessen tiefster Senkung der Alzettefluß sich wie ein Silberfaden hinschlängelt, trennt uns von einer Stadt, die wie Zion hoch auf dem Berge, einem halbinselartigen Felshügel thront, zu dem, uns fast gegenüber, auf ziemlich steil aufsteigender Straße sich lebhafter Verkehr auf und nieder windet. Zweiräderig sind die Karren,

an einer Gabeldeichsel von einem starkknochigen Flamländer gezogen. Die Menschen erscheinen uns, sind sie zu Thal gestiegen, wie stets den Platz wechselnde Punkte. Die uns begegnenden Männer und Buben sind meist in blaue Leinwandkittel gekleidet und tragen schwarz gewichste oder lackirte Holzschuhe an den Füßen. Kirchthürme streben aus der Thalmulde empor. Doch wie der Spielschachtel des Kindes entnommen, sehen sie aus neben den riesenhohen massiven Viaducten, die wie auf ungeheuren Stelzen, oder, je nach der Höhe der Stützpunkte an den allmälig zu Thal abfallenden Wänden der Felsenkegel, auf kürzeren oder längeren Beinen die Tiefe zu überschreiten scheinen. Nach drei Richtungen hin überspannen diese Ungeheuer von Wegbrücken das Thal. All dieses ist Luxemburg.

Staunend steigen wir zu Thal, um durch die Unterstadt „Grund" den zur Oberstadt führenden Bergweg empor zu klimmen. Auf der Kommandantur werden wir für unsere Beherbergung an einen Kasernen-Inspektor gewiesen, der in einer anderen Unterstadt, Pfaffenthal, wohnt.

Wir melden uns bei ihm. Er empfängt uns schnaufend, aber nicht vor Zorn, sondern vor Fett. Wie eine uniformirte Kugel steht der kleine, alte Mann vor uns. Aus seinem feisten, blaurothen Hängebackengesicht, glotzen gar ernst uns ungewöhnlich große, hervortretende Augen über eine dauerhafte Hornbrille hinweg an. Anscheinend haben wir den alten gemächlichen Herrn in seinem Mittagsschläfchen gestört. Es ist schwer, bei Oberen die leutseligste Minute abzufangen. Ein Menschenfeind scheint er aber nicht zu sein; während er sich zum Gange nach der uns überwiesenen „Heiligen Geist-Kaserne" fertig macht, läßt er den Vertretern des neu eintreffenden Regiments gegenüber Gastfreundschaft walten.

Nun geht es wieder bergauf, so müde wir auch sind. Die kleine Kugel trippelt kurzschrittig mit. Er seufzt, stöhnt und wischt sich in einem fort den Schweiß vom fetten Gesicht. Keuchend langen wir an in unserem Heim für die kommenden Tage. Hoch auf dem Berge liegt die Kaserne für unser erstes Bataillon. Die beiden Hauptgebäude für je zwei Kompagnien schneiden sich im fast spitzen Winkel und sind von einer Mauer umschlossen, die nach der Stadt zu mit Thoren versehen ist. Nach der offenen Seite dieser beiden Schenkel liegen noch allerlei Neben- oder Hülfsgebäude: Küche, Exerzierhalle u. s. w.

Am nächsten Tage rückte das Regiment ein, an Stelle des schon ausmarschierten Regiments. Außer uns lag noch das 20. und ein Rheinisches Rgt., sowie eine Abtheilung Artillerie hier in Garnison.

Der Dienst in Luxemburg unterschied sich von dem in anderen Garnisonen dadurch, daß hier die Posten mit geladenem Gewehr aufzogen und des Nachts Losung und Feldgeschrei wie im Kriege forderten. Unsere Mannschaft bestand meist aus Polen, und so war deren Unterweisung in den Dienstvorschriften eine sehr schwierige. Die Unteroffiziere, die gar nicht Polnisch verstanden, gehörten zu den Seltenheiten. Die sogenannten Instructionsstunden waren Fundstellen des köstlichsten Humors, namentlich wenn die Soldaten, die das Deutsch nur mangelhaft beherrschten, in dieser Sprache Probemeldungen machen mußten. Es war ein Radebrechen zum Todtlachen!

„Dudek", rede ich den einen der muntersten Burschen an," melde, was du als Schleichpatrouille von dem Feinde entdeckt hast:" Nach einigem Besinnen meldet er:

„Von Schleichpatrulle surück: rocht sich viele Feier im Biwack, hobe gehörrt Trummel und Färdefuß u. Gepulter von Kannun, machend Kärrt, krickt ich Schisse. u. s. w."

Was die Leute aber einmal gefaßt hatten, das wurde auch unerbittlich zur Anwendung gebracht. — In unserer Kaserne wohnte wie üblich einer der jüngsten Offiziere. — Eines Nachts hatte mein Dudek den Posten vor'm Gewehr auf unserer Kasernenwache. Damit die meist sich einem süßen Traume auf der Wache hingebende Mannschaft „nicht etwa durch Ronden" überrumpelt würde, war der Posten vorm Gewehr angewiesen, möglichst weit dem anzurufenden Vorgesetzen entgegen zu gehen und dann nur um so lauter „Rr—rrr—aus" zu rufen. Da höre ich den Dudeck aus vollem Halse „Halt Werda" und bald darauf, „Kärrt! Marsch! Ochse wirrd nich ang'numm" brüllen. — Es vergeht eine kurze Zeit und wieder erklingt mächtig in der stillen Nacht, von den Kasernen widerhallend: „Halt, Werda?" und bald darauf: „Kann passiren"! Mit scheinbarer Entrüstung, aber doch lachend, erklärte mir der zu mir eingetretene Offizier das Räthsel. Er war in Gedanken vertieft in die Nähe des Postens gekommen und hatte, von dessen unverhoffter Brüllerei erschreckt, diesem mit dem Gruße „Ochse" beehrt. Da der Posten aber „Ochsen" nicht passiren lassen durfte, mußte der Offizier wieder ruhig kehrt machen und seine Heimkehr wiederholen, wenn er nicht einen Anschuß riskiren wollte.

Der Pole ist mit Leib und Seele Soldat; ist er als solcher erst ausgebildet, so ist es eine Freude, ihn zu kommandiren. Gedrungen und kräftig ist seine Gestalt und groß seine Ausdauer und Anspruchslosigkeit; namentlich wenn er seinen geliebten Schnaps, oder wie er ihn nennt, Wutki oder Gorschollki, hat. Seine Kindeseinfalt ist dankbar für die geringste Gabe. Manche Abendstunde

benutzte ich, um einigen von ihnen etwas aus der Sternenwelt, aus der Geschichte u. dgl. zu erzählen. „O to ladno byll“! (O, war das schön!) konnte man sie dann wohl ausrufen hören.

Wer den Soldaten auch geistig gewinnen kann, der hat, selbst unter schwierigen Verhältnissen, im Krieg und Frieden gewonnenes Spiel. — Eine Manneszucht, die den Menschen im Soldaten außer Acht läßt, ist verkehrt, zwecklos und rächt sich oft bitter. — Ein Vorgesetzter kann im Dienst so streng sein wie er will, wenn er nur gerecht und menschenfreundlich, kein roher Polterer, kein Quälgeist, — oder, wie es in der Soldatensprache heißt — kein „Schnicker“ ist, der dem Manne unnütz das Leben schwer macht; — für einen solchen geht der Soldat durch's Feuer. Bei Beförderungen sollte man deshalb ganz besonders nach der angedeuteten Richtung hin die Charakterbildung des zu Befördernden in Anschlag bringen.

So hatten wir z. B. einen Premier-Lieutenant, der fast nie im praktischen Dienst gestanden hatte, weil er immer abkommandirt war. — Groß von Gestalt, aber schlaff in Haltung und Gang, hatte er keine Spur von einem die Soldaten begeisternden Kommando; aber ein Quälgeist, ein Kleinigkeitskrämer erster Güte war er. — Alles war froh, wenn er uns den Rücken kehrte. — An seiner Stelle trat ein anderer, der in Allem das gerade Gegentheil war. — Man verehrte ihn gerade zu. — Als wir hörten, daß er versetzt werden sollte, war die Trauer groß. —

Unser Unteroffiziercorps feierte ihm zur Ehrung ein Abschiedsfest, das auch unser Sängerbund verherrlichte.

In Luxemburg waren wir bei der preußenfeindlich und franzosenfreundlich gesinnten Bevölkerung ganz auf uns angewiesen und deshalb war zur Erheiterung in

dienstfreien Stunden ein Sangverein unter uns gegründet worden. Ein sangesfreudiges Glied unserer Regimentskapelle wurde unser Leiter.

Aus dem reichen Schatz deutscher Lieder wurden dann von den ausgesuchtesten Stimmen die schönsten Lieder vierstimmig geübt. — Feierlich muß es weithin geklungen haben, wenn der Chor, etwa 40 Mann stark, bei lieblichem Mondlicht auf dem Hofe der hochgelegenen Kaserne herrliche Lieder erklingen ließ.

In Luxemburg machte ich auch die Bekanntschaft von zwei strebsamen Oberfeuerwerkern, mit denen ich um so lieber verkehrte, als sie mich Theil nehmen ließen am französischen Unterricht, den sie von einem französischen Professor, der kein Wort Deutsch verstand, empfingen. — Dieser Unterricht war schier unbezahlbar. — Wie ich schon im ersten Theil andeutete, muß der Unterricht in einer neueren Sprache vor allen Dingen auf Ohrübung beruhen. Denn der Accent in einem ganzen Satze nimmt zumal im Französischen eine ganz andere Entwicklung an, als im einzelnen Worte von mindestens zwei Sylben. — Im letzteren Falle liegt der Ton, den Ton des lateinischen Mutterwortes festhaltend, auf der letzt gesprochenen Sylbe, z. B. bei bon-té auf té, weil bon-té von dem lateinischen Worte bonitas abstammt, das im zweiten Falle bonitatis und den Ton auf ta hat. Sieht man zunächst vom rednerischen Ton ab, der je nach der Absicht des Redners irgend ein Wort in der Gedankenreihe durch den Aufton hervorhebt, so springt im französischen Satze der Sylbenton fort zur letzten gesprochenen Sylbe des Satzes, bei dem man pausirt, während die vorhergehenden Sylben ganz gleichmäßige Längen u. Betonung erhalten. Diese wesentliche Regel wird von Lehrern, die Französisch nicht von einem richtig diese Sprache Redenden gelernt haben,

in Deutschland gar sehr vernachlässigt, wie ich dies später oft festgestellt habe. —

Die Grammatik, welche unser Professor benutzen ließ, war die für Deutsche französisch geschriebene „Grammaire Française“ von Borel. — Der Erfolg war ein glänzender. — Wir lernten bei ihm die, dem Deutschen so schwierigen Laute gn in Champagne sowie die Nasenlaute on, un, ien von vornherein richtig aussprechen. Mir waren sie ja aus dem Polnischen geläufig. — Diese drei letzten Laute sind, genau genommen, eigentliche, durch die Nase gesprochene forttönende Vokale: o, ö, i und ä. —

Mein vorhin erwähnter dicker Kasernen-Inspector hatte mich unter den 4 Fourieren ausgesucht und dem Major für die Ernennung zum „Bataillonsfourier“ unserer Kaserne vorgeschlagen, eine Würde, zu der in jeder Kaserne Unteroffiziere aus dem Grunde befördert wurden, um für den Kasernen-Inspektor den Garnisonverwaltungsdienst auf den, auf verschiedenen Höhen gelegenen Kasernen zu vereinfachen.

In Ausübung dieses meines Berufes hatte ich es eines Tages mit einer Luxemburger Hauswirthin, bei der ein Offizier logirte, zu thun. — Ich traf sie aber nicht an und wurde an ihren Sohn verwiesen. — Ich klopfte bei ihm an, und auf ein lautes poussez! trat ich ein. Vor mir stand, in der Tracht eines katholichen Geistlichen, ein stattlicher Mann inmitten vieler Schränke voller Bücher. Ich entledigte mich meines Auftrages, und wie von ungefähr blieb mein Auge auf einem Bilde aus der biblischen Geschichte haften. Fast laut lese ich den lateinischen Spruch darunter: „Amen, amen, vobis dico unum vestrum me traditurum esse“. — „Verstehen Sie Latein?“ fragte mich verwundert der Geistliche, — „Ja“, antwortete ich. — Er ließ sich mit

mir in ein längeres Gespräch ein und nahm ein tiefes Interesse an meinen Schicksalen. — Ich hörte von ihm, daß er Professor an dem Luxemburger Athenäum, einer mit Gymnasium verbundene Facultät wäre. Sein Lieblingsstudium waren orientalische Sprachen. Nachdem er mir mehrere Bücher und fremde Schriftzeichen gezeigt hatte, fragte er mich: „Trinken Sie vielleicht ein Glas Zwetschke"? Ich lehnte nicht ab. Wie entschuldigend fügte er, indem er mit mir anstieß, hinzu: „Ein kleines Schnäpschen bekommt des Vormittags besser, als wenn man den Magen mit einer Menge kalten Bieres füllt". —

Er lud mich ein, oft wiederzukommen, was ich dann auch gern gethan habe. Ich habe mancherlei von ihm gelernt. Von Anderen erfuhr ich, daß er wegen seiner Liebe zum Gläschen keine geistliche Thätigkeit mehr ausüben dürfe.

Krönungsfeier.

Der 18. Oktober 1861 nahte, der Tag, an welchem sich unser König zu Königsberg zu einem König „von Gottes Gnaden" krönen wollte. Ich ging manchmal in ein Café und las die einzige aus Preußen ausliegende Zeitung, die Kölnische. Spöttisch schien die liberale Partei die edle Absicht des Königs zu betrachten; ich las, wie weite Kreise des Preußenvolkes gegen diese beabsichtigte Handlung, als den Ausdruck einer bestimmten Weltanschauung, eingenommen waren. Verblendetes Volk! dachte ich für mich. Bricht denn nicht bald eine andere Zeit an in deutschen Landen nach solcher Zerrissenheit, wie ich sie in der letzten Zeit zu schauen bekommen hatte? Doch leider lag noch Nacht auf dem Vater-

lande, nirgends noch war Morgendämmerung zu schauen. Hier in Luxenburg fiel der Stand der Dinge mir doppelt schwer auf das Herz.

Der Tag sollte von den Truppen feierlich begangen werden. Ich hatte mir vorgenommen, mein bestes Können zum Feste zu bringen! Des Malers Kunst sollte mir Hilfsdienste leisten. Zwei je ein ganzes Fenster ausfüllende Transparente führte ich sorgfältig aus. Als nun die Lichter in den Fenstern der reich mit Laubgewinden geschmückten Kasernen aufleuchteten, da flammten auch meine farbenprächtigen Transparente zum Jubel der auf dem Hofe hin- und hergehenden Soldatenschwärme auf. Die beiden Strophen darin lauteten:

Erzähle Transparent,
Warum's so hell hier brennt,
Vom Vaterlande fern?
Der Preuße macht bekannt:
Daß an der Ostsee Strand
Im Glanz geht auf sein Stern.

Heil, heil, dir Königspaar!
Gott krön' dich immerdar
Mit Segen und mit Sieg!
Für dich und Vaterland
Zieht Preußen's Kriegerstand
Mit Gott in Tod und Krieg!

Bald begannen die langen Winterabende. War um 6 Uhr die tägliche Instruktionsstunde beendet, welche für mich immer eine Zeit köstlicher Erheiterung ob des Radebrechens der braven Leute war, dann war man frei, sofern man nicht den Dienst du jour that oder auf Wache war. Bezog man im Winter eine Wache in der Unterstadt, so bekamen wir mit Stacheln versehene Riemen,

die man, die Stacheln unter den Sohlen, an den Stiefeln befestigte, damit man bei Glatteis auf den steilen Straßen nicht ausgleite.

An freien Abenden ging ich zur Uebung meines Französischen manchmal aus, namentlich in ein Estaminet, wie in Luxemburg die Kneipe heißt, um mich bei einem halben Liter Mosel mit Bürgern, deren Bekanntschaft ich mich als Preuße ausnahmsweise erfreuen durfte, über allerlei zu unterhalten. Die gebildeten Klassen sprechen fast immer französisch. Schwätzen die Lützeburger aber ihr wunderbares Deutsch, das schwäbische Anklänge hat, so kann man lange warten, bis man nur einigermaßen den Inhalt ihres Gespräches erfaßt. In Hülle und Fülle sind nicht nur französische Wörter, sondern auch französische Wendungen in ihre Mundart eingedrungen. Der „Lützeburger", wie er sich nennt, sagt nicht: „um zu holen", sondern etwa „for ze hole". Er nasalirt Vokale, die auf m oder n auslauten. Ich war ihnen nicht ein „Neunzehner", sondern ein „Nong-Zengter"; Buttelj sagen sie statt Flasche, Furschett statt Gabel u. s. w.

Bei dem Gange vom und zum Estaminet, das in der auf dem großen Felskegel sich befindenden Oberstadt lag, kam ich oft bei einer Merkwürdigkeit Luxemburgs vorbei. Im Innern dieses abgeplatteten Felskegels befand sich eine gesonderte Felsenfestung mit allen Kriegsmitteln ausgerüstet. Die Merkwürdigkeit bestand in einem viele Hundert Fuß durch den Felsblock gebohrten Brunnen. Am oberen Rande der Bohrung von dem Durchmesser eines Meters befand sich eine 1½ Meter hohe Ummauerung, auf welcher in zwei Lagern die Zapfen einer drehbaren, baumstarken Welle ruhten. Vermittelst der beiden Kurbeln, je an einem

Zapfen, wurde die Welle von je einem Soldaten, der alle Stunden des lichten Tages hindurch abgelöst wurde, gedreht, um Wasser zu schöpfen. Während nun die eine Tonne, an dem einen Ende der Kette mit Wasser gefüllt zu Tage stieg, sank die leere Tonne in die Tiefe. Auch die Bürger holten sich hier von den Soldaten das Wasser, welches wie ein Schatz gehütet wurde. Und ist nicht Wasser ein unersetzliches Gut?

An manchen Abenden gingen wir in der durchaus katholischen Stadt wohl auch zu nem merkwürdigen Jesuitenpater in die Kirche. Ein früherer schneidiger Offizier der preußischen Armee, war er in den Jesuitenorden getreten, dessen eifrigster Glieder eins er nun geworden war. Die Lande durchwandernd, hatte er sich eine große Kirche zusammen gepredigt, und was für eine! Er hatte sie, ganz aus Sandstein, mit prächtigem geschnitzten Getäfel innerhalb, in der Oberstadt errichten lassen können. Schon predigte er darin, aber die Kirche war noch namenlos. Er hatte die Soldaten gern, und er gab seinen Gefühlen oft einen kräftigen Ausdruck. Seine Predigten waren gespickt mit militärischen Wendungen und verdeutlicht durch treffende Bilder aus dem Leben des Soldaten. Von einem lebendigen Gedankeninhalt erfüllt, konnte er Feuer und Flamme werden. Oft befürchteten wir, er würde aus der Kanzel springen; bald sauste donnernd die geballte Faust, bald die flache Hand klatschend auf das Pult, oder er holte seine nach den vier Himmelsgegenden gezipfelte Mütze von seinem ruhelosen Haupte herunter, um sie im nächsten Augenblick, wie zufrieden, uns seine große Glatze gezeigt zu haben, wieder aufzustülpen. Eines Abends kündigte er uns an, daß er nun nach Rom gehen wolle, um sich vom heiligen Vater die Gebeine irgend eines unbekannten Heiligen aus

den Katakomben Roms zu erbitten. Wochen vergingen und von unserem Pater war nichts zu hören und zu sehen. Mit einem Male läuteten die Glocken seiner Kirche wieder. Neugierig gingen wir wieder zu ihm. Die Kirche war prächtig geschmückt. In seiner Predigt gab er seiner Freude, uns wieder zu sehen, unverholenen Ausdruck, uns mittheilend, daß die Kirche von jetzt ab den Namen des St. A . . . . trüge. Den Namen des mit A. beginnenden neuen Heiligen habe ich vergessen. Die Gebeine habe er mitgebracht und sie ruhten im Gewölbe unter dem Altar. Er schien überglücklich zu sein. Ob er noch lebt, weiß ich nicht. Jedenfalls war er ein Original.

Meine Tante, deine Tante. — Unter meinen Kameraden befand sich ein Sergeant, der als Oberschlesier das sogenannte Wasserpolnisch sprach. Er war hochgewachsen und breitschulterig. Obwohl sein Kopf keinen geringen Umfang hatte, war sein Gesicht doch schmal. Durch die zusammengekniffenen Lippen onnten gar spottbittere Worte kommen, wenn er bei den Leuten, bei seinen Kameraden oder bei den Vorgesetzten irgend eine Schwäche wahrnahm. Mitunter sprudelte er von Witz; jedenfalls war er einer der hellsten Köpfe meiner Umgebung, und ich verkehrte gern mit ihm. Seine nie verlöschende Heiterkeit that mir in dem trockenen Dienste wohl. — Seine Bemerkungen, zumal wenn er eine Reihe biederer Polen zum Ueben des Waffenhandwerkes vor sich hatte, wären eine unerschöpfliche Fundgrube für die „Fliegenden Blätter" gewesen. Seine feinen ironischen, satyrischen Glossen, mit denen er Kommandos und Zurechtweisungen begleitete, waren geradezu köstlich. —

Mir war des Öfteren aufgefallen, daß mein besagter Spaßvogel unter vier Augen in den Taschen klimperte; auch seine stets wohl gespickte Geldbörse war mir schon aufgefallen. — Auf meine Frage, ob er einen Schatz gefunden habe, zwinkerte er vielsagend mit den Augen und meinte: „den kannst du auch finden, wenn du mich des Abends begleiten willst“. So ging ich eines Abends mit ihm in eine Kneipe. Er führte mich in ein Zimmer, in dessen Mitte ein Tisch stand, um welchen herum gedrängt Unteroffiziere und Jean'ls (wie wir die Lützeburger nannten) standen, die mit erhitzten Gesichtern und leidenschaftlichen Zügen den Ausfall der Karten, die ein mir bekannter Unteroffizier einer anderen Compagnie bedächtig schlug, während die Sousstücke hin und her auf dem Tische klingelten oder von demselben eingestrichen und in die Tasche geschüttet wurden. Es war das berüchtigte Spiel: Meine Tante, deine Tante! Ich lernte es zum ersten Mal kennen. Ich sah, wie mein Sergeant setzte, gewann und den gesetzten Betrag verdoppelt erhielt, mit dem Häufchen Geld zu einer anderen Stelle der Kreidezeichen schob, um den erst gesetzten Betrag vervierfacht zu erhalten und den Gewinnst in die Tasche gleiten zu lassen. —

„Nun versuche du doch auch einmal dein Glück,“ raunte er mir zu, mir, der schon ein Sousstück schüchtern zwischen den Fingern drehte. — Gedanke, Wort, Werk, es bleibt der stete Entwickelungsgang sowohl für das Böse wie für das Gute. Es kostet nur den ersten Schritt, und ich setzte meinen Sous. Auch hier schien sich der obige Vorgang zu wiederholen; ich wagte, und der Betrag versechsfachte sich im Umsehen. Ich war wie bezaubert. 5 Sous flossen in die Tasche. Ich lasse den einen Sous sich wieder dreimal auftürmen und — dann nocheinmal. — Gewonnen! — Ich werde aufgeregt. Eine Stimme raunt

mir im Innern zu: „Höre auf!" eine andere: „Spiele weiter!" — Ich spiele weiter. — Auch das Böse muß ausreifen. Einmal verliere ich; ich setze einen neuen Sous; ich gewann. — Der Schaden ist wieder gut gemacht. Ich setze, verliere, setze immer aufs neue, ich verliere. — Weiter! Ich verliere. Weiter! Ich verliere und verliere auch den letzten Sous, den ich sonst noch hatte. — Zu meinem Glück! — Nie wieder habe ich Karten gespielt.

Königs erster Geburtstag in Luxemburg, wurde, wie sich denken läßt, 1862 festlich begangen.

Während des Sommers veranstaltete unser Sangverein auch dann und wann ein Gartenfest draußen vor dem Thor in der oberen Stadt.

Hier bot sich mir Gelegenheit, eben Erlebtes für Improvisationen zu verarbeiten. Wenn ich dann, begleitet von den Tönen einer Geige zu meiner Linken und von denen einer Guitarre zur Rechten, nach damals bekannten Couplet-Melodien meine Reimereien vortrug, da hat es an hellem Jubel nicht gefehlt.

Als Probe führe ich hier zwei aufgeschriebene Stegreifgedichte an.

(Mel.: Man kommt wohl in die Lage leicht, Ri—dibidi.)

Man kommt wohl in die Lage leicht,
Wenn dem Poet die Zeit nicht reicht,
Das, was er nicht schön dichten kann,
Durch Knüttelverse zeiget an.
Datsching, Datsching, darattata u. s. w.

Dem Sängerbund es heut' gefiel,
Ob Strömen gleich der Regen fiel,
Just zu begehn sein erstes Fest
Gleichviel, ob Pluvius all durchnäßt.

Auch ich ging raus vor's neue Thor
Und denk': was wird wohl gehn da vor?
Das Wetter sieht so grämlich aus,
Am liebsten bleibt man heut zu Haus!

Die Sänger um das Faß herum,
Gar manches Glas sie bringen um;
Das Faß wird leer, der Kopf wird voll,
Die Sänger sind ja rein wie toll! —

Die Musica sich hören läßt,
Nanu fängt an erst recht das Fest,
Die Schüchternheit empfiehlt sich still,
Und Jeder ulkt nun wie er will.

Als sitzen All so froh beim Glas,
Da kommt ein Bursch. Na was ist das?
Der Führer unsrer Compagnie
Bleibt fern heut unsrer Harmonie.

Doch Stellvertreter müssen sein,
Deshalb ein Thaler sich stellt ein.
Doch gleich mit gleich gesellt sich gern:
Der zweit' des Leutnants bleibt nicht fern.

Doch da ja Noth selbst Eisen bricht,
Als Dame Kamrad sich einricht,
Und wie im Saal man schauen kann,
So sieht es dumm genug sich an!
Datsching, Datsching, darattata u. s. w.

Bei einer Feier zur Ehrung neu beförderter Unteroffiziere kam ein anderes Couplet zum Vortrag nach der Melodie: „O Tannebaum, o Tannebaum", von dem ich nur zwei Verse hier geben will:

Zum Avancement.

Glück allen sei
Zum weitern Avanciren!

Wird auch nicht jeder Feldmarschall,
Werd' er nur tüchtig als Corp'ral.
Glück allen sei
Zum weitern Avanciren.

Es kommt die Zeit,
Wo wir es zeigen werden,
Daß auch so treu wie ein Gen'ral
Sein kann der preuß'sche Corporal,
Es kommt die Zeit,
Wo wir es zeigen werden.

In Russisch-Polen war 1862 ein Aufstand ausgebrochen. Um die gedienten Polen der Provinz Posen vor gefährlichen Verleitungen zum Ueberlauf und Desertion zu bewahren, hatte man, wie es schien, alle Reserven eingezogen, und unser Regiment erhielt durch diese Einziehung von lauter Polen Kriegsstärke. Das war ein Dienst! —

Nichtsdestoweniger kamen aus Frankreich polnische Sendlinge herüber und haben viele Soldaten zum Desertiren nach Frankreich verleitet.

Viele mögen wohl auf Umwegen nach dem Schauplatz des Aufstandes befördert worden, manche bei der Fremdenlegion in Algier eingetreten sein. Diese armen Kerle waren zu bedauern. Denn oft genug hatten wir den traurigen Anblick, daß ehemalige Deserteure, nachdem sie zwölf lange Jahre in dem elendesten Dienste in Afrika hatten zubringen müssen, an Leib und Seele gebrochen, sich bei uns meldeten, froh, die verdiente Strafe im Heimathlande wieder abbüßen zu können. Ihre Erzählungen von ausgestandenen Leiden waren geradezu erschütternd.

Eines Tages war ich Wachthabender der Neuen Thorwache. Sie befand sich in einer Kaserne, die drei Stock hoch am mehr als 100 Fuß tiefen, breiten Wallgraben lag, der den vorbeschriebenen Felskegel auch nach dieser vierten, hochebenen Seite hin von der Hochebene abschnitt und somit zu einem völligen Inselberge machte. Die diesseitige Wallgrabenmauer und die hintere Seite der Kaserne lagen in einer Linie. Ein Theil dieser Kaserne wurde im oberen Stock als Militär-Gefängniß benutzt. Als ich die Wache hatte, war gerade der oben beschriebene Bankhalter und Unteroffizier, sowie mehrere eingezogene Reserven in Untersuchungshaft.

In jener Nacht zog eins der schwersten Gewitter herauf, die ich je erlebt habe. Als ob die Artillerie der ganzen Welt ihre schwersten Geschütze hätte gegeneinander donnern lassen, als ob der ganze Himmel in Brand wäre, so rollten die Donner, so glühten und sprühten die Blitze. Eine fürchterliche Nacht! Am Morgen meldete der Posten, welcher vor der Thür der Gefangenen zu wachen hatte, betrübt: „Alle Militärgefangenen ausgerückt.“ Man denke sich mein Entsetzen. Der Instruktion gemäß hätte ich ja den Nachtposten manchmal revidiren müssen, aber daß bei einem solchen Unwetter Jemand nur an das Auskneifen denken könne, ließ ich mir gar nicht beifallen. Und doch war es geschehen! Die Menschen müssen eine solche Flucht schon lange Zeit vorher geplant haben. Aus dem dritten Stock hingen bis etwa zwei Mannshöhen über des Wallgrabens Grund von einem Fensterkreuz mehrere fest zusammengebundene Handtücher herunter, welche uns den Weg andeuteten, den die Flüchtlinge genommen hatten. Wie sie aber aus dem tiefen Wallgraben herausgekommen sind, ist mir heute noch ein Räthsel. Die französische Grenze, welche schon

so viele Soldaten zur Desertion verleitet, lag viel zu nahe, als daß wir die Flüchtlinge hätten wieder bekommen können. Ich armes Huhn mußte dafür brummen.

Eine andere Wache bleibt mir auch unvergeßlich, eine solche im Gefängniß für die allerschwersten Verbrecher, welche schwere, am Knöchel befestigte Kugeln mit sich herum schleppten. Während des Tages wurden diese Zuchthäusler paarweise in große Arbeitssäle geführt. Ihre Anzüge bestanden hälftig aus verschieden gefärbtem Stoff, ich glaube, die eine Hälfte war schwarz, die andere gelb. Abends 10 Uhr kam der Oberschließer mit einem klirrenden Bunde großer Schlüssel, um mich zur Uebernahme der Zellen abzuholen. Ich nahm einige Mann mit geladenem Gewehr zur Bedeckung mit um von Zelle zu Zelle, die Zahl der vorhandenen Verbrecher durch das Guckloch feststellend, zu übernehmen.

Der Schließer schloß kurz auf, übergab mir dann den Schlüssel und ich schloß wieder zu. Eine unheimliche Arbeit! Zum Schluß gingen wir, mit großen Laternen bewaffnet, in die großen Arbeitssäle, in denen eine Menge von Spinn- und Webestühlen stand. Mit den Laternen bald unter dieselben, bald seitwärts leuchtend, schienen die langen Räume voll lebendiger Wesen zu werden, denn infolge der hin- und herleuchtenden Laternen huschten die Schatten der vielen Stuhlbalken gespenstig hin und her. Die Phantasie wurde schauerlich belebt und erregt. Ich war froh als ich diese Wache hinter mir hatte.

Der kleine dicke, fette Kasernen-Inspektor hatte Gefallen an dem „Bataillonsfourier“ gefunden, zu dem er mich hatte ernennen lassen, und mit dem er so viel dienstlich

zu verkehren hatte; deshalb lud er mich oft Abends außerdienstlich zu sich ein. Er war zum zweiten Male verheirathet mit einer höchst gebildeten Dame aus Köln. Die Ehe war kinderlos, während die erwachsenen Kinder erster Ehe bereits selbstständig waren. In seinem Heim lernte ich den Mann als Freund der Musen kennen. Er spielte vorzüglich Guitarre und begleitete sie mit seiner ausgebildeten Stimme, während die Gemahlin vorzüglich Klavier spielte. Die Leutchen waren höchst gastfreundlich und begrüßten mich, wenn ich kam, jedesmal auf das Wärmste. Manchmal waren auch bekannte Familien geladen und so habe ich manchen schönen Abend hier verlebt.

In diesem Kasernen-Inspector fand ich auch einen politisch gebildeten Mann, und somit Gelegenheit, meinem Herzen, das manche Dinge bedrückte, einem vaterländisch gesinnten Manne gegenüber Luft zu machen.

Die Preußische Politik schlug allmälig einen kräftigeren Ton an. Des gekrönten Königs scharfes Auge hatte die Werkzeuge erkannt, deren er bedurfte, um, ohne Aufsehen, die scharfe Waffe der Heeresumbildung zur Erringung der Preußens Leistungen würdigen Stellung im Bunde auch zur Anwendung zu bringen.

Die Größe des Königs wird kein Geschichtsschreiber schon aus dem einen Grunde schmälern können, weil er Männer wie Bismarck, Moltke und Roon gesucht und sie auch gefunden und gehalten hat.

Am 24. September trat Bismarck als Minister des Auswärtigen an die Spitze des Preußischen Staatsministeriums. Bald merkte die Welt, daß ein Meister am Ruder saß. Der „tolle Junker" hatte zu sehr das Elend des Bundes in Frankfurt a. M. kennen gelernt, als daß

das Spiel der Kräfte, das zunächst mit verdeckten Karten beginnen mußte, noch länger hinausgeschoben werden durfte. —

Zehnter Abschnitt.

In Longwy auf Besuch.

An einem schönen Januartage 1863 wurde ich auf den Kasernenhof gerufen, wo ich meinen Kasernen-Inspector in Gesellschaft einiger französischer Soldaten meiner warten sah. Er stellte uns gegenseitig vor, indem er mir erzählte, daß diese Herren französische Avancirte, unter ihnen ein „Adjutant" (eine Art Ober-Feldwebel) und „Sergeant-major" (Feldwebel) aus der französischen Festung Longwy, mit 24 stündigem Urlaub in Luxemburg wären, um sich das zweite Gibraltar etwas anzuschauen. Sie hätten sich bereits auf der Kommandantur gemeldet, und es sollte Preußische Gastfreundschaft geübt werden. — Preußen stand damals ja auf sehr gutem Fuße mit Frankreich. Da ich französisch spräche, sollte ich den Ankömmlingen Quartier in unserer Kaserne geben.

Dies that ich denn auch, richtete ein leeres Zimmer offiziermäßig ein, ließ die Betten mit reiner weißer Wäsche überziehen und suchte meine Gäste nach Kräften zu pflegen und zu unterhalten.

Am Tage darauf schieden sie mit wärmstem Dank.

Es mochten etwa acht Tage seitdem vergangen sein, als ich von jenem Adjutant, (ein Mittelding zwischen Feldwebel und Lieutenant und zum Avancement bis zum Range eines Hauptmanns berechtigt), ein herzlich in

zierlich kleiner Handschrift abgefaßtes, drei Seiten langes Schreiben erhielt, in dem er mich und Kameraden zu einem Gegenbesuch nach Longwy einlud. — Ich meldete dies sofort meinen Vorgesetzten. — Mein Feldwebel, eine schneidige, stattliche Erscheinung, erklärte sich sofort bereit, mitzugehen, und wir suchten uns noch einen dritten Kameraden aus. — Urlaub nach Longwy konnte nur von dem Festungskommandanten ertheilt werden. Schon am nächsten Tage mußten wir zur Parole, um dem General v. Voigts-Rhetz, dem später so berühmt gewordenen Heerführer, vorgestellt zu werden. In fließendem Französisch prüfte er mich, ob ich den Dolmetscher spielen könnte. Der Urlaub wurde uns hierauf über Sonntag auf 24 Stunden ertheilt. —

Wir alle drei Urlauber waren nicht klein von Wuchs, ich aber der kleinste und jüngste, damals 23 Jahr alt. Zu strammen Soldaten durften wir uns wohl alle zählen; meine beiden Kameraden trugen zudem mächtige „Schnauzer". — Wir hatten unsere Extra-Uniformen angelegt; blitzblank waren sie; knapp und straff saß alles; kurz, wir waren, wie man zu sagen pflegt, wie aus dem Ei gepellt. Galt es doch eine ganze Armee zu vertreten!

Im Morgengrauen fuhren wir von Luxemburg ab. Im belgischen Ort Arlon mußten wir eine Zeit lang auf den von hier nach Longwy fahrenden Zug warten. Wir hörten hier, daß auch aus der dortigen Garnison Belgier (Avancirte) nach Longwy geladen wären. „Das kann gut werden" sagten wir. — Etwa um 12 Uhr Mittags traf der Zug in der kleinen französischen, von Ludwig XIV. einst das eiserne Thor Frankreichs genannten Feste ein, die im Jahre 1815 nach heldenmüthigem Widerstande, einem fortgesetzten Bombardement der Alliirten erliegen mußte. — Ein Franzose, der uns bereits auf

dem Bahnhofe erwartet hatte, brachte uns zunächst nach der Kaserne ins Quartier.

Auf Posten am Kasernenthor stand ein mächtiger Kerl mit schwarzem glänzenden Knebelbart. — Braungebrannt war sein Gesicht wie das eines Südländers, die Brust bedeckt mit Ehrenzeichen. Das Regiment stammte aus der Gascogne, dem lateinischen Vasconia, im jetzigen Departement Niederpyrenäen, wohin unter Leovigild (569—586), dem Könige des spanischen Reiches der Westgothen, viele der ob ihrem Aufruhr bestraften und besiegten Basken (Vasconen), Theile jenes uralten Volkes der iberischen Halbinsel, sich geflüchtet hatten.

Das Regiment hatte die Schlachten in der Krimm, die Belagerung von Sebastopol, und in Italien, die Schlachten bei Magenta und Solferino mitgemacht. Als wir militairisch grüßend an den kriegerischen, sonnenverbrannten, theilweise schon sehr bejahrten Gestalten der Wache vorübergingen, kamen wir uns wie neugeborene Kinder vor. Der Tambour, mit einer fast einen Meter hohen Trommel, nahm sich besonders „forsch" aus.

Unser Bote führte uns, nachdem wir uns ein wenig gesäubert hatten, nach dem Kasino, wo sich das gesammte Corps der Unteroffiziere zur Einnahme des Mittagsmahles bereits versammelt hatte. Es war dies eine Einrichtung, wie sie, glaube ich, erst nach 1870 dem Deutschen Unteroffizier-Corps zu Theil wurde. Unterwegs hatten wir Muße, Ortsstudien zu treiben.

Die quadratisch gebaute Stadt Longwy war klein und unbedeutend, die Häuser schienen nur der Festungsmauer wegen da zu sein. Neugierig gaffte uns Groß und Klein an; denn scharf genug unterschieden wir uns von den Franzosen in der Tracht. Während der Letzteren Tracht mit nur wenigen zu putzenden Metalltheilen versehen war und

weit und bequem um die Glieder schlotterte, war bei uns alles blitzblank, glatt, sauber, knapp zum Reißen und die Hosen durch Strippen gespannt. Die Kniee fest durchgedrückt, die Brust heraus, die Schultern zurück, stellten wir die „Prussiens“ vor, ein Wort, das für den Franzosen einen gar eigenen Klang hat. Von Deutschen hegten sie damals fast komische Begriffe. Die fünf Finger nennen sie „les Allemands“ (die Deutschen); ohne Ursache Streit anfangen heißt bei ihnen eine „querelle d'allemand“ (eines Deutschen Streit); ein Deutscher ist ihnen ein Dickkopf (tête carrée); ein Krautkopf, ein Sauerkohlfresser (mangeur de choucrout) oder gar ein Sauerkräuter (choucrouteur). Aber für den König von Preußen haben sie umsonst gearbeitet, wenn sie sagen: travailler pour le roi de Prusse, und Blücher, der Feldmarschall der Preußen, ist ihnen auf das allertheuerste (le plus cher) zu stehen gekommen, wie sich die Franzosen den Namen dieses gefürchteten Haudegens in ihrer Sprache verdollmetscht haben, etwa wie jene Berliner Hökerfrau das griechische Rheumatismus in „Reißmertüchtig“!

Wir waren im Kasino angelangt. Welches Bild!

An der Thür zunächst am Büffet steht ein blitzsauberes Mädchen in der koketten Uniform einer wohl bestallten Tochter des Regiments. Unter ihrem kurzen Röckchen blinkt in schneeweißen straff gezogenen Strümpfen die Hälfte draller Waden hervor, sowie in knapp sitzenden Schnürstiefelchen allerliebste Füßchen. Ihre Augen funkeln, als ihrem kleinen Mäulchen unwillkürlich beim plötzlichen Erblicken unserer blitzblanken feinen Uniformen der bewundernde Ruf entschlüpft: Voilà des Prussiens!

Lebhaft erhebt sich, als ich im lauten, fast kommandoartigen Ton mit einem: Bon jour, Messieurs! die Anwesenden begrüßte und unseren aufrichtigen Dank für

die gütige Einladung abstattete, die gesammte Tafelrunde, in der, wie in einem Kranze, die Belgier als die selteneren Blumen gleichmäßig vertheilt waren. Ein herzliches Händeschütteln beginnt, und Auge in Auge stehen wir gegenüber den ordengeschmückten, prächtigen, kriegerischen Gestalten, von denen viele vielleicht Nachkommen jener Urbewohner Spaniens, wo nicht Europas sind, und die wie ihre Vorväter so tapfer, klug, heiter, ehrlich und gastfrei zu sein schienen.

Weil auch wir als seltene Blumen anscheinend behandelt werden sollten, wurden auch wir drei gleichmäßig im Kranze vertheilt und erhielten je einen Sitz neben einem Belgier, deren aber mehr als wir zur Stelle waren. Sie trugen auffallend buntscheckige, prachtvolle Uniformen, fast zu prahlend für den kleinen, allerdings reichen Staat Belgien.

Die Franzosen, bei ihrer Gewandtheit, sich schnell in neue Lagen zu finden, sind und bleiben Meister des Geschmackes im Anordnen, im geselligen Verkehr. Ganze Batterien von Flaschen Rothwein standen in den Zimmerecken. Die Erzeugnisse der Küche waren ausgezeichnet. Die Marketenderin spielte die Oberkellnerin, während noch einige Soldaten die einzelnen Gerichte zureichten. Allmählig betrachtete ich mir die Einzelnen in der Tafelrunde. Ich mußte lächeln, als ich meinen Kameraden K. hilfeflehend nach mir ausschauen sah; er, dessen Zunge deutsch sonst so gesprächig war und durch den edlen Wein noch gesprächiger geworden zu sein schien, er sah sich verurtheilt, französisch stumm zu bleiben. Er konnte hören und blieb doch taub gegenüber allen freundlichen Zureden seiner Nachbarn. Mein feuriger Feldwebel schien sich aber durchzuradebrechen. Mit grinsendem Lachen schaute er, wie triumphirend ob seinen

sprachlichen Leistungen, funkelnden Auges zu mir herüber. Mir kam es oft vor, als ob seine fließenden Darlegungen ein wundersames Gemengsel aus Deutsch, Französisch und Polnisch wären, welches letztere er vollständig beherrschte. Er schien als echter Preuße aus der Vertheidigung zum Angriff übergegangen zu sein, da er seine höflichen Zuhörer erst gar nicht zu Worte kommen ließ. Der dramatische Schein war gerettet.

Doch auch meinem Kameraden K. wurde Hülfe zu Theil, indem ihm auf meine Verwendung bei dem mir schon aus Luxemburg her bekannten Adjutanten, meinem Nachbar, ein aus Elsaß stammender Feldwebel zur Seite rückte. In der Noth frißt der Teufel Fliegen, und so wurde im schlimmsten Falle der Verständigung, die allen aufrecht einherschreitenden Erdkugelbewohnern gemeinsame Geberdensprache in Anspruch genommen.

Alle Arten von „Vive's“ und „Hochs“ wurden ausgebracht, und nach zweistündiger Tafelung standen wir ziemlich heiter auf, um, vor Einnahme des Kaffees, einen Rundgang durch die Stadt zu machen. Mein Feldwebel, der einen „guten Stiefel“ vertragen konnte, schien ungemein belebt zu sein. Arm in Arm mit einem Franzosen rechts und einem Belgier links, forderte er sein Jahrhundert in die Schranken.

Wir kehrten in eins der Café's ein. Das dem Franzosen so liebe, ihn vergiftende Getränk, Absynth, wird probirt. Helme, Käppis und Bärenmützen liegen den Sitzenden zur Seite. Neugierde läßt die Kopfbekleidung der Grenznachbarn in Augenschein nehmen. Eins, zwei, drei — und mein lustiger, verwegener Feldwebel hat sich ein französisches Käppi — und ein Franzose einen preußischen Helm aufgestülpt. Mein Kamerad K. läßt sein schmales Gesicht unter einer mächtigen Bären-

mütze des benachbarten Belgiers verschwinden. Der Spaß gefällt, und mit vertauschten Kopfbedeckungen marschirt die ausgelassene Gesellschaft durch die Stadt zu einer Art Bierreise.

Die französischen Civilisten, welche in den Café's saßen, schienen aber unter dem Druck der Napoleonischen Herrschaft keine Freunde ihres Söldnerheeres zu sein, denn gar finster schauten sie in die Welt.

Inzwischen war es dunkel geworden, und man kehrte zur Einnahme des Kaffees nach dem Casino zurück. Die Tafel war neu gedeckt. Wir ließen uns daran in der alten Ordnung nieder, und echter Mokka wurde in zierlichen Täßchen verabreicht. Milch oder Sahne zu nehmen war hier nicht Sitte, statt dessen wurde tüchtig Zucker verbraucht. Die erste Tasse war geleert; die zweite wurde zur Hälfte gefüllt und so viel Zucker hinein gethan, als sich auflösen wollte. Hierüber wurde nun eine Schicht Cognac gegossen und angezündet, und sodann der Brand gelöscht. Behaglich schlürften die Krieger den feurigen Trank, während dichte Wolken von den brennenden Cigaretten aufstiegen.

Die Temperamente der Völker kamen nun zur Geltung.

Ein Franzose fährt empor; mit einem gewandten Sprunge ist er unversehens auf der Tafel inmitten der klirrenden Gläser und Tassen angelangt. Lebhaft gesticulirend trägt er enthusiastisch das französische Lied vor: „En partant pour la Syrie“ (Als nach Syrien wir zogen). Einstimmig werden einige Verse der Strophen gesungen, dann fällt der Chorus, stampfend mit den Füßen, singend in den Schlußreim.

Ein Belgier folgt und läßt in der gefühlvollen flanderischen Volksweise des Liedes „Die Flamländerin und der Franzose“ einen Gesang seiner Heimath erklingen.

Mein Nachbar, der „Adjutant“, der in der Tafelrunde die erste Geige zu spielen schien, hatte die Rolle des „Maître de plaisir“ übernommen und ertheilte nun meinem Feldwebel, als dem ältesten der drei Preußen das Wort „zu einem Gesange“.

Die damals neu erfolgte Erhebung der Polen gegen Rußland, machte die Polen dem Franzosen interessant. Nach der Melodie: „Denkst Du daran, mein tapferer Lagienka“ trug mein Feldwebel feurig ein polnisches Lied vor.

Wir drei Preußen gehörten einem Sängerbunde unserer Compagnie in Luxemburg an. K. sang Tenor, der Feldwebel Baß und meine Wenigkeit Baryton. So schossen wir denn auch im Laufe des Abends mit unseren dreistimmigen Gesängen den Vogel ab. Deutsche „Lieder“ haben für den Franzosen, namentlich den südlichen, etwas eigenartig, religiös Feierliches. Er nennt sie mitunter geradezu melancholisch. Die französische Sprache hat denn auch in neuerer Zeit das Wort „Lied“ zur Bezeichnung eines ihnen neuen Begriffs in den Wortschatz ihrer Sprache aufgenommen.

Mein Feldwebel mußte mich wohl als einen Ausbund von Gelehrsamkeit geschildert haben, denn plötzlich stieß er auf mich zu und raunte mir zu, einige der Franzosen wünschten, ich möchte mit einem der ihrigen, einem früheren Cleriker, lateinisch reden.

Bald drängte man allseitig in mich, dem allgemeinen Wunsche zu willfahren. Wir beiden Lateiner werden zusammengeführt. Ich erbitte mir aber zunächst das Wort zu einer Vorbemerkung.

„Pardonnez, Messieurs!“ rede ich französisch die Tafelrunde an, etwa Folgendes darlegend:

„Meine Herren! Sie wissen, die lateinische ist eine todte Sprache; sie wird heutzutage von den verschiedenen Nationen, je nach der besonderen Landessprache, verschieden ausgesprochen."

Ich machte es ihnen an einigen Beispielen klar.

„Um Ihrem Herrn Kameraden daher verständlicher zu sein", fuhr ich fort, „muß ich mich bemühen, das Latein auf französische Weise auszusprechen".

Und nun ging das Gefecht los.

„An loqueris latinam linguam, domine?" rede ich meinen französischen Lateiner an.

„Loquor, domine" tönte es zurück. Und so ging es munter fort zum Vergnügen der Tischgenossen. Ich hatte schon als Junge beim Beginn meines lateinischen Sprachunterrichtes in dem alten „Bredow" ganze lateinische Gespräche daraus auswendig gelernt, weil ich damals nicht begreifen konnte, wozu eine Sprache dienen sollte, wenn sie nicht gesprochen würde. Diese jung gewohnte Uebung kam mir nun prächtig zu statten, umsomehr, als ich die preußische Taktik meines Feldwebels nachahmend und stets den Angriff der Vertheidigung vorziehend, mir das Schlachtfeld der Gedanken aussuchen konnte.

Mein Kleriker versagte zuerst. Ohne zu wissen, hatte ich meinem Feldwebel eine Wette gewinnen helfen, die, wie ich nachher erfuhr, dahin ging, daß der gewinnende Theil ein ganzes Täßchen Cognac austrinken solle. Das kam nun dem ausgepichten polnischen Magen meines Feldwebels gerade „zu Passe", der, als vermeintlicher „polonais", gern etwas renommirte mit dem Vertragen großer Mengen scharfer Getränke. Und in der That hatten vor ihm im Laufe des Abends schon ganze Nachbarreihen von Zechern, die Belgier voran, die Waffen strecken müssen. Auch sonst wurde die Tafel-

runde immer dünner. Viele waren eingeschlafen. Der Adjutant lallte nur noch. Der elsässische Sergeant-Major, dem unsere deutschen Lieder das Herz gerührt hatten, gesellte sich als tapferer Mann zu uns drei Preußen. Er konnte ganz niedlich „daitsch schwätze". Wir beschlossen nach Hause zu gehen, da Mitternacht nahte. In der Kaserne brachten wir zunächst den freundlichen Adjutanten zu Bett, der nun wie ein Kind zu heulen begann, mich herzte und meinte: er hätte mich so lieb gewonnen. Endlich schloß er seine Augen zu süßem Schlummer.

Wie im letzten Akte eines Dramas führte uns nun der Elsasser nach seinem Zimmer, wo er uns traulich sein deutsches Herz öffnete. Damals wurden die Elsässer von den Franzosen nicht so verhätschelt, wie nach 1870, obwohl diese ihre besten Unteroffiziere aus dem Elsaß zogen. Er meinte, er wäre stolz, daß wir deutschen Soldaten solche Ehre eingelegt hätten, zeigte uns auch deutsche Lieder, welche er gedichtet, sowie farbenreiche Frakturschriften, die er kunstvoll gemalt hatte. Kurz, er war der reine Künstler!

Ja, wir kamen sogar darauf zu sprechen, wie wir, die wir heute noch so gemüthlich beieinander gewesen wären, uns vielleicht bald mit scharfen Patronen gegenseitig begrüßen könnten. Wer mag es wissen, ob wir nicht schon nach sieben Jahren wirklich an irgend einer Stelle uns gegenüber gestanden haben!

Wir legten uns schließlich — Mitternacht war längst vorüber — dann noch für einige Stunden zu Bett, und früh morgens, vor 6 Uhr, traten wir an das Bett des liebenswürdigen alten Adjutanten, der mit wahrhaftiger Bewegung von uns Abschied nahm.

Elfter Abschnitt.

Noch in Luxemburg.

Außer Fourier, den man wohl besser deutsch Quartiermacher nennt, war ich noch Schieß-Unteroffizier. In der ersteren Eigenschaft hat man es, wenn die Truppen ständige Quartiere in Kasernen erhalten, mit Empfang und Vertheilung von Stubengeräthschaften, Wäsche, Brod, Öl und Kohlen zu thun. Dem Schieß-Unteroffizier liegt die Führung der Schießlisten, die Anfertigung von Scheiben, sowie die Sammlung des Bleies in den Schießständen ob. Ich war zuerst mit dem Miniégewehr ausgebildet worden, mit dem man bis auf 1200 Schritt nach dem Ziele schoß; nur mußte man beim Zielen den Kolben fest in die Schulter setzen, wenn man beim Abfeuern nicht eine Ohrfeige bekommen wollte, daß die „Backzähne wackelten“. In Luxemburg war das Regiment schon mit dem viel bequemer zu handhabenden Hinterlader, dem Dreyseschen Zündnadelgewehr, ausgerüstet. —

Unsere Schießübungen fanden in den Wallgräben der Festung statt; diese Gräben waren geradezu in den Felsblock eingeschnitten; und selbst die Kugelfänge, die doch aus feinem Sand bestehen müßten, glichen eher grobkörnigem Felsgebröckel, so daß, wenn die Mannschaft nach dem Schießen „Kugeln suchen“ sollten, dies eine schier unmögliche Aufgabe war; denn auf dem Felsgebröckel des Kugelfanges oder an der dahinter liegenden Felsenwand waren die Bleigeschosse oft in die kleinsten Atome zersplittert. Deshalb war der Posten eines Scheiben-

anzeigers höchst gefährlich. Dieser fand deshalb seinen Unterschlupf in einem bombensicheren Zufluchtsort neben der Scheibe.

Im Juli 1863 sollte unser Regiment eine Jubelfeier ob seines 50jährigen Bestehens abhalten. — Die Vorbereitungen begannen. Für die Offiziere sollte am Jubiläums-Abend im Casino ein Fest stattfinden, in welchem lebende Bilder gestellt werden sollten, nachdem vorher für das Regiment ein Gartenfest stattgefunden haben würde.

Für die lebenden Bilder aber bedurfte man einer Bühne. — Die Theaterverhältnisse Luxemburgs lagen damals etwas im Argen. Selten fanden hier Aufführungen statt und dann durch eine französische Schauspielertruppe. — Aus diesem Grunde mochte das Offiziercorps wohl auch die Luxemburger Theaterverwaltung um Leihung von Coulissen und sonstigen Theatererfordernissen nicht angehen.

Etwa acht Tage vor der geplanten Feier verlas der Compagniefeldwebel beim Appell die Parole. — Ein satyrisches Lächeln umzuckte die Gegend seines Schnauzers, als er fortfuhr zu lesen; „Der Unteroffizier R -- (etwas Pause — ich gespannt) hat sich heute Nachmittags 3 Uhr zum Coulissenmalen im Offizier-Casino bei Herrn Major K. zu melden.“ —

Das Malen von Transparenten hatte mich nämlich in den Verdacht gebracht, daß ich auch solche Dinge verüben könnte.

Trotz meiner Verwahrung, ein Coulissenmaler zu sein, erließ man mir die Lösung der gestellten Aufgabe nicht. Der Major übergab mir als Vorbild nur ein kleines Pastellbild, auf dem die Gegend des Schlachtfeldes bei Kulm b. Teplitz, wo das Rgt. sich 1813, im Jahre seiner Errichtung, ausgezeichnet hatte. Die Coulissenhinterwand sollte 4 Meter hoch und 5 Meter breit sein. Jetzt

wurde guter Rath theuer. Ich wußte kaum, was eine Coulisse war, vielweniger wie sie hergestellt werden sollte; denn sie mußte doch auch haltbar sein und nicht gleich beim Anfassen zerreißen. —

Als Schießunteroffizier hatte ich schon vielfach Colonnenscheiben anfertigen lassen; das sind Scheiben, welche die Breite marschirender Heersäulen vorstellen, und nach denen zur Übung auf Komando Salven oder Massenfeuer abgegeben wurden. —

Ich kaufte also auf Regimentsunkosten Leinwand, Scheibenpapier, Kleister, Pinsel und Farben verschiedener Art. Die Compagnieschneider nähten mir die Leinwandbreiten zu der gewünschten Größe zusammen. Wie für eine Landkarte wurden im unteren und im Kopfsaume Ösen angebracht für die Aufnahme von Stangen. Die zusammengenähte Leinwand wurde nun auf den Stubenfußboden gelegt, und auf die Leinwand festes Papier vermittels gut geleimten Kleisters angeklebt und glatt gestrichen. Als diese Colonnenscheibe trocken war, begann ich nach dem beschriebenen Vorbilde, — man denke knieend! — die Umrisse der Gegend bei Kulm in Kreide mit kühnem Wurfe hinzureißen. — Etwa in der Manier des Malers Munch aus Norwegen, der in seinem Struwelpeterklexen den Berlinern beibringen wollte, wie man Gemälde zu färben beginnt, nahm ich zunächst das hellste Blau und schuf den Himmel. Mit einem Pinsel, in hellgrün getaucht, fuhr ich über den Mittelgrund und schuf die frühesten Anfänge der Flora, in kühnem Zuge quer über die Leinwandstreichend. Ein dritter Pinsel im schlängelnden Zuge auf dem Vordergrunde hinstreifend, ließ im hellsten Blauton einen Fluß entstehen. Immer dunklere Farbentöne folgten. — Aus entsprechenden Schattirungen stiegen Berg und Baum und Fluß und Gebäude allmählich in die Er-

scheinung. Mein Antheil an der Sache wuchs mit de Thaten einer farbenspendenden Phantasie. Aber mein Kniee! Das halte ich ja auf die Dauer nicht aus! — Ich verschaffte mir ein Kissen und rutschte bald hier, bald dort hin. Die Offiziere versammelten sich immer Mittags im Casino zu Tisch. Um nicht gestört zu werden, hatte ich mich eingeschlossen. Am zweiten Tage meiner Thätigkeit klopfte, donnerte es an der Thür; ich ließ mich nicht stören. Einen Herrn von dem Fest-Comité, den ich hineinließ, bat ich aber dringend, mich nicht stören zu lassen; denn ich mußte ja noch eine zweite Kouliſſe, ein Wachtgebäude, malen. Lobend und aufmunternd verließ er mich; er versäumte nicht, bestens für meine körperliche Erquickung zu sorgen.

Nach dreitägigem Schaffen war meine Aufgabe gelöst. An Belobigungen fehlte es ja nicht, auch hatte ich die Wahrheit des Sprichwortes wieder erfahren: „Es wächst der Mensch mit seinen Zwecken.“

Das Gartenfest für das Regiment sollte Nachm. 4 Uhr seinen Anfang nehmen. Als Mitglied des Ausschmückungsvereins war ich mit meinem Feldwebel schon von früh Morgens an im Garten thätig. Es war etwa 10 Uhr geworden, als er mich plötzlich anredete:

„Sie haben doch ein Gedicht, Prolog u. dgl. gemacht?“

„Nein“, erwiderte ich.

„Das wäre noch schöner“, erhalte ich zur Antwort, „noch dazu bei einer Gelegenheit, wo alle die Herren Offiziere, die früher beim Regiment gestanden haben, eingeladen sind. Marsch, gehen Sie, ich entbinde Sie von dem Dienst, den Garten auszuschmücken! Schmücken Sie lieber mit den Blumen Ihrer Muse das heutige, so seltene Fest!“

Ich folgte dem Befehle, nahm mir ein Stück Papier und ging weiter in die Landschaft vor dem Thore und suchte meine poetische Ader in Wallung zu bringen. Unserer Großväter hehre Begeisterung 1813 uns Enkeln als Vorbild war gewiß ein würdiges Thema. Immer mehr ergriffen mich die Bilder, und erst spärlich und dann immer voller stieg des Jungbrunnens sprudelnder Quell. Der Prolog war wie aus einem Gusse. Schon war es 3 Uhr durch, zum Schreiben in das Reine blieb mir keine Minute Zeit mehr. Ich mußte schleunigst nach der Kaserne, um mich in den Paradeanzug zu werfen, und eilte nach dem Garten zurück, der schon ganz gefüllt war. Eine Bühne war errichtet. Zu meinem Schreck hörte ich, daß nach einem Vorspiel der Regiments-Kapelle ich auch selbst den Prolog auf der Bühne vortragen sollte.

Schon stimmten die Musikanten ihre Instrumente. Mir liefen Gänsehäute über den Rücken. Der Kapellmeister gab das Zeichen, und in die Lüfte schmetterte es feierlich:

„Heil Dir im Siegerkranz."

Ich begab mich auf die Bühne mit einem Gefühl, als ob alles Blut von mir gewichen wäre. Die Hymne war zu Ende. Der Vorhang begann zu zucken. Die Zugmechanik mußte wohl von keinem Zunftgenossen hergestellt sein, nur zollweise hob sich der Vorhang, und mir war es, als ob das Blut von den Füßen aus immer höher stiege und ich ersticken müßte.

Endlich — mir däuchte es eine Ewigkeit — war der Vorhang hoch! Ich erhob meinen schüchternen Blick. — Was glotzt mich denn da so gräßlich an mit tausenden und abertausenden Augen; — überall in jedem Winkel, in jeder Ecke des mich umgebenden Halbkreises? —

Augen, Augen, — nichts als Augen! — Und alle starr auf mich gerichtet!

Unter dem Eindruck dieser Stimmung beginne ich fast stotternd meinen Prolog vorzutragen. Ich fühle es: sehe ich dieses tausendäugige Ungethüm, das mir wie „argos“ erschien, länger an, dann bin ich verloren! Gewaltsam reiße ich meine Blicke los von diesem Zauberkreis. Aug' und Herz empor, und begeistert fließen mir die Verse zu!

Hier folgen nur einige Strophen, welche ich aus der Erinnerung niedergeschrieben habe, da mir das Manuscript gleich abhanden kam.

Welchen Jubels volle Töne
Klingen heute uns im Sinn?
Zu den Vätern blicken Söhne
Staunend mit Begeistrung hin.

Was die großen Väter schworen,
Enkel thun's dem Vaterland;
Gut und Blut es sei verloren
Faßt den Sieg nicht unsre Hand!

An des Vaterlandes Grenze
Stehn als Wächter wir postirt:
Heller drum im Licht erglänze
Stolz die Fahne, die uns führt.

Beifall unterbrach des öfteren den Vortrag und begleitete meinen Abgang von der Bühne. — — —

Am 24. September 1863 nahm ich bewegten Herzens Abschied von meinen Kameraden. Die Militairzeit war für meinen etwas weitfliegenden Geist eine heilsame Schule gewesen. Viele Tage sind auch mit ihr dahingezogen, die mir nicht gefallen haben, doch

das gebieterische „Muß“ zwang zur Selbstverläugnung, zur Selbstzucht. Wie schön heißt es doch in Gerok's „Pfingstrosen“:

Drum halte fest am Glauben
Ob Trübsal dich auch übt;
Laß dir den Trost nicht rauben:
Gott züchtigt, wen er liebt;
Es wird nicht ewig währen,
Nach kurzer Zeit Verfluß
Wird sich's im Licht verklären:
Es war ein göttlich „Muß“.

Drittes Buch.

Mann.

(1864—1871).

Auf den Gipfelpunkt des Lebens
Führte Dich die Gegenwart;
Reife Früchte Deines Strebens
Hält noch Zukunft aufgespart.
Du wirst Mann, an's Werk die Hände
„Bet' und arbeit!“ dieses wende
Du als Glückes Grundstein an.

Zwölfter Abschnitt.

Auf der Mosel. — Auf dem Rhein. — Kleinstaaterei.

Frei war ich, aber nicht von — Sorgen. — Abhängigkeit und Sorgenlosigkeit, Sorgen und Ungebundenheit, sie sind in unseren Zeiten wohl meist Wechselbegriffe. In waffenloser Reserve-Uniform, die gelben Achselklappen gerollt, mit etwa 15 Thalern Reisegeld in der Tasche, — so ging es in die Welt. — All das Meinige trug ich bei mir. Könnten wir es zu „göttlicher" Bedürfnißlosigkeit bringen nach Art eines Diogenes, dann wüchse freilich unserer Freiheit der Werth. Ich fürchte: Zigeuner und andere Nomaden sind nach dieser Richtung hin größere Weise als wir Culturmenschen, die sich oft mit einem schier unglaublichen Ballast von Dingen beladen und bepacken, um sie, in Stürmen des Lebens, wo es gilt: des Menschen „Ich" zu retten, am ehesten über Bord zu schleudern.

Zu Fuß in Trier angelangt, wollte ich die Mosel entlang bis Coblenz marschiren. Doch auf verständigen Rath hin entschloß ich mich, am nächsten Morgen einen dorthin fahrenden Dampfer zu besteigen. Gegen sechs Uhr früh, im Nebelgrauen, traf ich auf der Rhede ein. Viele Winzerinnen, mit Kiepen voll köstlicher Weintrauben auf dem Rücken, bestiegen gleichfalls das schwanke Fahr-

zeug. Bald ging es lustig zu Thal auf den Schlangen windungen der Mosel. An Bord des Dampfers kam ich bald in das Gespräch mit einem würdigen Geistlichen mittleren Alters, dem meine gelben, in der Rheingegend ungewöhnlichen Achselklappen aufgefallen waren. Er fuhr auch bis Coblenz. Während der etwa elfstündigen Fahrt mußte ich sein Gast werden, und er, der ortskundige Mann, wurde mir ein liebenswürdiger, geistvoller Cicerone.

Die Ufer der Mosel sind von einer ungemeinen Lieblichkeit. Ihre beständigen Schlangenwindungen bereiten den arglosen Fahrgästen gar neckische Ueberraschungen. Die wechselnden Bilder derselben geschauten Orte und Landschaften, wird ihr Name uns nach längerer Fahrt wieder genannt, scheinen uns foppen zu wollen; doch auch das Schönste ermüdet bei langer Fahrt schließlich das Auge, namentlich des hastigen Menschen der Gegenwart.

Mehr noch als die landschaftliche interessirte mich die sagenumsponnene geschichtliche Seite der Gegend. Als große Heerstraße mag dieser sich stetig krümmende Fluß wohl auch in grauer Vorzeit nicht gedient haben, aber für Einsiedler, für weltflüchtige Mönche und Nonnen mag es hier gar lauschige, idyllische Verstecke gegeben haben, wie die Ueberbleibsel jener Zeiten auf den Moselbergen, so bei Pfalzel, wo des Königs Dagobert Tochter Adela im Jahre 655 ein Frauenkloster gründete, und die Klostertrümmer der Marienburg bei Pünderich, bei Stuben, bei Ediger u. s. f. uns zu künden scheinen.

Gegen Abend landeten wir in Coblenz, das mit seiner Feste Ehrenbreitstein einen mächtigen Eindruck bei mir hinterließ. Doch mich zog es nach Köln am Rhein mit seinem hehren Dome. An einem schönen Herbstmorgen ging ich an Bord des Rheindampfers. Bald wendet ihn die prustende, pustende und dampfende Ma-

schine; ein letztes Geläut tönt über die grünlichen Wellen des Rheins, die sich schäumend aufzubäumen scheinen ob dem rücksichtslosen Eingriff der Schaufelräder. Im Gischt und in den Wogen sich tausendfach brechend, kreuzt ständig ein Sonnenstrahl unsere Fahrt, so, als ob herrlich glitzernde Streifen glühenden Rheingoldes uns begleiteten.

Und an den Ufern — sagenumrauschte Berge! Welche geschickte Hand hat sie mit einer in der Sonne glitzernden Häkelarbeit überzogen, in der es wie graue Seide und Perlen funkelt? Es sind Rheinlands Weinberge, aus denen Jubelgesänge der heiteren Winzer herübertönen, obwohl jene verfallenden Burgen ihnen, den Kindern froher Gegenwart, reden von der Vergänglichkeit irdischer Dinge.

Köln, Köln! — Der Dom! rufen jubelnde Stimmen um mich aus. Zum ersten Male grüße auch ich dich ehrfurchtsvoll, du erhabenes Wahrzeichen menschlichen Schaffens.

„Doch — was ist denn das für ein umgefallener viereckiger, durchbrochener Thurm, der wie ein gewaltiger Schlagbaum quer über den breiten Rheinstrom gelagert ist?“ frage ich einen der Mitreisenden.

„Das ist ein eiserner Brückentunnel, durch den die Eisenbahnzüge von Ost nach West und umgekehrt donnern, hinweg über die Häupter der Rheinschiffer.

„Machet euch die Erde unterthan!“ dachte ich bei mir, sprach einst des Schöpfers Wort zu den Menschen, mit dem Wort ihnen Gaben und Mittel dazu verleihend. Seitdem beobachtete der Mensch Dinge und Erscheinungen und fing die Kräfte ein, sie sich zu Dienern machend. Aus der Wassertiefe fängt er sich den Fisch ein, er beobachtet ihn in seiner wunderbaren Fortbewegung im und

unterm Wasser, und er erbaut sich Schiffe aller Arten. Er bändigt den Blitz, ja fesselt ihn in Maschinen von großer Kraft an das magnetische Band, das von Norden nach Süden sich durch das Weltall hinziehend, die Welttheile zusammenzufassen scheint, wie des Böttchers Reifen die Dauben des Fasses umklammern. Er sah jene zauberhaften Gestalten, Tempel, Paläste in den Wolken bei aufgehender und niedersteigender Sonne glühen, ihm standen die Säulenhallen des Waldes vor Augen, und er wurde ein Baumeister, ein Künstler. Die farbenreichen Schönheiten der ihn umgebenden Schöpfung reizten ihn zu malerischen Nachschöpfungen. Die Segler der Lüfte, sie zogen seinen ahnenden Geist zur Höhe, — in die Ferne. Auch ihnen möchte er nach, doch zunächst muß er sich begnügen lernen, jubelnde Gesänge zum Schöpfer der Welt emporsteigen zu lassen; doch auch das Geheimniß der Luftschifffahrt wirst Du, Herr in der Schöpfung, einst belauschen. Du frägst: „wann?“ Lies es nach im Buch des großen Gottesmannes, des gewaltigen Propheten Jesaias (60. K.). Ich führe nur an: „Wer sind die, welche fliegen wie die Wolken, und wie die Tauben zu ihren Fenstern?“ Die eine Hälfte dieses Verses ist schon erfüllt, denn siehe — da fliegt schon, wie eine Wolke, der Bahnzug vor uns donnernd durch den gewaltigen Tunnel!

Wir landen. Schleunigst eilen die Füße zum Domplatz. Da steht das ungeheure Gotteshaus vor uns in edel gegliederter Massigkeit, seine Thürme wie Finger zum Schwure nach dem Himmel erhebend: „Himmel und Erde werden vergehen, aber des Herrn Wort nicht.“

Es ist schier zu verwundern, daß das Riesengewicht des Domes, zu dessen Bau der geniale Plan dem Satan selber, wie die Sage meldet, abgetäuscht sein soll, nicht

schon längst durch die dünne Eierschale der festen Erdkruste versunken ist, die das noch tobende und wogende Feuermeer ihres Innern umgeben soll.

Ich trete in den Dom. Erhabenes Schweigen wäre die einzig würdige Sprache an diesem Ort. Wer vermag sie anschaulich zu schildern, jene hehr gedachten und ausgeführten Baumsäulen, deren hohe Laubkronen sich ineinander verzweigend, zu zierlichen Spitzbogen angeordnet, des Himmels Veste nur zu verhüllen scheinen.

Unter dem schier erdrückenden Eindruck dieser colossalen und dabei doch zierlich zur Höhe ansteigenden Größenverhältnisse steht man so lange, als man in Köln weilt, obwohl es in dieser alten Colonia agrippina doch wahrlich an Sehenswürdigkeiten nicht fehlt.

Nach mehrtägigem Aufenthalt zog ich meine Straße weiter, da ich eine für mich passende Stellung, die ich hier suchen wollte, nicht fand. Ueber Mainz, Frankfurt wollte ich mich Thüringen zuwenden.

Für die Rückreise benutzte ich einen Abenddampfer. Der Mond war bereits aufgegangen. In den silberflüssigen Fluthen des Rheines spiegelten sich die hell erleuchteten Fronten der Rheinhôtels, und wie glühende Rubinen ihre Lichtflammen ab. Im Hintergrunde ragten einsam die kantigen und zackigen Umrisse des Riesendomes empor. Wie viele Menschengeschlechter werden dich wohl noch bewundern? — Weiter stampft das prustende, dampfende Flußpferd. Die Wellen des Rheins, die ich vor wenigen Tagen im sonnigen Lichte goldglühend sah, sie scheinen heute Nacht von einem Zaubermeister in blitzendes Silber verwandelt zu sein. Jene über dem Wasserspiegel wallenden Nebel sind wohl die duftigen Schleier jener Rheinnixen, welche aus Freude darüber, daß sie ihre goldenen Schätze vor dem Auge des hab-

gierigen Erdbewohners verbergen konnten, sich in lieblichen Reigen zu drehen beginnen? Einzelne steigen empor zu den bergigen Ufern. Vielleicht laden sie ihre Nachbarinnen, die Nymphen der Haine, zu Genossen ihrer stillen Freuden.

Horch! Was ist das? Ist das der Gesang der Geister über den Wassern? Welchen rauhen Kehlen entsteigen im herrlichen Einklang deutsche Laute, deutsche Weisen? Haben sich die Besieger der Römischen Legionen eines Varus, ihres Sieges sich erfreuend, an den Ufern des Rheins niedergelassen, um aus eroberten Silberhörnern den funkelnden Wein des Rheingaus zu schlürfen?

Nein, es sind auf dem Rhein zu Berg ziehende Holzflößer, die nach Absatz ihrer Flöße auf unserem Dampfer heimkehren und auf dem Hinterdeck, sangeskundig und froh, den schönen Herbstabend sich und uns andern bei Sang und Trank verschönen. Auch eine Musikbande fehlte nicht.

Dort erhebt sich Hunderte von Fuß hoch steil und senkrecht aus dem Rhein der Loreley- oder Lurlefelsen, dessen Sage so wunderbar Heinrich Heine, jener merkwürdige zwiespältige Geist, besungen hat. Unglücklicher Mann! Bist du auch einer Sirene unterlegen, die dich aus den Höhen der edlen Muse hinabzog in eine unheimliche Tiefe? O, hättest du des edlen Schillers Wort befolgt:

. . . . . Es freue sich
Wer da athmet im rosigen Licht!
Und der Mensch versuche die Götter nicht!
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen!

Es ist nun einmal gegen Wesen und Zweck der Kunst, welche doch uns Freude am Schönen schaffen soll,

Häßliches und Gemeines darzustellen, und geschähe dies selbst mit größter Genialität, mit besten Mitteln und im herrlichsten Rahmen; solches darf dem gottbegnadeten, edlen Künstler nicht in den Sinn kommen. Wäre es ungerecht, wenn ein Heine'sches Denkmal einst die Inschrift trüge:

Hüllender Decken entblößt, mit hinterwärts fallendem Schleier,
Nach sich ihn schleppend im Koth, die Muse Dir reichte den Kranz?

Mein nächstes Ziel war Frankfurt a./M.

Bunt durcheinander gewürfelt zogen Oesterreicher und Preußen durch die Straßen der Bundes- und Freistadt. Wann endlich trennt ein tüchtiger Chirurg die unheilsame Verbindung des deutschen siamesischen Zwillings?

Ich stehe in der Eschenheimer Gasse vor dem Hause des Bundesrathes. Also hier ist der Rath der Zwerge thätig, dem Rad der Weltgeschichte fortwährend in die Speichen zu fassen?! Thörichtes Beginnen! In einigen Wochen wirst du schon wieder einen Faden zu verdrehen beginnen, an dem dein Schicksal, das längst verdiente, dich in ein Labyrinth führen wird, aus dem es kein Entkommen mehr giebt. Setzt euch lieber die Zipfelmützen auf und schlaft, bis euch Kanonendonner weckt!

Ihr waret wohl nicht gemeint, als unser Dichter sang:

Ein einig Volk von Brüdern,
In keiner Noth uns trennen und Gefahr,

wie es hier in dem schönen Denkmal, wo Goethe und Schiller Hand in Hand der Zukunft Deutschlands entgegen träumen, symbolisch dargestellt ist? —

Ein treues Spiegelbild deutscher Vielköpfigkeit erhielt ich allmälig in einer Sammlung von Münzen, welche ich in jedem Ländchen, durch welches ich kam, oft widerwillig beim Wechseln nehmen mußte, um sie im Nachbarstaate entweder gar nicht oder nur mit Verlust los zu werden. Die Kassenscheine der einzelnen Ländchen waren in Folge

der verabsäumten Erneuerung von einem Schmutzlager bedeckt, daß man zögerte, sie anzufassen. Heute würden sie wohl vom Gesundheitsamte als Baccillenheerde verboten werden.

„Auf nach Thüringen!“ lautete aber mein Entschluß.

Dreizehnter Abschnitt.

In Thüringen. — Mobil 1866.

Nach den schönen Blumen Erfurts, der Gärtnerstadt, hatte es mich schon lange hingezogen. Sie schienen den Wiederkömmling freundlich willkommen zu heißen.

An dem „Löbergera“ genannten Theile der Gera, wo auf dem, dem Bahnhofe zugewandtem Ufer hochanstrebende Pappeln, wie die Pyramidengestalten der Cypressen, der Stadtgegend ein fast südliches Aussehen geben, lag ich vor zwei Jahren schon bei einem launigen Obstweinkelterer im Quartier. Gar spaßige Stunden hatte ich damals bei dem Witzemacher verlebt. Er erkannte mich auch sofort wieder, und, mich herzlich begrüßend, gewährte er mir die erste Herberge. Als er von meinem Entschluß hörte, in Erfurt zu bleiben, billigte er denselben, mir Glück wünschend. An guten Rathgebern war in Thüringens Hauptstadt kein Mangel. Die Gemüthlichkeit ist hier zu Hause.

Doch ehe ich mich nach einer Stellung umsah, verschaffte ich mir bei einer Wittib, ein ständiges Quartier, wo ich schon zwei Kunstgärtner vorfand, einen Schweden und einen Norweger. Ich hatte hier Gelegenheit, Manches

über Land und Leute und Sprachen Skandinaviens kennen zu lernen.

Ein menschenfreundlicher Versicherungsdirector, dem ich mich vorgestellt und dem ich offen den Stand meiner Dinge dargelegt hatte, versprach mir fest, meiner, sobald eine Kraft gebraucht werden würde, zu gedenken.

Einstweilen bekam ich gegen ein geringes Gehalt Stellung bei einem Regierungsrath, dem die Winkelvermessung des Regierungsbezirks unterstellt war.

Seine Büreaus lagen in einem uralten Gebäude, das vor Zeiten ein reicher Patrizier, vielleicht Comthurritter, wird haben erbauen lassen. Es gab mehrere derartige Häuser in dem ehrwürdigen Erfurt. An den Stirnen der Gebäude bekundeten Wappen und andere heraldische Zeichen die edle Abkunft der ersten Erbauer. Die zweiflügeligen Thore waren groß genug, um bepackte Lastwagen und Ritter hoch zu Roß zu schützendem Obdach leicht einpassiren zu lassen. Die Flure in den oberen Stockwerken waren ebenfalls sehr geräumig. Hier mag es vor Jahrhunderten, nach beschwerlicher langer Reise, bei wohlbesetzten Tafeln gar lustig zugegangen sein. Wenn ich die Treppe zum ersten Flur emporstieg, da hätte ich oft sagen können: „Gott grüß Euch, edler Ritter“, indem ich zu hören meinte, wie unter seiner metallener Waffenrüstung die Stufen knarrend sich bogen und zu sehen meinte, wie er mich Fremdling gar freundlich aus blauen deutschen Augen unter geöffnetem Visir anschaute.

Eine Ruhe, wie auf dem Kirchhofe, herrschte im Hause. Der Thorhüter war ein ganz altes Männchen, das einsam mit einer über die Jahre zärtlicher Gefühle längst hinausgewachsenen Tochter das Haus hütete. An die 80 Jahre alt, schien es wie eine Brücke die Gegenwart mit grauer Vorzeit zu verbinden.

Solch' alte Patrizierhäuser stammten wohl aus einer Zeit wo, vor Entdeckung Amerikas und der Auffindung des Seeweges nach Indien, große Handelsstraßen aus der Levante über Venedig nach den Hansastädten führten. Da mögen denn die, Erzeugnisse des Morgenlandes und Italiens mit sich führenden Karawanen, wenn auch ohne Kameele, nebst ihren Führern gar bequemen Unterschlupf gefunden haben in diesen umfangreichen Herbergen oder Karawansereien, und manche Batzen von Gold und Silber hier hängen geblieben sein; denn Erfurt soll zu jenen Zeiten nicht nur eine volkreichere Stadt als jetzt, sondern auch viel wohlhabender gewesen sein. Da haben denn auch viele geschichtliche Machthaber und andere große Männer Erfurt's Gastfreundschaft in Anspruch genommen. Auf demselben Wege drangen in jenen Tagen mit den Waaren, namentlich aus Italien, auch Wörter und Bezeichnungen in das deutsche Land, welche noch heute üblich sind, wie netto, brutto, Conto und Storno, porto, franco und wie die kaufmännischen Begriffe alle lauten, namentlich auch bancarotta, Bankerott d. h. eine zerbrochene Bank, da betrügerischen Wechslern und Händlern die Wechslerbank zerbrochen wurde. Es war dies ein Verfahren, auf das man heute, wo betrügerischer Bankerott überhand nimmt, in gewissen Fällen zurückgreifen sollte. Heute erklärt gar Mancher seinen Konkurs nur, um, ohne roth zu werden, in einigen Wochen ein viel größeres Geschäft mit mehr Mitteln zu eröffnen.

In einem so beschaffenen Patrizierhause, der „Lilie“, wohnte auch Luther auf seiner Fahrt von Wittenberg nach Augsburg.

Außer der großen Glocke, dem Augustinerkloster, der Augustinerkirche, in der das Rumpfparlament nach 1848 tagte, giebt es noch eine Merkwürdigkeit Erfurts. Es

ist die Krämerbrücke, eine auf Pfählen erbaute Straße, zu beiden Seiten mit Häusern besetzt. Hierher zu Wasser im Mittelalter gebrachte Waaren mögen in diesem an beiden Straßenenden verschließbaren Bazar abgelagert und verkauft worden sein, unter dem Schutz gemietheter Ritter und Landsknechte. Ein Thor stand noch zu meiner Zeit, nach dem Wenigenmarkt zu. Ein schmales Pförtchen führte seitwärts am Wasser lang nach der Comturgasse, wo auch die Burg der Comturritter vor Zeiten sich befand.

Für einen Menschen, der an Stätten wichtiger Vorgänge mit geschichtlichen Augen das Leben und Treiben dahingezogener Geschlechter im Geiste wieder aufleben sieht, reden die noch vorhandenen Zeugen früherer Jahrhunderte eine stumme und doch gar beredte Sprache von der Flüchtigkeit unseres Lebens.

Schon zum 8. Dezember 1863 erhielt ich meine Einberufung zur Versicherungsgesellschaft, zunächst in die Abtheilung der Lebensversicherung, an deren Spitze ein Mann stand, der mit dem Titel „Baumeister“ beehrt wurde.

Die Gehälter waren nur gering, da das Angebot der Kräfte von Söhnen am Orte ansäßiger Eltern groß war. Ich kam erst unter die Prämienausrechner und Policenschreiber, die eine schöne Handschrift haben mußten.

Meinen Hauptantheil nahm ich aber an den ärztlichen Gutachten über Gesundheitsverhältnisse der Versicherungs-Kandidaten. Die Urtheile der Vertrauensärzte und Hausärzte wurden dann noch einmal durch den Generalarzt der Gesellschaft geprüft. Derartige Atteste gingen ja in Menge täglich aus den verschiedensten Gegenden ein,

und ich wurde in die Geheimnisse der Medizin nicht zu meinem nachmaligen Schaden eingeweiht.

Ein merkwürdiges Häuflein von Menschen war hier zusammengeführt worden. Im Leben des Einzelnen wie in demjenigen der Völker hat sich in diesem Jahrhundert mehr und mehr eine Wandelung der Dinge auch in sozialer Beziehung vollzogen, wie sie gleichzeitig und in einer solchen Allgemeinheit vor uns wohl kein Menschengeschlecht erlebte. Die Arbeitskraft des Einzelnen schrumpft zusammen vor der riesigen und vielseitiger werdenden Kraftentwickelung lebloser Maschinen. Die hierdurch verfügbar gewordene Menschenkraft muß nun nothgedrungen sich anderen Feldern der Thätigkeit zuwenden und bewirkt hier mit dem steigenden Angebot der Arbeitskraft eine Höhe der Löhne und der Gehälter, die zu gering zum Leben und zu hoch zum Sterben sind. Es bedarf einer besonderen Gunst der Verhältnisse und, da der Bildungsstand ein zu durchschnittlicher geworden ist, einer verdoppelten Anstrengung, um vorwärts zu kommen. Der Kampf um das Dasein ist in seines Wortes ganzer Bedeutung entbrannt. Dabei eine stete Bevölkerungszunahme! —

Versicherungsgesellschaften waren Neubildungen im gesellschaftlichen Haushalt, und so flüchteten sich Viele aus jenem Kampf auf diese Rettungsinsel. Ein satyrisches Blei hatte sogar an eine Tünchwand das nicht gerade unsere Brust schwellende Wort geschrieben: „Asyl der Verkommenen". Mein erster Vorgesetzter, der Prämien- und Prämienreserven-Tafeln berechnen ließ, war früher Fleischer, der Sohn eines Bürgers. Er würde seines Vaters Beruf weiter geführt haben, wenn ihm nicht ein Axt-Fehlhieb beim Fleischhauen ein Bein zertrümmert hätte. Er hatte aber gute Schulbildnng genossen und so konnte er

leicht eine andere Laufbahn einschlagen. Die verschiedensten Stände und Charaktere waren sonst vertreten. Fast Jeder hatte seinen Stichnamen, z. B. der „dicke Gottlieb“, der „schöne Heinrich“ u. s. w. Der Eine war früher Schullehrer gewesen, ein schmales, hageres, bescheidenes, aber höchst ökonomisches Männchen, das nur die schöne Gewohnheit hatte, aufgesammelte Cigarren-Stummel zu rauchen, eine Gewohnheit, die sein zu Scherzen aufgelegtes Gegenüber ihm durch allerlei harmlose oder gegentheilige Mittel abzugewöhnen oder zu verekeln suchte. Ein Zweiter war Schauspieler gewesen und hatte, ein sehr gesetzter Mann, seiner Frau zu Liebe, Thalias Fahne verlassen. Ein Dritter hatte in den holländischen Colonien gedient, aber aus der starkwürzigen Gegend ein heißes, gepfeffertes Gemüth mitgebracht, das nicht mit sich scherzen ließ.

Bei den damals geringen Gehältern trieben nun Viele Nebenbeschäftigungen. Die Frauen Einiger verkauften Hökerwaaren: Wurst, saure Gurken u. s. w. Den Kopf eines anderen kleinen Kerls erfüllten Gedanken, wo und wie er seine Cigarren an den Mann bringen könnte. Noch ein Anderer hatte sich auf die Malerei von Umrahmungen für Gedichte und auf ähnliche Künste verlegt, und, um noch Einen zu erwähnen, war auch ein angehender Literat dazwischen, der allerlei schrieb und, obwohl er kaum aus seinen vier Pfählen herausgekommen war, für die Bretter, welche die Welt bedeuten, dichtete. Unter so bewandten Umständen war ich unter die Sprachlehrer gegangen und ließ als solcher des Öfteren in den Tagesblättern an die *Wichtigkeit des Sprachenstudiums* erinnern. Ich nahm schließlich durch Stundengeben mehr ein, als ich an Gehalt erhielt.

Um meine Zöglinge würdiger empfangen zu können,

miethete ich mir in der Mitte Erfurts ein möblirtes Zimmer, in dem Hause des Besitzers einer Leihbibliothek.

Wenn ich nun manchmal zum Fenster hinausschaute und das leselustige Publikum beobachtete, bekam ich Anlaß zu einem dankbaren Studium. Eine Statistik darüber, welche Art Bücher den größten Leserkreis finden, würde für den Beobachter ungemein lehrreich sein.

Manchmal ging ich hinunter und entlieh mir einige der zurückgebrachten, noch nicht weggelegten Bücher. Die gelesensten Scharteken schienen schauererregende Erzählungen und Romane zu sein, denn je roher die Farben aufgetragen waren, je dicker saß auch schmutziges Fett an den unteren Blattecken.

Was mir in Thüringen nicht gefiel, war die breite, den Mund schier zu Verzerrungen nöthigende Sprache des Volkes. Andere Mundarten Deutschlands dünken mich dagegen Musik zu sein. Auch bezüglich der Aussprache der verwechselten Lippenlaute b, p, hatte ich bei meinen Schülern die liebe Noth. Das französische „pain", Brod, wurde ohne weiteres „bain", das Bad. Sollten sie nun wirklich bain sprechen, so strengten sie sich, um es von pain zu unterscheiden, derartig kräftig an, daß natürlich pain daraus entstand.

Die Sache Schleswig-Holsteins fing an, die Geister zu erregen, namentlich, als am 31. Dez. 1863 preußische und österreichische Truppen in Holstein einrückten. Die öffentliche Meinung war im Großen und Ganzen auf Seiten des Herzogs von Augustenburg, zumal die preußischen Verfassungskämpfe die Gemüther erbitterten. Erst als die Nachricht von dem siegreichen

Gefecht bei Missunde am 2. Febr. 1864 eintraf, wurde das preußische Nationalgefühl angeregt, das sich bis zum Friedensschluß, am 30. Oktober, noch steigerte.

Die nach dieser Zeit andauernden Kämpfe in der Preußischen Kammer verwischten den guten Eindruck nur zu bald wieder.

Zu jener Zeit befand ich mich gerade in der Hauptbuchhalterei der Versicherungsgesellschaft, um auch diesen Zweig zu studieren. Ich lernte in der That hier eine Nichtkaufleuten doch wohl selten bekannte Erfindung kennen, welche merkwürdig genug, nicht ein Kaufmann, sondern ein Mönch Namens Paciolo im Jahre 1504 zu Venedig gemacht haben soll: es ist die italienische oder doppelte Buchführung. Für Nichtkaufleute wird eine kurze Erklärung am Platze sein.

Doppelte Buchführung nennt man sie deshalb, weil jeder Werthposten, der im geschäftlichen Leben, z. B. zwischen Käufer und Verkäufer, den Besitzer wechselt, eine doppelte Natur hat: der einen Geschäftsstelle, nennen wir sie A, eine Ausgabe und der Geschäftsstelle, welche ihn erhält, nennen wir sie B, eine Einnahme ist, und nun einmal als Ausgabe und das zweite Mal als Einnahme in die Rechnungsbücher, somit doppelt eingetragen wird. Jedes kaufmännisch geführte Geschäft legt nämlich außer seinen es selbst angehenden Conten, wie z. B. Cassaconto oder Wechselconto, auf denen linksseitig die Einnahmen oder Zugänge, rechtsseitig die Ausgaben und Abgänge eingetragen werden, auch noch besondere Conten für die Geschäftsfreunde an.

Es liegt deshalb auf der Hand, daß, wenn jeder, auch der geringste Posten einmal als Einnahme, und

das andere Mal als Ausgabe in irgend einem der vielen Conten der Buchhalterei erscheint, die Summen der Einnahmen und die Summen der Ausgaben jederzeit übereinstimmen, d. h. bis auf den Pfennig gleich sein müssen.

Bei einer so großen Gesellschaft nun, wie der meinigen, die eigentlich eine dreifache oder dreieinige Feuer-, Lebens- und Transport-Versicherungsgesellschaft war, waren nun eine Unmenge solcher Conten. In der Hauptbuchhalterei flossen sie alle wie in einem Sammelbecken zusammen. Um so größer war die Freude, wenn nun auch hier am Jahresschluß, wo die Bilanz, (eine Gegenüberstellung von Guthaben und Besitzartikel einerseits und der Forderungeu dritter oder Schulden andrerseits) gezogen wird, Einnahme und Ausgabe bis auf den Pfennig übereinstimmten. Stimmen sie aber, wäre es selbst um einen Pfennig, nicht, dann erfordert es Ehre und Gewissen des Kaufmannes, daß nach der Ursache dieser Nichtübereinstimmung geforscht wird, und wenn Monate dazu nöthig wären, weil ein solch kleiner Fehler oft nur das Zeichen einer Krankheit im Körper der Buchhaltung ist, und man daraus folgert, daß, wo ein Fehler, auch mehrere, ja oft ein ganzer Rattenkönig von Fehlern sein kann.

Ich hatte nun das Unglück, daß dieser letztere Fall bei uns eintrat. Als diese unerfreuliche Thatsache festgestellt war, wandte sich der Oberbuchhalter, ein kleines verwachsenes Männchen, mir mit einem Blick in den großen Augen zu, wie (wenn ich mich eines so kräftigen Bildes bedienen darf) derjenige, mit welchem ein Ochse, der von dem Schlächter eben einen fürchterlichen Axthieb auf den Schädel erhalten hat, seinen Todschläger anstiert. Wochenlange Vergleichungsarbeiten schienen vergeblich gewesen zu sein. Doch was half es, der Missethäter mußte gefunden werden. Und

los ging die anscheinende Sisyphusarbeit. Der polypenartige Fehler wurde schließlich in allen seinen vielen Verzweigungen nach wochenlanger Arbeit entdeckt. — Es stimmte.

Achtung vor solcher Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit!

Nach gethaner Arbeit ist gut ruhn. —

Der Stamm der Thüringer ist lebens- und sangesfroh. Seine Vorbilder waren wohl die vielen Singvögel des Thüringer Waldes, die er, ein echt deutscher Zug, von ganzer Seele liebt. Der Thüringer ist gesellig und echt gemüthlich, so daß es dem Fremden leicht wird, Anschluß zu finden. Sobald es der Beruf erlaubt, die Sonne freundlich scheint, geht es hinaus in das Grün, in den nahen Steigerwald. Auch ich brach an schönen Sonntagen schon ganz früh auf, um in die Umgegend zu gelangen. O, wie war es sabbathlich, wenn Erfurt's volltöniges und schönes Glockenkonzert den Wanderer weithin begleitete! —

Außer weltberühmten Kunstgärtnereien und Samenhandlungen, spielen von alters her auch die Schuhmacher hier eine große Rolle. Ihnen zu Ehren feiert ganz Erfurt an einem Sommermontag, der grüne Montag genannt, ein großes Fest im nahen Steigerwald. Die Schuhmacherzunft hatte nämlich vor Zeiten sich einmal dadurch sehr verdient gemacht, daß sie, mit den Waffen in der Hand, Raubritter und Bedrücker städtischer Rechte erfolgreich bekämpfte und jene Rechte rettete. An solchem grünen Montag zieht dann Jung und Alt hinaus, um im schönen Wald sich bei Spiel, Sang, Klang und Trank gütlich zu thun.

Die Einwohnerschaft Erfurts war wohl zur Hälfte katholisch und zur Hälfte evangelisch, doch war das Einvernehmen beider Confessionen zu einander ein sehr gutes.

Einen lieblichen Eindruck machte es auf mich stets, wenn am 10. November, als am Geburtstage Luthers, die kleinen Kinder der Evangelischen bei beginnender Dunkelheit, mit brennenden bunten Papierlaternen in den Händchen durch die Straßen Erfurts zogen, und unablässig das Verslein sangen:

Ma-a-rtin, Ma-a-rtin,
Martin war ein braver Mann,
Zündet eure Lichter an,
Daß er oben sehen kann,
Was er unten hat gethan! —

An Winterabenden ging ich nach Beendigung meines Bureaudienstes und nach Ertheilung des Sprachunterrichts wohl zu einem kühlen Trunk nach einem Brauausschank in die E . . . . gasse, wo ein leichtes Bier aus gutem Hopfen und Malz verzapft wurde. Hier verkehrten ehrsame Bürger Erfurts, Beamte und Lehrer. Man schmauchte sein Pfeifchen oder rauchte Cigarren und wechselte gar gemüthlich manch gutes und launiges Wort. Unter ihnen war fast regelmäßig ein kernig gebauter, untersetzter Herr, den wir „Amtmann" titulirten. Seinen energischen Zügen im wohlgenährten Gesichte des mächtigen, von schon grauer Haarmähne umwallten Kopfes, sah man es an, daß ihm im Leben das Befehlen zur zweiten Natur geworden war. Er bestand fest auf vorgefaßten Meinungen, und ein Gedankenaustausch mit ihm endete meist in einem schrillen Ton. Und doch war er ein gern gesehener Gast, denn er war ein Meister auf dem Klavier. Und ein solches, und zwar ein gutes, sowie ein Harmonium standen in dem Gastzimmer. Er spielte nur klassische Stücke. Kam nun vollends ein höchst musikalischer Lehrer, mit dem er gern vierhändig spielte,

so hatten wir Anderen noch als Zugabe einen wirklich edlen Kunstgenuß.

Auch in diesem Kreise bildete die damalige preußische Politik Hauptgegenstand der Unterhaltung, doch die Mehrheit waren entschieden Gegner Bismarcks.

Das Jahr 1866 war herangekommen. Die Verhandlungen im Abgeordnetenhaus lieferten immer neuen Stoff der Verbitterung für Viele, da die Opposition allen Scharfsinn aufbot, die ohne Gesetz ins Leben gerufene Heeresverfassung zu bekämpfen. Zudem wurde Preußens Stellung zu Österreich kühler und allmählig gespannt. Daß nun gar Einzelne, welche von der Leipziger Messe kamen, Bismarck verspottende Zerrbilder und Hampelmänner mitbrachten, war ein gar trauriges Schauspiel für den Patrioten. Täglich erwartete man schon den Befehl zur Mobilmachung, da! — traf am 7. Mai noch spät Abends nach 11 Uhr unter uns, als wir in dem beschriebenen Kreise noch plaudernd bei einander saßen, die Nachricht ein von einem Attentat auf Bismarck, das ein Ferdinand Cohen, Stiefsohn des badischen Revolutionärs Carl Blind, verübt haben sollte. Alles fuhr erschrocken von den Sitzen auf. Spott und Scherz waren verschwunden, und erst als man vernahm, daß dieser Mordanfall glücklich verlaufen wäre, kehrte die Fassung wieder, aber die Geister waren plötzlich verändert. Man erkannte instinctiv, daß jetzt Bismarcks geniale Staatskunst unersetzlich war, und Vielen seiner bisherigen Gegner mag wohl die Schamröthe in das Gesicht gestiegen sein.

Die theilweise Aenderung der Volksstimmung erschien mir wie ein Sonnenstrahl, der durch das dunkle Gewölk am politischen Horizonte brach, zumal man gerade in Thüringen sich schwer bedrückt fühlte, jetzt, wo in nächster

Nähe Bruderstämme begannen, sich feindlich gegenüber zu stellen, und wo man über den Ausgang des kriegerischen Würfelspieles nicht ohne Sorge war.

Ein Weiser auf dem Dreifuß. Etwa um diese Zeit hatte ich mein Logis zum dritten Mal gewechselt. Ich war zu einem Zunftgenossen des heiligen Crispins gezogen, zu einem Mann, der mich schon längere Zeit hindurch interessirt hatte. Auf Spaziergängen war ich oft einem einsamen Wanderer begegnet, der im sauberen und gut kleidenden schwarzen Anzuge, einen Cylinder auf dem Haupte, manchmal mit auf dem Rücken zusammengelegten Händen, leicht und in gerader Haltung seines Weges ging, meist da, wo die wenigsten Menschen verkehrten. Hochblondes, welliges Haar quoll unter dem Cylinderhut hervor, unter dem ein durchgeistigtes, schon etwas faltiges Gesicht in die Welt lugte. Er fiel mir auf. Eines Tages grüßte ich ihn. Er dankte mit größter Grazie, und ich fragte ihn, damit ich ihn kennen lerne, um eine Auskunft. Ich erhielt sie kurz und treffend in einem hier ungewöhnlich schönen Hochdeutsch. Wir trafen uns von da ab oft an Sonntagen. Einst bat er mich, ihn zu besuchen, was ich auch that. Ich fand ihn auf einem Schusterdreifuß fleißig arbeitend. Er führte mich in sein Wohnzimmer, in dem es ungemein sauber und geschmackvoll aussah. Sein Frauchen schien alles gut im Stande zu halten. Ich hörte, daß ihr einziges Kind, ein Sohn, Theologe, außerhalb ein Amt bekleidete.

Es gefiel mir ungemein gut bei den Leuten und ich zog an des Sohnes Stelle zu ihnen und bin auch von ihnen bis zu meiner Verheirathung wie ein Sohn gehalten worden.

Wenn der Meister des Abends, umgeben von Gesellen und Burschen, jeder hinter einer Glaskugel, arbeitete, und ich, zu Hause geblieben, nach des Tages Arbeit ihn aufsuchte, war seine Freude groß; ja, sein faltenreiches Gesicht wurde, vor Freude strahlend, fast jugendlich glatt. Ob er gleich schon den Sechzigern nahe stand, zeigte sich kaum ein graues Haar in seiner Löwenmähne. Er war der Sohn ganz armer Eltern, die tief im Thüringer Walde gewohnt hatten. Man konnte die erhebendsten oder die alltäglichsten Dinge berühren, er sprach und antwortete über alles so klar und liebevoll, daß man diesen Mann der Einfalt lieben mußte. Und woher hatte dieser schlichte Mann eine solche für seinen Stand auffallende Bildung her? Aus derselben Stelle und Quelle, wo schon so Viele vor ihm sie gesogen haben und nach ihm saugen werden: aus — der heiligen Schrift. Geistesgaben, Anlagen finden sich in den ärmsten Ständen reich vertheilt; bekommt nun ein solch roher Diamant den geigneten Schliff, so bricht sich in ihm das Licht der Wahrheit in gar funkelnden Farben.

Wenn man bedenkt, mit welchem Ballast von Formelkram das junge Gehirn unserer Kinder in den Schulen, auf Kosten der zarten Körper, belastet wird, — mit welchen fertigen, oft gar noch nicht erwiesenen Lehrsätzen diese gefüttert werden, so kann man begreifen, warum das Meiste des eingepaukten Lehrstoffes gar nicht verdaut und daher vergessen wird. Es ist eben kein Appetit nach solchen Unverdaulichkeiten vorhanden. Wie seelenlos und ohne Wärme werden oft die Lehrsätze des ewigen Meisters gelehrt! Ist es da zu verwundern, wenn man in einem Synodalbericht, wo von Seelsorge in den Gefängnissen die Rede ist, Folgendes liest?

„Es zeigte sich häufig neben religiöser Unwissenheit,

die oft durch Eltern und Lehrer verschuldet war, das Bedürfniß nach Belehrung. Viele dankten dem Geistlichen bei den Zellenbesuchen für die Besprechung der zehn Gebote mit der Versicherung, wenn ihnen das früher so gesagt worden wäre, wären sie andere Menschen geworden."

Ist das nicht erschütternd? Und weiter heißt es:

„Der Besserung wirkt die große Willensschwachheit der jungen Leute entgegen. Als Grund der Verwahrlosung zeigt sich bei Eingehen auf die Vergangenheit der Betreffenden fast nie Verhinderung der Erziehung durch Noth, sondern durch Liederlichkeit des Vaters, Lasterhaftigkeit der Mutter und vor allem oberflächliches, mechanisches Arbeiten des Lehrers, der selbst weder Charakter noch Frömmigkeit besaß, noch solche zu bilden wußte."

Ist das nicht ein Beweis für das oben Gesagte?

Wie nun gar, wenn, „weil es die Eltern dazu haben", das Kind auch auf eine höhere Schule gehen muß, obwohl keine Anlagen und deshalb keine Neigung zum Studiren vorhanden sind? —

Im Mai 1866 erfolgte die Mobilmachung. Der Krieg stand vor der Thür. Auch ich bekam am 12. deff. Monats Ordre, mich beim General-Commando in Magdeburg zu melden.

Vierzehnter Abschnitt.

Auf dem General-Commando zu Magdeburg. (1866.)

Wieder tönte der Glocken herrliches volles Geläut über Erfurts Stadt und Auen, die Andächtigen zur Kirche rufend, als ich im Eisenbahnzuge nach Norden fuhr.

An den einzelnen Stationen entstiegen geputzte Ausflügler den Waggons. — Ob wir uns wiedersehen? Denn noch in diesem Jahre, hätte ein Prophet ihnen zurufen können, werden Krieg und Cholera Viele von uns hinwegraffen; aber zum Glück kennen wir alle die Zukunft nicht! —

Sonntag, Wonnemonat und — Krieg! Welche Gegensätze! Woher kommt denn Krieg und Streit? War nicht einst ein goldenenes, idyllisches, paradiesisches Zeitalter, in dem noch kein Blut weder von Menschen noch von Thieren vergossen wurde? Ach ja! — Aber es war nur von ganz kurzer Dauer! —

Wird diese Erde jemals aufhören ein Jammerthal zu sein? — Wird Kunst und Wissenschaft, äußerer Bildungsschliff die Menschen so veredeln, zu solchen waffenlosen Lämmern machen, daß sich auf Erden stets Friede und Gerechtigkeit einander begegnen werden? Ach nein, sie alle können die Sünde, der Leute Verderben, nicht aus der Welt schaffen; nicht hindern, daß Selbstsucht, Habsucht, Hochmuth, Lieblosigkeit, Haß und wie die schlimmen Früchte alle heißen, immer auf's Neue erwachsen. Es wäre ja dämonisch zu fragen: „Würden wir nicht wie Gott sein, wenn wir Alles wüßten und alle Aepfel vom

Baume der Erkenntnis gepflückt haben werden?“ Denn der Todt entstammt ja einer solchen Frucht. — Sind es nicht auch Früchte menschlichen Könnens und Wissens: jene Tod und Verderben sprühenden Feuerwaffen, Pulver und Dynamit?

Solche Gedanken bewegten mich unterwegs. Endlich tauchten die Thürme Magdeburgs am Horizont auf. — Jenes hohe Gebäude muß wohl der Dom sein, der inmitten eines Feuermeeres Zeuge war jener Mord- und Gräuelscenen, verübt von einer fanatischen Soldatesca die Schuldige mit den Unschuldigen dahin würgte. — „Zerstörung Magdeburgs!“ Nur zwei Worte und welcher geschichtliche Inhalt! — Welche Erschütterung rief es in der Kinder Gemüther hervor, wenn wir unter jenem Titel die Schilderung der Vernichtung von Bekennern evangelischen Glaubens lasen.

Wie riesige Fanale durchleuchten die Weltgeschichte jene Zerstörungen von Troja, Carthago, Jerusalem und Magdeburg!

Der Zug donnerte durch die Wälle der gewaltigen Festung, in deren Kasematten einst ein Trenck um seiner Liebe zu eines Königs Schwesterwillen lange geschmachtet hatte. Der Zug hielt. — Ich ging direct nach dem General-Kommando. — Das ist also Magdeburg, um dessentwillen einst Preußens unvergeßliche hohe Königin Louise von einem frechen Eroberer so viel und dazu vergeblich erdulden mußte! —

In dem Generalcommando-Gebäude herrschte ein buntes Treiben. — Hinein und heraus eilten nicht nur des Kriegsgottes mannigfaltig gekleidete Jünger, sondern auch die Boten des modernen Mercurs, Stephans. Ich

meldete mich bei dem mir angegebenen Generalstabsoffizier zum Dienst, von dem ich an ein kleines, hageres, schier eingetrocknetes Männchen gewiesen wurde, an den Registrator, an einen solcher Bureauwürmer, vor denen ich einst geflüchtet war.

Für heute wurde ich gnädigst entlassen. Mein Schein lautete auf — Quartier bei einer Korbmacherfamilie. Quartiere in Festungen bei Bürgern sind meist berüchtigt. Mit meinem schlechten Quartier hängt es wohl auch zusammen, daß ich eine Vorliebe für Magdeburg nicht fassen konnte; auch stand die Gemütsart des kalten, fast harten Magdeburgers zu sehr im Gegensatz zu dem gemüthlichen Thüringer. Wenn sowohl nach der inneren als äußeren Seite des Menschen eine Vererbung erwiesen ist, so müssen wohl bei den Bewohnern der Magdeburger Gegend, unter dem schweren Druck früherer Begebenheiten und der steten blutigen Kämpfe um das Dasein, die unwägbaren Stoffe des Volksgemüthes ein etwas zusammengeschlossenes, in sich gekehrtes, abweisendes Wesen erhalten haben. Hiermit erklärt es sich wohl, daß der Magdeburger das schöne Beiwort: „der grobe" erhalten hat; hoffentlich nicht in dem Sinne, daß, wo der Begriff fehlte, das Wort zur rechten Zeit sich eingestellt hätte.

Etwa vierzehn Tage betrug die Zeit der Mobilmachung. Zum ersten Male sollte die neue Heeresverfassung, welche zu bekämpfen die Gegner außerhalb und innerhalb des preußischen Abgeordnetenhauses allen Scharfsinn aufboten, die Probe ihrer Vorzüge bestehen, die ja vor allem darin bestehen sollte, die Landwehr möglichst im Lande zu behalten.

In Posen hatte ich 1859 das äußere Arbeiten der nach altem System in Bewegung gesetzten Kriegsmaschine gesehen; hier in einer Festung gleichen Ranges

sollte ich nun kennen lernen die inneren treibenden Kräfte der neuen Kriegsmaschine, sollte sie sehen: des Heerkörpers verbindende Sehnen, die ausführenden Muskeln, die leitenden Nerven; ja in einem Theil des preußischen Generalstabes, ein Nervenbündel aus dem Hirn des Großen Generalstabes, dessen geistige Ströme auf die königliche Willensäußerung hin den Heerkörper elektrisch durchzucken. Und dies alles, nachdem das Kriegsministerium die gewaltige lebende Maschine gebaut, bekleidet, armirt und ausgerüstet hatte und in den Organen seines General-Quartiermeisters zweckdienlich zu pflegen fortfährt.

Den einheitlichen Willen bekundete des Königs Majestät durch knappe, auf Quartbogen quer über des Bogens ganze Fläche geschriebene Cabinetsordres, die fast stets begannen mit den Worten: „Ich bestimme hiermit, daß ...“ Meist nur wenige Zeilen lang, enthielten sie kein Wort, ja keine Silbe zu viel oder zu wenig. Und war der letzte Punkt gesetzt, da erschien wie inmitten sich hinwälzender Wolken, auf denen Jupiter thront, der Namenszug: „Wilhelm“.

Während auf den Verfügungen des Großen Generalstabes die schnörkellos mit fester, kräftiger Hand gesetzte Unterschrift Moltke's den scharfen, klaren Kopf verrieth, schien Roon's geschlossene, feine, keine Durchbrechung duldende Unterschrift in dem hoch hinaufsteigenden R seines Namenzuges zu bekunden, daß alle seine Maaßnahmen nur einem hohen Ziele, Preußens Macht zustrebten.

Wir Federfuchser, stets geschäftig, wurden bald von dem einen, bald von dem anderen Generalstabsoffizier, oder von den, verschiedenen Waffengattungen angehörigen, Adjutanten verlangt zur Entgegennahme von Diktaten an.

die untergeordneten Truppentheile. Die so diktirten, bald kürzeren, bald längeren, aber immer knappen Befehle, welche meist begannen: „Seine Majestät haben befohlen“ wurden ohne Säumen mit autographischer Tinte klar zu Papier gebracht, dann auf Zinkplatten abgedruckt, und hiervon eine so große Anzahl Bogen abgezogen als die Truppentheile brauchten. Und so ging es rastlos alle Tage fort, oft bis in die Nacht hinein.

Der kommandirende General war von Schack, der aber wegen Krankheit das vierte Corps nicht in das Feld führen konnte; es sollte dies durch General von Fransecky geschehen. Der Chef des Generalstabes, von Stosch, machte sich schon zur Abreise fertig, um als Generalquartiermeister zu der vom Kronprinzen zu führenden Zweiten Armee zu stoßen. Ich glaube, es trifft zu, wenn man ihn nachmals geschildert hat, daß er „als eine rücksichtslose, harte, aber immer bestimmte und klare Natur dazu beigetragen habe, daß kein Opfer gescheut wurde, wo die Erreichung des Ziels Wagniß und Opfer bedingte.“

Die Mobilmachungszeit nahte ihrem Ende. Unabläßig folgten die klaren, bestimmten Befehle. — Magdeburg wimmelte von funkelnagelneu ausgerüsteten Truppen. Das vierte Armeecorps sollte mit Herzberg als Mittelpunkt Stellung nehmen als Theil der vom Prinzen Friedrich Carl befehligten 1. Armee, welche dann auch gegen Ende Mai rechts an der Elbe an der Nordgrenze Sachsens gesammelt, ihre Spitze bis unmittelbar an den von Schlesien nach Sachsen führenden Paß von Görlitz schob. —

An einem schönen Maienmorgen stand das 67. Regiment, das ich allein zu beobachten Zeit hatte, zum Abmarsch bereit. Wie zur Parade angezogen, war

es in glänzenden Linien auf dem großen Domplatze aufgestellt. Kernige Männergestalten! In welchem Pulstempo mögen wohl ihre Herzen schlagen, wenn sie an diejenigen denken, welche ihnen auf Erden die Liebsten sind. Der Ernst, der auf ihren Gesichtern und auf denen der Umstehenden lagerte und keinen fröhlichen Jubelmuth aufkommen ließ, er war berechtigt. Es bedurfte weiter keiner Worte! — Als Grundlage der Kraftentwickelung stehen zunächst 19 Millionen gegen 40 Millionen Einwohner sich einander gegenüber, denn Italien sollte ja seine Daseinsberechtigung als Staat erst erweisen. Doch die „Zündnadler", sofern sie auch ihre erste Waffenprobe bestehen, werden in etwas den Unterschied ausgleichen. —

„Stillgestanden" donnert das Commando des Obersten durch die Luft, die Gefühlsfäden zerschneidend, und im Nu steht eine leblose Mauer von Menschen kerzengrade vor uns. „Zum Kreise links und rechts schwenkt Marsch! Halt!" Eine kernige, kurze Ansprache folgt. Ein Hoch dem König! Ein Lebewohl der Heimath! und nachdem das Regiment in die Linienstellung zurückkommandirt ist, erschallt es weiter: „Stillgestanden, das Gewehr — über!" — „Rechts — um!" — „Bataillon — Marsch!" Und mit den Klängen des „Ich bin ein Preuße" — — ging es zur Stadt hinaus.

Landwehr übernahm den Dienst in der Festung. Zwei Berliner Bataillone, Zwanziger, waren auch dabei; ein lustiges Völkchen. Unsere breitdeckeligen Schirmmützen, mit einem großen Blechkreuz oberhalb des Mützenschildes angeheftet, machten uns durchaus der Landwehr ähnlich, wie wir sie von den Bildern aus dem Befreiungskriege 1813—15 her kannten. Ja damals war Begeisterung! — aber heute? —

Nun kamen bange Tage. — Wie Blei lag es in

den Gliedern der Zurückbleibenden; keine Fröhlichkeit wollte aufkommen. Der Himmel schien schwarz verhangen; Alles war still in der Politik, außer was im Geheimen gesponnen wurde. Der Richter der Völkergeschicke wird binnen Kurzem schwer wiegende Entscheidungen fällen. — Wie wird es einst auf Erden sein, wenn es volle Wahrheit wird: „Es werden Menschen verschmachten vor Furcht und vor Warten der Dinge, die da kommen sollen auf Erden; denn auch der Himmel Kräfte sich bewegen werden!"

Auch für den Deutschen Bund kam nun die verhängnißvolle Entscheidung. — Wen Gott verderben will, den schlägt er mit Blindheit. Das Elend der Kleinstaaterei lag für jeden Einsichtigen klar zu Tage, nur nicht für die von Deutschlands Feinden geschaffene Institution.

Am 14. Juni fielen die Würfel in der Bundes-Versammlung für die kriegerische Entscheidung. Schon am nächsten Tag erschien Preußens Ultimatum an die deutschen Gegner. Mit der folgenden Mitternacht fing die gölte, geschmierte, bis in das Kleinste revidirte Maschine ihre Thätigkeit an. Wie unter einem die Lande durchwirbelnden Cyclon fielen die Gerngrößen zu Boden. Der Telegraph hatte die alleinige Berichterstattung übernommen. Vieler Worte bedurfte es nicht, es redeten die Thaten. Wie in einen Taumel geräth man, ob all der wundersamen Mähren. — Preußen überall! — An der Klaue erkennt man den Löwen; der ja immer sonst so schwere Anfang ist gut, so scheint es. —

Als am 18. Juni des Königs Proclamation erscheint, beginnend mit den Worten: „Wohin wir in Deutschland schauen, sind wir von Feinden umgeben, deren Kampfgeschrei ist: „Erniedrigung Preußens", will

sie Manchem beinahe als post festum nach Westen hin erschienen bedünken, wo doch mit „affenähnlicher Schnelligkeit“ eine Aufräumung der Feinde stattfand. Gerade nach dieser Seite und nach Süden war aber Preußen's schwächste Seite, denn disponibel waren nur einige Truppen, die noch in Schleswig-Holstein, in Westfalen und bei Wetzlar standen. Bei diesem Orte sollten sich die aus Frankfurt und den Bundesfestungen (also auch meine Luxemburger Freunde) concentriren.

Die nächste Aufgabe bestand nun darin, die unruhig hin und her manöverirenden Hannoveraner abzufangen. Die Meldungen über ihr Eintreffen kamen bald von dieser, bald von jener Stadt.

Eines Nachts, etwa vier bis fünf Tage vor der Schlacht von Langensalza, wurden auch die beiden Landwehrbataillone der Zwanziger in Magdeburg alarmirt, um bei dem Einfangen unserer Nachbarn thätig zu sein.

Am 25. Juni goß die Nachricht von der Tags vorher von den Italienern verlorenen Schlacht bei Custozza etwas Wermuth in den Freudenwein. Am gleichen Tage rückte der „rothe Prinz“ Friedrich Carl mit seiner Ersten Armee über die Grenze Böhmens, um durch die gefährlichen Engpässe vorzurücken.

Wie ein aufdrieselnder Strumpf rissen nun die Nachrichten von allen Kriegstheatern, die auf den Streifenrollen der Telegraphenämter einliefen, gar nicht mehr ab. Gefechte der Ersten Armee bei Podol, Münchengrätz und Gitschin, und ebenso siegreiche Gefechte der Zweiten Armee bei Trautenau, Nachod, Skalitz, Schweinschädel und Königinhof. Die Schürzung des Knotens im Weltendrama wurde auch dem Laien erkennbarer.

Am 29. Juni traf bei uns die Nachricht ein, daß es am Morgen dieses Tages zum Abschluß einer für beide Theile ehrenden Capitulation mit den Hannoveranern gekommen sei. Die Schlacht von Langensalza, bei der sich gerade die von Magdeburg ausgerückten zwei Berliner Landwehrbataillone trefflich gehalten, war eine verhältnißmäßig mörderische, wie mir die Landwehrleute erzählten. Sie waren aber des Lobes voll über die Tapferkeit und Tüchtigkeit der Hannoveraner, namentlich der Kavallerie, und das Mitleid darüber, daß das Leben so vieler Braven aus Starrsinn eines verblendeten Königs hatte nutzlos geopfert werden müssen, war allseitig. „Nun, kommt die Zeit einmal," hieß es, „daß wir später Schulter an Schulter gegen einen gemeinsamen Feind kämpfen, so kennen wir unsere Mannestugenden gegenseitig schon ein wenig."

Am gleichen Tage, am 29. Juni, reiste König Wilhelm, begleitet von seinen Paladinen Bismarck, Moltke und Roon, von Berlin zur Armee in Böhmen. „Jetzt wird es wohl entscheidende Schläge geben", dachten wir.

Von Langensalza kehrten zwei Tage später unsere braven Zwanziger nach Magdeburg zurück. Viele noch mit verbundenen Köpfen, eingehenkten Armen, bewickelten Händen, mit verbogenen Bojonnetten. Die große Feststraße Magdeburgs, durch welche sie zogen, war voller Menschen, auf der Straße, an den Fenstern, ja auf den Dächern. Es war Rosenmonat und Tausende dieser Blumen wurden von den Damen, die tapferen Männer begrüßend, auf diese förmlich geschüttet.

Preußens Stern, und mit ihm Deutschlands, stieg empor.

„Große Schlacht — glänzender Sieg der Preußen bei Sadowa-Königgrätz!"

Lieder rauscht in Dythyramben
Die Entscheidung ist erfolgt!

Die Spannung der Gemüther hatte sich gelöst in einem überschwänglichen Jubel des Volkes.

Mein Landwehr-Regiment, Einunddreißiger, war inzwischen zur Besetzung Sachsens verwendet worden; auch war der in Magdeburg zurückgebliebene General von Schack als General-Gouverneur für das Königreich Sachsen nach Dresden abgegangen und hatte sich von dem Linienstabe verschiedene Leute mitgenommen, unter anderen auch einen Unteroffizier vom Thür. Linien-Regiment Nr. 31, mit dem ich auf dem General-Commando mich immer gut gestanden hatte. Mein einunddreißiger Kamerad versprach mir, ehe er selbst als Registrator nach Dresden ging, mich bald zu sich zu nehmen. Der Registrator in Magdeburg war von Niemandem geliebt. Auch gefiel es mir gar nicht mehr in Magdeburg. Um nun von hier wegzukommen, ohne dem mißgünstigen Registrator etwas merken zu lassen, mußte ich mich einer Kriegslist bedienen: ich meldete mich: zu meinem Regiment, das in Dresden stand, zurückkehren zu dürfen. Der stellvertretende Generalstabschef, bei dem ich meine Meldung anbrachte, bewilligte nun meine Bitte zum großen Aerger des Büreauwurms, und froh und vergnügt schied ich am 22. Juli aus Magdeburgs Mauern, innerhalb deren ich noch die Besetzung Frankfurts durch Vogel v. Falckenstein am 16. Juli, die von Darmstadt am 20. Juli, sowie die Nachricht erfuhr, daß die Preußen an diesem Tage die Donau, die Thürme Wiens und Preßburgs zu Gesicht bekommen hätten. Damit auch ein Dämpfer für Uebermuth nicht fehle, kündete ein Tele-

gramm den glänzenden Sieg, den der österreichische Admiral Tegetthoff über die italienische Seemacht davon getragen hatte. Wir hatten also in Italien gerade keinen glücklichen Bundesgenossen gewonnen. Auch in Zukunft wird das Wort: „Selbst ist der Mann" uns nicht von Schaden sein.

Fünfzehnter Abschnitt.

Beim Höchstkommandirenden im Königreich Sachsen.

Nachdem ich mir Leipzig etwas näher angesehen hatte, das mit der preußischen Besatzung ganz heimathlich aussah, „Leipziger Lerchen" geprobt hatte, und im „Auerbach's Keller" gewesen war, fuhr ich — nach Dresden.

Dresden ist und bleibt eine Perle Deutschlands. Seine herrliche Lage inmitten eines Hügelkreises, an dem schönen Elbstrom, entzückte mich. Indem ich munter fürbaß schritt, vorbei an den hübsch und zierlich in Gärten gebauten, villenartigen Häusern, tauchte vor mir, in schönen, architectonischen Linien sich vom Horizonte abhebend, das Panorama der öffentlichen Gebäude von Elbflorenz auf, mit amphitheatralisch dahinter gelagerten Höhen: ein überraschendes Gesammtbild! — Meine Kameraden, die treuherzigen Thüringer Landwehrleute, ergingen sich hier schon, als ob sie zu Hause wären. —

Ehe ich nun die monumentale, prächtige Elbbrücke, die blinder Eifer beinahe vor 4 Wochen gleichfalls zwecklos in die Luft gesprengt hätte, betrat, sah ich mir noch das massige, in schönen Verhältnissen gegossene Reiter-

denkmal August des Starken an. Wer weiß, welchen Verlauf die deutsche Geschichte genommen hätte, wenn ihm nicht 1697 ein Königreich, und war es selbst ein polnisches, einer Messe werth gewesen wäre. Luther, der hier so große Geister für seine Sache fand, muß sich dabei wohl im Grabe umgedreht haben. In sinnlichen, rauschenden Ergötzungen hat der Polen König dann wohl Vergessen einer solchen Handlungsweise gesucht.

Mit meinem Kameraden aus Magdeburg hatte ich im Briefwechsel gestanden, und er mich ersucht, bei ihm im Hotel Bellevue, daß so herrlich am Elbstrande liegt, abzusteigen, noch ehe ich mich bei meinem Regiment zurückmeldete; ein Parolebefehl des General-Gouvernements würde ergehen, daß ich sofort nach den Bureaux desselben abkommandirt würde. Das war denn auch der Fall. Als nunmehriges Glied des Stabes erhielt ich gleichfalls Quartier in dem Hotel. Die Verflegung, die in Magdeburg so sehr mangelhaft war, ließ hier nichts zu wünschen übrig. Der Chef des hiesigen Generalstabes war der spätere Director der Berliner Kriegsakademie, Oberstlieutenant von Flatow, ein ungemein liebenswürdiger Herr, wie ja denn überhaupt die Herren Generalstabsoffiziere, von ihrer wissenschaftlichen Bildung ganz abgesehen, vollendete Gentlemen auch ihren Untergebenen gegenüber waren. Das Arbeiten unter solchen Männern wird zur Lust; während es zur Last wird, — wie ich dies oft im Leben erfahren habe, — wenn man es mit aufgeblasenen Fröschen zu thun hat.

Der Höherstehende vergiebt sich nichts, und der Unterstehende, Niedrige, rechnet ein freundliches Wort, von höheren Stellen ausgehend, grade ungemein hoch an, und die schöne Rede, „daß man mehr auf gute Behandlung als auf Lohn sieht“, ist nicht von ungefähr entstanden.

Die gegenwärtige Entwickelung der socialen Frage hat deshalb ein so haßerfülltes Gesicht erhalten, weil man nicht Liebe ernten kann, wo man keine gesät hat. —

Ein zweiter Offizier beim Stabe war ein Rittmeister der Landwehr-Kürassiere, ein Graf v. d. A. F., gleichfalls einer der liebenswürdigsten Edelleute, die ich kennen gelernt habe.

Ein dritter Offizier, ein noch junger Premierlieutenant vom Ingenieurcorps, war eine stille, in sich gekehrte Natur. Aber ein damals auffallendes Ordensband, des Ordens pour le mérite mit Schwertern, das um seinen Hals hing, ließ vermuthen, daß er irgend eine Heldenthat vollbracht hatte; wie ich später hörte, soll er denn in der That bei der Erstürmung der Düppeler Schanzen einer der Ersten in den Verschanzungen des Feindes gewesen sein.

Dem General-Gouvernement war außerdem noch ein Oberst des Ingenieurcorps attachirt, der den Befehl hatte, das schöne Dresden mit einem Kranze von Verschanzungen zu umziehen, da man ja immer noch nicht wissen konnte, welche Wendung das kriegerische Spiel nahm; denn die Nation, die an der Spitze der Civilisation damals zu marschiren vorgab, steckte ihre Nase bereits bedenklich tief in eine Sache, die sie gar nichts anging.

Unsere Bureaux lagen zu ebener Erde im Hotel, vor uns die Elbbrücke und der schöne Schloßplatz mit der prächtigen Frauenkirche, dem Opernhause und dem Denkmal Maria von Webers.

In dem großen Hotel war ein ungemein lebhaftes, ja kriegerisches Getriebe. Ueber Dresden kamen und gingen die Couriere nach und von den Kriegstheatern unaufhörlich. Alle Augenblicke fuhren neue Gäste des

Hotels vor, meistens ohne erst auszusteigen, wenn ihnen der forsche, feiste Portier, der stets seine gelbumbordete Dienstmütze verwegen auf das linke Ohr gestülpt hatte, in irgend einer Sprache entgegenrief: „Alles besetzt.“ Er war Preuße und, obwohl nie Soldat gewesen, ein leidenschaftlicher Freund der Soldaten.

Eines Tages, erzählte er mir in trauter Feierstunde, habe er bald nach dem 15. Juni kurz vor 12 Uhr mittags vor der Hotelthür gestanden, als er den Schall trabender Pferde in der Ferne vernahm. Er habe gestutzt, da — es war bald 12 Uhr — wäre eine flinke Husaren-Patrouille von Westen, bald darauf eine zweite von Osten, eine dritte von Norden und eine vierte vom Süden her angetrabt, um sich gemüthlich um Punkt 12 Uhr auf der Elbbrücke zu begrüßen. Sie hätten einfach als Erste Dresden besetzt. —

Ferner sei an einem späteren Tage von der Neustadt her Gardelandwehr, die zum Reservecorps unter General von der Mülbe gehörte, über die Elbbrücke gerückt, in der die Männer eine solche ungewöhnliche Größe und Stärke gehabt hätten, daß die übergenommenen Gewehre schier wie Streichhölzer ausgesehen, und Alt und Jung der umstehenden Gaffer Maul und Nase aufgerissen hätten.

Ein stets geselliger, aufmerksamer Mann, hat er beim Friedensschluß das Allgemeine Ehrenzeichen bekommen, worüber er sich königlich gefreut hat.

Der Wirth, der Besitzer des Hotels, gleichfalls ein Preuße, schlank von Statur, graziös und gewandt, verrieth auf den ersten Blick, daß er die Welt kannte nnd in ihr zu verkehren wußte. Sein Anzug von Kopf bis zu Fuß war tadellos, seine Wäsche blendendweiß.

Nie anders als mit Cylinder auf dem Haupte habe ich ihn herumgehen sehen. Und dieser Hut, spielte im Haushalt der feinen Herberge eine gar große Rolle. Das Grüßen des Wirthes war immer zierlich; aber an der Art, wie und wie hoch und dann wieder bis zu welcher Tiefe er den Hut, den Gast begrüßend, hob oder senkte, erkannte Jedermann im Hause: Portier, Oberkellner, der Kellner, Hausmädchen, bis herunter zu den Hausknechten, was die Glocke geschlagen hatte. Das Fallen und Steigen der Quecksilbersäule im Thermometer kann für den Luftschifffahrer oder Wetterbeobachter keine größere Rolle gespielt haben, als das stufenweise Lüften oder Senken dieser „Angströhre“. Meine helle Freude habe ich so manches Mal gehabt auf meinem Beobachtungsposten am Fenster.

Ein Graf war ja schon ein gewöhnlicher Mensch in einem Hotel, wo Kommen und Gehen regierender und nicht mehr regierender Fürsten, sogar depossedirter, keine Seltenheit war. Zu den letzteren gehörte, damit ich dieses Vorkommniß hier gleich vorweg nehme, Hessens Kurfürst a. D., der nach erfolgtem Friedensschluß und Einverleibung Kurhessens in Preußen, etwa am 20. August, von Stettin, wohin man ihn am 23. Juni als Gefangenen gebracht, nebst einem großen Hofstaat im Hotel eintraf, um weiter nach Oesterreich seines Weges zu ziehen. In seiner Gesellschaft fand sich auch seine Gemahlin, eine hohe, stattliche Frau, neben welcher der kleine Kurfürst mit seinem fast huschenden Gange verschwand. Eines Tages sah ich zum Fenster des Hotels nach dem Karl Maria v. Weber-Denkmal hinaus, als ich das Fürstenpaar am Denkmal stehen bleiben sah. Nach einer Weile ging die Dame weiter, ohne daß der Kurfürst, welcher noch etwas am Denkmal studierte, folgte. Als er ihr zu lange zurück blieb, winkte sie ihn energisch

zu sich, worauf er fast trippelnd nacheilte. Das sah aus wie etwas Pantoffelregiment!

„Die Weltgeschichte ist das Weltgericht“ dichtete einst Schiller. Schwebte ihm dabei vor, daß Gott die Sünden der Väter an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied strafen will, und die, so ihn lieben und seine Gebote halten, segnen will bis in das tausendste Glied? In Cassel stand, nebenbei bemerkt, ein Standbild des Landgrafen Friedrich II., von den Ständen dieses Fürsten noch bei seinen Lebzeiten errichtet. Die Inschrift der Vorderseite lautete: „Frederico II patria.“ Ist es nicht derselbe, der aus seinem Lande 12000 Landeskinder nach Amerika an die Engländer für 22 Millionen Thaler verkauft hat? Mit Bezug auf ihn schreibt W. Pembroke Fetridge in Harpers Handbook: „whose memory is universally detested by all freemen of the Western World.“

Mit den Nachkommen jener hessischen Landeskinder habe ich 10 Jahre nach 1866, als Consulatsbeamter, viele Jahre hindurch amtlich zu thun gehabt, als es sich darum handelte, Verwandte hier ausfindig zu machen, u. s. w.

In dem genannten Hotel hatte auch der Preußische Civil-Commissarius für das Königreich Sachsen, Herr v. Wurmb, der spätere Polizeipräsident von Berlin, seinen Sitz aufgeschlagen. Er wird mir ein unvergeßlicher Herr bleiben. Von Wuchs war er ein Hüne, von Figur ein Apoll, gesund und frisch, mit höchst verbindlichem Wesen und leutselig wie Wenige. Jedermann hatte ihn gern und auch gern mit ihm zu thun.

Ein Krieg hat nun einmal seine Schattenseiten und wenn er selbst von der linden Form, wie der in Sachsen geführte, war. Der Feind im Lande mußte ernährt werden; und die eigenen Truppen außerhalb des Landes

durften auch keine Noth leiden. Der Sieger sieht zu, daß er so viel wie möglich aus dem besetzten Lande herausschlägt. Da mag denn doch die Last für die Väter der verschiedenen Städte Sachsens manchmal unerträglich geworden sein; häufig erschienen denn auch Abgesandte der Städte, eine Herabsetzung der verlangten Contributionen zu erwirken.

An Ausländern und Zeitungsberichterstattern war auch kein Mangel bei uns. Das Zündnadelgewehr, das solche Wunder verrichtet haben sollte, blieb der Gegenstand unverminderten Interesses der Ankömmlinge. In dem Speisesaale, wo wir Leute vom Unterstabe dinirten, aßen auch die aus aller Herren Länder stammenden, sprachkundigen Privat-Couriere. Es war mir oft ergötzlich, anzuhören, wie Italiener und Franzosen an einander geriethen. Die Letzteren konnten sich gar nicht in ihre neue Lage finden, nicht mehr die Nation zu sein, die allein die „gloire" gepachtet habe. Diese Art von Leuten wechselte oft. Nachdem ich mich an die Aussprache des Italienischen gewöhnt hatte, verstand ich auf Grund des Lateinischen gar Manches, so schnell auch die Zungen der hitzigen Südländer arbeiteten. Meist fing die Unterhaltung bei ihnen auf französisch an. Wenn sie sich ziemlich weit vorgewagt hatten, warf ich nur aus Scherz einen kurzen Satz dazwischen, daß sie zusammenfuhren, aus Furcht, es könnten unbedachte Worte in Kriegszeiten, wo die gesammte Macht in den Händen des Siegers liegt, kurzer Hand geahndet werden.

Bedenklich war das Eintreffen von Personen, die vor der Cholera, welche nach der Schlacht von Königgrätz aufgetreten war, flohen. Woher sie kamen, konnte der Hotelwirth bei ihrer Ankunft, die scheinbar oft aus ganz cholerafreien Richtungen erfolgte, nicht immer gleich

wissen. Erst die Poststempel auf den regelmäßig eingehenden Briefen spielten die Verräther. Insonderheit lieferte Breslau viele Flüchtlinge, meist den höheren Ständen angehörige Damen, deren Männer wohl auch eingezogen sein mochten.

Es bleibt bemerkenswerth, daß meines Wissens Dresden von der Seuche verschont blieb, obwohl nach dem großen Hotel, in welchem wir Monate lang wohnten, viele Verbindungen von und nach dem österreichischen Kriegsschauplatz und anderen verseuchten Städten, u. a. auch Erfurt, bestanden.

Viele heitere Stunden bereitete mir die stille Beobachtung der Einwohner Dresdens, namentlich an viel besuchten öffentlichen Plätzen. Eine dem Zuhörer ungewohnte Mundart hört sich immer komisch an, nun aber vollends diejenige unserer lieben, freundlichen Sachsen. Manches jener zufällig belauschten Gespräche hätte verdient, verewigt zu werden. Daß der Stand der Dinge in Deutschland wie bisher nicht bleiben könne, war ihnen wohl allen klar. Nur der Selbsterhaltungstrieb in einer Stadt, deren Nahrung so abhängig von dem Leben am Hofe war, mochte Viele gehindert haben, sich offen zur Wahrheit zu bekennen, was doch bei einer Wiederherstellung des vorigen Standes der Dinge sehr gefährlich gewesen wäre. —

„Mir wäre Se wohl nunne ä Genig von Deitschland griege?“ hörte ich eines Tages ein Männlein muthig äußern.

„Ach, nu libber goar!“ meinte der Andere, „wenn schonne, do misse mir a deitsche Gaiser griege!“

Von den „Breiße“ sprachen sie wohl weniger, so lange sie eine Uniform derselben in der Nähe sahen.

Die im Hotel ausliegenden Zeitungen, deutsche wie ausländische, waren für mich eine ständige Fundgrube von Betrachtungen über die Anschauungen der verschiedenen Gegenden und Länder. In Deutschland war bei denen, die gegen uns fochten, eine trübe Stimmung eingekehrt; die Friedensverhandlungen gingen nur langsam von statten und zur Weiterführung des Krieges war wenig Lust vorhanden.

Durch die plötzlichen Schläge der wie ein elektrischer Strom wirkenden Preußischen Erfolge schienen die bis dahin starren, schwer lenksamen Theile des aufgelösten deutschen Bundes wie zu einem Metallbrei zerschmolzen, der nur der Hand des kundigen Meisters harrte, um als Glockenspeise zur Gießung des hehren Bildnisses der Germania verwendet zu werden. Die kalten Strömungen aber, die von West und auch von Osten bliesen, mäßigten die Schmelzgrade dieser Flüssigkeit, von der ein Theil noch flüssig genug blieb, um wenigstens einen Torso, den Norddeutschen Bund, zu bilden.

Es zeugt von Bismarcks staatsmännischer Weisheit, daß er die nationalen Imponderabilien auch der Südstaaten schnell benutzte, um geheime Schutz- und Trutzverträge mit ihnen zu schließen, ehe sich der wankelmüthige Napoleon aus seinen Träumen aufraffte, seinen Schreihälsen den unersättlichen Hals mit einem Stück Deutschland zu stopfen.

Preußen konnte zur Consolidirung seines Staatskörpers der Einverleibung der zwischen seinen westlich und östlich gelegenen Bruchstücken Hannover, Kurhessen, Nassau und Frankfurt nicht entbehren. Das Schicksal dieser Staaten war demnach unabwendbar. Wenn aber gleiches Kriegsrecht für alle bestand, so war nicht einzusehen, warum nicht auch Sachsen, das im Laufe der Geschichte,

trotz seiner herzähnlichen Lage in Deutschland, seine nationale Aufgabe im Vaterlande vernachlässigt hatte, mindestens das Schicksal Hannovers theilen sollte. In den oberen Regionen der Politik walteten denn auch in der That zwei einander entgegen und neben einander laufende Strömungen.

Derer war kein Mangel, die ernstlich an eine Einverleibung auch Sachsens glaubten; Viele, welche die Leistungen Preußens bewunderten, hätten nicht gemurrt, wenn Sachsen nach Schillers Wort:

Immer strebe zum Ganzen, und kannst du selber kein Ganzes
Werden: als dienendes Glied schließ an ein Ganzes dich an!

eingegliedert worden wäre. Ja, die Begeisterung hatte sogar Böhmen erfaßt. Unter vier Augen hat es mir mancher Böhme gestanden: er wünschte in ein strammes Staatswesen aufgenommen zu werden.

In jenen Tagen war es, wo ich häufig an das Bett des erkrankten General-Gouverneurs treten mußte, damit er Berichte an den König oder an Bismarck unterschriebe. Bei diesen hin- und hergehenden Correspondenzen sah ich zum ersten Mal Bismarcks Schrift. Heutzutage kennt sie Jeder, sei es in Urschrift, sei es im Abklatsch. Sie ist eigenartig, zeigt Gedrungenheit bei Klarheit, Eigenschaften, welche ja auch ein großer Vorzug seines Styles sind. Deutsch ist der Mann, wie seine Schrift. Er ist ein Feind des in die Längeziehens; aber tief in das Wesen der Dinge eindringend, fährt sein Federzug in die Tiefe, um im nächsten Augenblick im kühnen Adlerfluge auf die Höhe zu fahren. Ein Ritter durch und durch; denn wie der Igel in Kampfesstellung, ist seine Schrift allseitig ausstrahlend in Stacheln; allen Angriffen gegenüber erscheint und ist er ein gewappneter Mann, ein Ritter ohne Tadel, ein Paladin seines Königs!

Lust und Leid, Weh und Wonne, Tag und Nacht, Berg und Thal: variatio delectat. Es kann ja nicht immer so bleiben, hier unter dem wechselnden Mond. Wechseln doch selbst im dauernden Glück oder Unglück die Stimmungen. Launen nennt man sie. Mond und Laune, wer denkt noch daran, daß sie ehemals dasselbe bedeuteten: Luna, der Mond, der wechselnde.

Wenn der Kriegsgott herrscht, kommen die Musen zu kurz. Doch Mars war ob seinem Glücke gnädig, und die Kunst brauchte nicht mehr zu betteln: das bisher geschlossene Opernhaus wurde, als holder Friede von fern winkte, eröffnet. Herr von Str. ließ Thalia und Terpsichore — mit Genehmigung des General-Gouverneurs — wieder ihrer hehren Aemter walten.

Als Glied des „Vice-Königthums" hatte ich natürlich Abend für Abend freien Zutritt. Nur klassische Opern kamen zur Aufführung, welche Sieger wie Besiegte auf einen neutralen Boden führten. Das Schöne stammt ja aus der Ewigkeit, es ist göttlich, es versöhnt die Gegensätze hienieden dadurch, daß es die irdischen Querköpfe erhebt zu höherer Einheit, zu edlem Einklang.

Privater Vorfriede zwischen Oesterreichern, Preußen und Sachsen.

In weißen Uniformen wanderten geheilte österreichische, in blauen sächsische Soldaten in Dresden umher. Eines Abends schlenderte ich durch Dresdens Straßen und verlief mich in einen zu ebener Erde gelegenen, Tausende fassenden Tunnel oder Volkskeller, welcher kaum eher als vor Beginn des Feldzuges eröffnet sein konnte.

Die weithin sich dehnenden Räume waren so besetzt, daß kein Apfel zur Erde konnte. Inmitten des Lokals ließ ich mich auf einen frei werdenden Stuhl nieder und beobachtete das Treiben. Angesichts der österreichischen und sächsischen Uniformen dachte ich darüber nach, wie das Kriegsgeschick wohl anders hätte entscheiden können, als es jetzt zu Tage lag. Ich dachte zurück an alle die hinter mir liegenden Erlebnisse, wie ich sie weiter oben geschildert habe. Soll Kampf und Zwietracht weiter unser Volk zerfleischen? Wie der Stein in das Wasser geworfen, erst enge und dann immer weitere Kreise zieht, so kann ein gutes Wort, gesagt zu rechter Zeit und am rechten Ort, wirken, auch wenn die Kraft des Einzelnen klein ist. Aus vielen Einzelheiten bildet sich das Ganze. Die Umgebung um mich, einen Preußen, schien förmlich einzufrieren. Und ich wollte mich doch freuen mit den Fröhlichen!

Ich ließ mir ein frisches Glas Bier geben und ging, dieses in der Hand, stracks an einen der nächsten Tische, wo kameradschaftlich ein Oesterreicher und ein Sachse (in Uniform) zusammensaßen. Ich stieß an mit ihnen und sagte laut: Prosit, Kameraden! Darob allgemeines Erstaunen in dem großen Lokale. Beim Anstoßen hatten sich die Soldaten erhoben; ich klopfte kräftig auf den Tisch, nahm den Oesterreicher zur Linken, den Sachsen zur Rechten und, von Gefühlen übermannt, redete ich zur lautlos gewordenen Menge etwa Folgendes:

„Meine Herren und Damen! Eine höhere Macht hat über der Völker Geschicke entschieden. Wir Einzelnen haben uns dem Urtheil zu fügen. Wir alle glauben, Jeder an seiner Stelle, seine Schuldigkeit gethan zu haben. Aber wünschen können wir, daß wir in Zukunft nicht mehr gegenseitig unsere Kraft

verbluten lassen, damit das Ausland den schadenfrohen Zuschauer bilde. Wir wollen hoffen, daß wir in Zukunft vereint gegen einen gemeinsamen Feind uns wenden, daß Deutschland einig und Oesterreich mit ihm vereint, sich bemühen, den Segen des Friedens uns und unseren Nachkommen zu wahren. Darauf erhebe ich mein Glas und stoße an hier mit den Vertretern Oesterreichs und Sachsens auf Friede und herzliche Einigkeit!"

Bewegt hatten schon die Meisten sich von den Sitzen erhoben, und als ich geendet und das Hoch vorschlug, hatte eine Begeisterung ohne Gleichen die große Versammlung erfaßt; schmetternd begleitete die Capelle die Hochs. Von allen Seiten kam man mir entgegen, mit mir anzustoßen.

An Stelle des erkrankten General-Gouverneurs von Schack war General v. Tümpling mit dem Titel „Höchstkommandirender im Königreich Sachsen" getreten. Die 5. Division unter dem Befehl dieses Generals war bei Gitschin sehr wacker gewesen und hatte das Verdienst, etwa drei österreichische und eine sächsische Brigade von einem an starken Positionen reichen Schlachtfelde verdrängt zu haben. 14 Tausend standen gegen 22 Tausend Mann. Ihr wackerer Führer war in den letzten Stadien, wenn auch nicht lebensgefährlich, doch so verwundet worden, daß er zu fernerem Dienste im Felde unfähig wurde. Es war eine sympathische Erscheinung von hohem Wuchs und blühendem Aussehen. Wenn ich des Morgens die Post ihm überbrachte, fand ich häufig Bibel und Gesangbuch noch aufgeschlagen auf seinem Pulte. —

Am 23. August wurde der Friede zu Prag geschlossen und König Wilhelm, nach Berlin zurückgekehrt, verlangte in seiner hochherzigen Weise von der innerlich überwundenen Kammer Idemnität für eine Heeresverfassung, die er doch zum Wohle des Vaterlandes geschaffen und mit aller Kraft aufrecht erhalten hatte.

Die Rückkehr des Königs von Sachsen aus Oesterreich hatte nach dem Friedensschluß stattgefunden, auch die sächsischen Truppen waren wieder eingerückt. Eine Galavorstellung im Opernhause fand statt, wo ich zum ersten Mal Gelegenheit hatte, den König Johann und den Kronprinzen Albert mit seiner hohen Gemahlin, das jetzige Königspaar, zu sehen. Welche Gefühle mögen sie angesichts der Wandlung der Dinge bewegt haben!

Sechszehnter Abschnitt.

In Erfurt.

Vom Höchstkommandirenden in Dresden kehrte ich erst im Dezember 1866 nach Erfurt zurück. Tiefe Trauer herrschte hier ob den Verlusten, die Cholera in der Stadt und der Feldzug den Truppen, welche unter dem Befehle des Generals von Horn an schwierigen Stellen Böhmens gefochten, zugefügt hatten.

Erfurt besaß zu jener Zeit noch keine Canalisation. Die tiefe Lage der Stadt, deren Grund und Boden von den Abfallsstoffen aus vieler Menschengeschlechter Zeit durchsickert sein mochte, schien einen guten Nährboden für die Keime dieser ansteckenden Krankheit abgegeben zu haben; denn es war kein Geringerer als Prof. Petten-

kofer zu München, der Durchseuchungen des Bodens als Hauptursache der Anziehung des asiatischen Gastes bezeichnete.

Die Gedrücktheit, welche ich hier vorfand, die Wiederaufnahme meiner alten schlichten Thätigkeit, ließ mich lebhaft den Gegensatz zwischen jetzt und vorhin empfinden. Doch mit dem auffrischenden Zuspruch meines Schuster-Philosophen kam ich wieder in das gewohnte Geleis. Auch gab es unter meinen Freunden in der E . . . . gasse viel zu erzählen von den Geschichten, die da geschehen waren. Zwischen Erinnerung und Hoffnung bewegt sich ja überhaupt unser Leben hin.

Was wird nun werden? So unfertig kann doch Deutschland nicht bleiben? war jetzt das Gesprächsthema, da ja keiner wußte, was Bismarck schon wußte, zufolge der Vertragsschlüsse mit den süddeutschen Staaten.

Wie im Angedenken an die vielen letzten Opfer des Todes hatte einer jener Genossen der Tafelrunde, ein Freund von Erfurt's Alterthümern, einen ehemaligen „Todtentanzcyclus“ wieder geordnet. Unweit des Hauses, in dem mein Meister wohnte, befand sich das frühere Augustinerkloster mit Luthers Zelle. Auf dem Boden dieses Gebäudes, das jetzt ein Waisenhaus ist, hatte mein Alterthumsforscher unter allerlei Gerümpel versteckt eine Reihe von Bildern gefunden, einen „Todtentanz“, wie sie viele Städte im Mittelalter zur Ermahnung für das lebende Geschlecht aufstellen ließen. In einem Klostersaale gothischer Bauart hatte er den Cyclus aufs neue geordnet. Durch diesen Fund wurde er bewogen, die hier und da zerstreut vorhandenen Denkwürdigkeiten aus der Vorzeit gleichfalls in demselben Saale sinnreich unterzubringen.

Der Winter verging in gewohnter Weise. Beim Nahen des Frühlings 1867 tauchte die Luxemburger Frage auf, die mich persönlich noch besonders erregte. Napoleon wollte nicht umsonst den Makler gespielt haben. Seine Franzosen setzten ihm wüthend zu. Sie hielten die Zustände in Deutschland noch für viel zu flüssig und namentlich die Stimmung der Süddeutschen für eine Fischerei im Trüben günstig. Sie rechneten auf die bekannte deutsche Uneinigkeit. So war es denn nothwendig, daß alle Freunde des deutschen Vaterlandes offen und frei bekannten, daß man sich jenseits der Vogesen dieserhalb täusche. Auch mich empörte eine solche Niedertracht, und ich gab meinen Gedanken hierüber Ausdruck in dem folgenden Gedicht:

Luxemburg bleibt deutsch.

Auf die Posten, auf die Posten!
Männer Deutschlands, fest geeint!
Uns'res Hauses westlich Pfosten
Schon umschleicht voll Gier ein Feind!
Dunkel wird's — bald ringsum Nacht!
Drum, ihr Brüder, eilt auf Wacht! —

Laßt das Hadern! Laßt das Grollen!
Jedem Zwist Vergessenheit!
Fortan Kräfte, Güter, Wollen
Ganz dem Vaterland geweiht!
Donnernd hall's von Ort zu Ort:
Einig ist jetzt Süd und Nord!

Frieden, Frieden! Fluch dem Morden!
Alles ruft's im Vaterland.
Aber — nah'n zum Raube Horden, —
Greif' zur Wehre jede Hand!
Deutschlands Mannen schwören hört:
Nieder, — wer das Hausrecht stört!

Keinen Schritt zurück wir weichen,
Euch da drüben kund es werd'!
Erst — bedeckt mit uns'ren Leichen,
Fuß für Fuß nehmt deutsche Erd'!
Ob Ihr Höllen wankend macht,
Fest Germania steht auf Wacht!

Drum, ihr Männer auf die Posten!
Deutsche Brüder, schnell euch eint!
Daß des Hauses westlich Pfosten
Nicht uns raub' der tücke Feind!
Dunkel wird's! Drum treu auf Wacht
Wahret deutsches Recht mit Macht!

Unter den Anfangsbuchstaben B. R. erschien es dann auch am nächsten Tage in der Thüringer Ztg. (April 1867), um bald von Süd- und Norddeutschen Blättern aufgenommen zu werden.

Nun Frankreich hat dieses zweite Gibraltar nicht bekommen, zum wenigsten trat Luxemburg in den deutschen Zollverein und fiel später an ein deutsches Fürstenhaus. Und — was nicht ist, kann noch werden! — Denn deutsch sind die Luxemburger der Sprache nach, wenn auch gewisse Französlinge (fransquillons) „ä bische franzöfisch parlire". — Der Grundstock der Sprache ist und bleibt deutsch!

Bei meiner Rückkehr war ich in die Abtheilung für Feuerversicherung befohlen worden, und zwar in das Bureau für Rückversicherung.

Alle Versicherungen haben ja den Zweck, Kapitale anzusammeln, welche bestimmt sind, Verluste am Vermögen zu ersetzen oder das vorhandene Vermögen zu erhalten, beziehungsweise zu vermehren. Die Gegenstände

der Versicherung sind daher einerseits das unbewegliche und bewegliche Eigenthum, andererseits die Kapitalien selbst.

Meine Gesellschaft versicherte außer auf das Leben und gegen Unfall auch gegen das Eigenthum bedrohende Gefahren, wie Seeschaden, Beschädigungen beim Fluß- und Landtransport und gegen Brandunglück.

Die deutschen Gesellschaften hatten höchste Summen festgesetzt, über welche hinaus sie keine Gefahr auf einen und denselben Versicherungsgegenstand übernahmen. Zu Rückversicherungen war bis dahin nur bei französischen Gesellschaften Gelegenheit gegeben. Damit nun deutsche Gesellschaften auch Versicherungen in jeder Höhe abschließen könnten, schlossen sie auch mit belgischen und österreichischen Gesellschaften Verträge ab, wonach diese gewisse Bruchtheile der jene Höchstbeträge überschreitenden Summen zur Versicherung übernehmen müssen. Die deutschen Gesellschaften deckten sich somit, wie umgekehrt die ausländischen bei den Deutschen, den Rücken. Zu hohen Beträgen abgeschlossene Versicherungen, wurden sofort am Tage des Einganges der Anträge auf sogenannten Bordereaux (Sortenzettel) vertragsmäßig vertheilt, der Text übersetzt und die Borderaux mit der Post weiter befördert, die Hauptsachen dieserhalb aber schon telegraphisch an die Rückversicherungs-Gesellschaften mitgeheilt. Ich war in der französischen Abtheilung beschäftigt.

Die strebsameren unter den Versicherungsbeamten hatten, weil damals die Vereinskrankheit herrschte, sich zu einem Verein „Vesta" zusammengeschlossen, der außer anständiger Unterhaltung auch zu wissenschaftlicher Ausbildung dienen sollte. An einem bestimmten Tage in der Woche fand die Versammlung statt, zu der die

Mitglieder ihre Familien mitbringen konnten. Einer von uns hatte einen Vortrag über irgend einen lehrreichen Gegenstand zu halten, während ein Anderer für Kurzweil sorgte. Manches Band wurde auch hier von Hymen geschlossen und von Vesta manches Paar an das heilige Heerdfeuer geleitet.

In Erfurt lernte auch ich eine sich hier zum Besuch aufhaltende Bambergerin kennen. Schon im September 1867 verlobten wir uns, um, unter den Ersten, das Band zwischen Süd- und Norddeutschland enger zu schließen.

Im Oktober stattete ich meiner nach ihrer Heimath inzwischen zurückgereisten Braut und ihren Verwandten einen Besuch ab. Es waren herrliche Tage!

Bamberg ist wohl eine der stattlichsten Mittelstädte Deutschlands. Seine Lage auf mehreren Hügeln hat ihr den Namen des deutschen Roms eingetragen und bietet dem Ankömmling schon von fern einen herrlichen Anblick, namentlich, wenn das Bild sich im vollen Sonnenschein darstellt. Das Leben ist hier billig und gut. „Reben, Meßgeläut, Main und Bamberg, das ist Franken“ sagt ein alter Spruch. Ein anderer: „Wenn Nürnberg mein wär, wollt ich's in Bamberg verzehr.“ —

Bamberg hat ungemein viele geschichtliche Erinnerungen. Sein von Kaiser Heinrich II. auf einem Hügel erbauter vierthürmiger Dom schaut weit in die Lande. In ihm liegen begraben: sein Stifter, der Kaiser Heinrich II, sowie dessen Gemahlin Kunigunde (ein hier weit verbreiteter Name), welche zum Beweise ihrer verdächtigten Unschuld über glühende Pflugscharen hatte schreiten müssen; hier ruhen auch die Gebeine des Papstes Clemens II., wohl des einzigen Papstes, der in Deutschland begraben liegt. Der Dom ist eins der ausgezeichnetsten Baudenk-

mäler romanischen Styles, dessen Inneres durch kein die edlen Linien verdeckendes Getäfel oder verunstaltende Ausstattungen verunschönt wird.

Dem Dom gegenüber liegt die ansehnliche „Neue Residenz", welche der Griechische Königshof bewohnte. Im Jahre 1806 schlug hier Napoleon sein Hauptquartier auf, aus welchem am 6. Oktober die Kriegserklärung gegen Preußen erfolgte. Aus einem Fenster stürzte 1815 der französische Marschall Berthier, Fürst von Neuchâtel, herab und fand den Tod. Von hier aus hat auch der griechische Hof im Jahre 1866 die Stellungen der Preußen nach Würzburg zu mittelst Fernrohres beobachten können.

Der bischöfliche Palast ist gleichfalls sehenswerth. In einem Stück des älteren bischöflichen Palastes aus dem Jahre 1571, früher Sitz der Babenberger Grafen, jetzt in ein Wachthaus verwandelt, starb 966 der lombardische König Berengar als Gefangener, und hier erschlug Pfalzgraf Otto von Wittelsbach am 21. Januar 1208 den Kaiser Philipp. —

Berühmt ist Bambergs Gärtnerei. Vor Zeiten sind viele Bamberger in die Umgegend von Posen gewandert, wo sie noch heute in ihrer alten Landestracht köstliches Gemüse bauen und unter dem Namen „Bamberger" allgemein bekannt sind.

Die Aussicht von der Altenburg auf einer Anhöhe oberhalb der Stadt ist eine der schönsten in Franken.

Der Verwandtschaftskreis meiner Braut war sehr ausgedehnt. Eine schon bejahrte Muhme hatte ich aber besonders in das Herz geschlossen. Sie war von einer entzückenden Frische, trotz ihrer vielen Rünzlein in dem vor Gemüthlichkeit lachenden, niedlichen ovalen Gesicht. „Vetterla" nannte sie mich gleich von vornherein, da ihr mein munteres, zu Scherzen aufgelegtes Wesen sympathisch

zu sein schien. Sie wußte gar nicht, was sie mir Gutes und Liebes anthun sollte. Mit köstlichem Humor schilderte sie ihre „Kriegserlebnisse“ aus dem vorhergehenden Jahre. Auf den täglichen Einmarsch der „Praiße“ hatte man sich ja allgemein gefaßt gemacht. Ihr Instinkt hatte ihrem ohnehin menschenfreundlichen Herzen den Rath eingegeben: auch den grimmsten Feind kann man am besten in seinem Magen besiegen, und so hatte sie denn, höchst vorsorglich, allerlei dem Soldaten Angenehmes aus der reichen Fülle eines Bamberger Wochenmarktes angekauft. Aber die oft angesagten Preußen kamen nicht, und mein „Muhmela“ mußte denn allmählich die Vorräthe selbst verzehren, und dies hat sich längere Zeit bis zum Abschluß der Friedensverhandlungen fast alle Abend wiederholt Nun, die Mittel hatte sie ja dazu.

Ich wohnte bei ihrem Schwiegersohn, dessen Frau in keiner Faser ihrer Mutter, meinem „Muhmela“, glich; dagegen war der Schwiegersohn, ein Maler, — er stammte aus dem preußischen Thüringen — ein ungemein gebildeter Mann, mit dem ich vielfach die merkwürdige letzte Entwicklung in Deutschland besprechen konnte. Er freute sich sehr, daß dem bundesräthlichen Elend ein preußisches: „Bis hierher und nicht weiter“, gesetzt worden war. Auch mein Schwager, ein stämmiger Franke mit einem Wischer von der Größe desjenigen von Vittore Emanuele, freute sich, daß die undeutsche und ungerechteste Einrichtung des Loskaufens vom Militairdienst um gemeines Geld, auch für Bayern seit 1866 beseitigt war. Der Sturmwind muß durch die Welt fahren, um das Faule, Morsche, Todte vom Leben zu trennen.

Des Abends ging ich mit Stiefvater und Schwager in spe in einen der vielen Brauausschänke. Da hatte ich so recht Gelegenheit, bayerisches Wesen und bayerische Gemüth-

lichkeit in ihrem Lebenselement zu beobachten. „Bier und Leberknödla“ das sind dem Menschen hier zu Lande gar anmuthende Klänge.

Eines Abends saßen wir im „Schlüssel“, als von einem der nächsten vollbesetzten Tische ein Mann, der schon etwas über den Durst getrunken hatte, in offenbarer Absicht: mein Preußenthum, ohne daß wir von Politik gesprochen hätten, zum Gegenstand hänselnder Bemerkungen zu machen begann, wahrscheinlich um mich zu ärgerlichen Entgegnungen zu reizen.

Ich stellte mich, als ob ich seine Herzensergießungen gar nicht hörte; der gute Mann hörte aber mit seinen lästigen Bemerkungen nicht auf. Da, mit einem Male sprang mein künftiger Schwager, ein Hühne von Gestalt, blitzschnell auf und mit einem wuchtigen Knotenstock schlug er donnernd quer über den Tisch, so daß die ein Liter enthaltenden Maaße wie Gummibälle in die Höhe sprangen, und, wüthend vor Zorn, redete er, in die Bambergsche Mundart fallend und das gemüthliche Du brauchend, den thörichten Menschen an: „Wenn Du holt ni glei Dei ungewoaschnes Maul haltst, da hau ich Dir eins über Dei hohle Schädel, daß Du Dei Knoche im Schnäuztüchle nach Hause trage kannst!“ — Das half. Der Bedrohte, ein bekannter Aufrührer, schwieg und nahm bald darauf polnischen Abschied.

Am 2. Februar 1868, an einem herrlichen, gelind frostigen Sonnentage fand in Bamberg unsere Hochzeit statt. Nach Einnahme eines kleinen Mahls führte ich meine junge Frau heim. Ich fühlte nun erst die ganze Behaglichkeit eines eigenen, trauten Heerdes. Emsig konnte ich nun auch meinen Studien in den Feierstunden obliegen.

Ein Kaufmann zu Erfurt, der sich schon etwas in der Welt umgesehen hatte und mein Streben sah, ermunterte mich; meinte aber, mein Platz wäre nicht in Erfurt, sondern in Berlin. Nun mochte ich mich ungern von meinem lieben Thüringen trennen, obwohl ich hier wenig Aussicht hatte, zu einer mir zusagenden Stellung zu gelangen; denn meine Beschäftigung war mir, weil eintönig, sehr langweilig geworden und die Gehaltsverhältnisse waren so traurige, daß der Rath des erfahrenen Kaufmannes mir wohl der Beachtung werth erschien.

Zunächst wollte ich aber meine junge Frau nach den Stätten meiner Kindheit führen und sie meinen Eltern vorstellen. Diese Reise führte uns über Berlin. Das Leben und Treiben in seinen schnurgraden Straßen, namentlich in der Friedrich- und Leipzigerstraße, den Hauptpulsadern des hauptstädtischen Verkehrs, betäubte uns schier; und die königliche Straße „Unter den Linden" mit ihren herrlichen Monumentalbauten, Denkmälern und Museeen, machte einen gewaltigen Eindruck auf uns beide. Pferdebahnen gab es noch nicht in der großen Stadt, und wollten wir nicht immerzu von einem Kutscher abhängen, so mußten wir munter zu Fuß umherschreiten. Ermüdet von dem Straßen-Getriebe und dem steten Umherlaufen, waren wir froh, als wir abends in den Zug der Ostbahn steigen konnten. Allmälig schlugen polnische Sprachlaute an unser Ohr, die meiner jungen Frau gar komisch däuchten. Die Bahn ging für uns nur bis K. Von hier aus mußten wir Post benutzen. Bald kamen wir an dem Orte an, wo ich die Leiden eines Bogenschreibers erduldet hatte. Hier nahmen wir, um ungestört von Anderen zu sein, Extrapost bis zu dem zwei Meilen entfernten Städtchen meiner Heimath. Lange sieben Jahre hatte ich es nicht gesehen.

Bald tauchten vor unseren Blicken schon mir bekannte Gehöfte auf, wo ich einst Obst geschüttelt, bald Raine, wo ich meine Ziege gehütet und wo ich unter Erlen am kühlen Bach mich in Bücher vertieft und in die Wolken gestiert hatte. Wie neigen sich noch immer die Aehrenfelder, wie duften die saftigen, blumigen Wiesen, wie winken die lauschigen Büsche! —

Unser Stephansjünger auf dem Bock schmetterte lustige Weisen auf seinem Horn. Bald schaute über die vielen Baumwipfel hinweg neugierig nach mir aus die bekannte Kirchthurmsspitze, wie um zu fragen, ob der kleine Hirt nicht bald wiederkehre.

Heimath! welch' süßer Klang! — In der Heimath ist es schön! — Wie bist du doch mit den zartesten Fasern des Seins uns in das Herz gewachsen. Hier umfing treue Mutterliebe das weinende Kind, wenn es schon ein kleines Herzeleid empfand, Mutterliebe, du selbstlose, gottentstammte! — Ach, nehmt die Liebe, die Mutterliebe, zumal aus der Welt, und schlimmer als Raubthiere, (denn auch hier hat sie ihr all umfassendes Reich aufgeschlagen), würden sich die Erdenbewohner gegenseitig zerreißen.

Ihr Superklugen, die ihr alles bewiesen haben wollt, beweist mir mit mathematischen Formeln, mit chemischen Analysen das Vorhandensein der Liebe; ihr, die ihr nicht glauben wollt, ehe ihr wisset; ihr, die ihr einst auf dem Schooße der Mutter gelegen, und mit dicken Patschhändchen täppisch und unbeholfen dem Mütterchen, dessen Augen euch in die eurigen leuchteten, die flatternden Haubenbänder aufzuziehen versuchtet; ihr, die ihr euer Mündchen zu den drolligen Anfängen eines Lachens verzoget, wenn der schäkernden Mutter Finger euch die drallen Fettwülstlein

kitzelte: — sagt mir aufrichtig, was war eher: Liebe oder Wissen?

Hätte das tändelnde Mütterchen keinen Glauben gehabt, daß das Kleine vor ihr wachsend gedeihen und zunehmen würde nicht nur an Alter, sondern an Gnade bei Gott und den Menschen; hätte sie vielmehr angesichts der vielen Mühe, der vielen schlaflosen Nächte, die ihr derselben bereitetet, euch liegen lassen in eurer Hilflosigkeit: könntet ihr heute so vermessen urtheilen: der Glaube sei Nichts? Wie thöricht sind doch solche Lehrsätze! Länger als irgend ein junges Thier bedarfst du, kleiner Mensch, mütterlicher Pflege, als ob der Schöpfer damit hätte andeuten wollen: Du Mensch, wenn einst der keimartig in dir liegende Drachensamen aufwuchern wird und du dich vermessen wirst, in deinem Hochmuth dich als Richter zu setzen über Dinge, die du mit deinem nur für diese Erde organisirten Verstand nicht begreifen kannst, dann schaue nieder auf deine von lauter Erbarmen abhängig gewesene Herkunft, und dein Stolz wird dir so vergehen, wie dem Pfau, der in der Schaustellung seines gespreizten Pracht-Gefieders — plötzlich auf seinen Standpunkt sieht und vor Scham die ganze Prachtentfaltung zusammenklappen läßt. Du willst über den Ursprung der Welt apodiktische Urtheile fällen und kannst nicht einmal die Vaterschaft deines Ichs aus eigener Wissenschaft bekunden, die dir zeitlich doch so nahe liegt. Nein, aus solchen grauen Theorien entspringt kein lebensfrischer Quell! —

Ueber die Maaßen roh hält man mit Recht einen Menschen, der seiner Eltern, seiner Heimath, seines Vaterlandes vergessen kann. Ist das der Fall, so sei versichert und überzeugt, der Mensch ist kein guter; einem Solchen ist alles zuzutrauen.

Solche Gedanken bewegten mich auf der Fahrt. Da liegt er schon vor mir, der liebe Ort!

Stiller Weiler, grün umfangen
Von beschirmendem Gesträuch,
Kleine Hütte, voll Verlangen
Denk ich immer noch an euch.

Wer kennt nicht das schöne Liedchen von G. v. Salis?

Schmetternd in das Horn stoßend, führt unser Jünger Merkurs gewandt den rasselnden Wagen in das Städtchen vor das Postgebäude, wo, Freudenthränen weinend, das Mütterlein uns schon sehnsüchtig erwartete, während bei herrlichem Sonnenschein die vielen Freundinnen der immer thätigen Frau an allen Thüren und Fenstern bewegten Antheil nahmen an Mutter- und an Kindesglück.

Mit den Worten: „O du meine liebe Tochter" zog sie die Weithergereiste ohne Scheu vor allen Menschen zum ersten Male an ihre Brust. „Sei mir herzlich willkommen, Gott segne dich! Der Vater wäre auch hier, aber er hat einen verbundenen Kopf." Wir biegen in das Gäßchen ein. Da steht schon erwartungsvoll der Vater und denkt: „Sind jene dort Kommenden wirklich meine Kinder?" — Neues herzliches Begrüßen folgte. —

Nur zu kurz waren die glücklichen Tage des Wiedersehens, dann ein schwerer Abschied — und wir traten unsere Rückreise nach Erfurt an.

Ein Sonntagsjunge. Am 21. Febr. 1869 war es, als gegen 5 Uhr Morgens die Glocken sämmtlicher Kirchen Erfurts, die große ausgeschlossen, mir einen erhabenen Jubelreigen anzustimmen schienen, daß mir soeben ein Sonntagsjunge geboren war. Ein Sohn!! — Strahlenden Auges schaute mich die glückliche Mutter an,

daß sie einen Sohn geboren hatte. Dieses sich regende, krabbelnde Wesen soll dein Kind sein? Eine neue Seite menschlichen Empfindens lerne ich kennen. Mögest Du ein braves Kind, uns zur Freude, dem Nächsten zu Nutz und Frommen und zur Ehre Gottes werden!

„Großvater bist Du geworden", schrieb ich sofort meinem Vater: „Die „Dynastie" ist in gerader Linie gesichert." —

Neue Freuden — neue Sorgen! Die Pflichten wachsen. Es gilt einen entscheidenden Entschluß zu fassen: nach Berlin! Ende Juni 1869 brachen wir unsere Zelte in Erfurt ab. Lebewohl schönes, sangesfrohes Thüringen! Nie vergesse ich Dein, hier wo ich oft herrliche Stunden, aber auch tiefes Weh erlebte. Je heller das Licht, je tiefer der Schatten. Einst hoffe ich ein schattenloses Licht immer und ewig zu schauen!

Siebenzehnter Abschnitt.

Als alter Student in Berlin. Frankreich erklärt den Krieg. (1869—1870).

Wie im rythmischen Takte rasseln auf den langen Eisenlinien die Räder um die unseren Wagen tragenden Axen dem neuen Ziele, der neuen Heimath, entgegen. Verwundert horcht das viermonatliche Büblein zu, unverwandten Blickes auf die blank geputzten Metalltheile einiger Soldaten gerichtet, die in ganz neuen Uniformen, von ihren Regimentern abkommandirt, zu fernerer Bildung im Dienst dem Sitze ihres Königs zufahren. — Je näher wir dem Mittelpunkt eines Weltverkehrs zustreben, je

mehr machen sich die an das Ufer schlagenden Wellen des Völkermeeres vernehmbar. Voller werden die Wagen; auf den Bahnhöfen nimmt das Hasten, Drängen, und Treiben immer mehr zu. Unruhe erfaßt auch die jungen Krieger. Vollbepackt liegen ihre Tornister auf den Gestellen. Ein lang gedehnter Pfiff. — — „Berlin“ läßt einer der Passagiere wie zufällig verlauten und aufspringen die Gewappneten; eins, zwei, drei! sitzt der „Affe“ ihnen auf dem Rücken. Doch ihre Geduld wurde noch einige Male auf die Probe gestellt. Endlich ist es aber wirklich Berlin.

Vom Anhaltischen Bahnhofe, auf dem wir eintrafen, fuhren wir drei Menschenkinder in einer Droschke nach der Invalidenstraße, zu einer uns von einem Freunde empfohlenen Zimmervermietherin, einer echten Berlinerin. Sie hatte im dritten Stock eines mittleren Hotels eine Wohnung gemiethet, und wir wurden ihre Aftermiether.

Ich trat an das Fenster und freute mich, einen Park auf der anderen Seite zu erblicken. — Wenn auch Thüringens liebliche grünen Berge vermißt wurden, der Uebergang zum jetzigen Heim war doch nicht zu sehr unvermittelt.

Der Zweck meines Umzuges nach Berlin war zunächst, mich für die Ablegung eines Abiturienten-Examens und eines solchen für das Lehramt der neueren Sprachen vorzubereiten, um zu dem Ende möglichst schnell den Vorlesungen an der Universität beiwohnen zu können.

Am Abend unserer Ankunft begab ich mich in das Gastzimmer des Hotels. Der eine von Gästen besetzte Tisch schien ein Stammtisch zu sein. Ich setzte mich in dessen Nähe. Es waren characteristische Gesichtstypen, die ich in eifriger Unterhaltung vorfand; jeder von den Stammgästen hatte ein kopfweites Cylinderglas vor sich, in dem die Berliner kühle Blonde champagnerartig

schäumte. — Ich machte die Mode mit. An diesem Tische wurde politisch gekannegießert. — Man sprach auch davon, wie die Wohnungen in Berlin immer theurer, der Zuzug von außerhalb immer stärker, Wohnungen immer knapper würden, und daß dies noch viel schlimmer zu werden verspräche. Und dies Alles wäre die Folge der Entwickelung seit 1866.

Höflich mich begrüßend, nahte sich meinem Tisch der Wirth des Hotels, ein kleiner untersetzter Mann, der von mir zum Sitzen eingeladen, dies dankend annahm. — Obwohl ihm der Schelm aus den schlauen Augen blitzte, steckte er doch eine feierliche Amtsmiene auf, und, bedächtig an meinen freimüthigen Darlegungen Antheil nehmend, wußte er mir allerlei gute Rathschläge in Bezug auf Berliner Verhältnisse zu geben. Ab und zu holte er ein buntes kattunenes Taschentuch hervor und wischte sich ein schwärzliches Tröpflein von der Nasenspitze weg, das mir, ohne daß er eine Tabaksdose hervorgeholt und mir gastfreundschaftlich eine Prise angeboten hätte, seine kleine Leidenschaft schon verrathen hätte.

„Herr Glasbrenner"! „Herr Wachenhusen"! hörte ich öfter am nächsten Tische sich die Herren anreden.

„Das sind wohl die bekannten Schriftsteller?" fragte ich meinen freundlichen Wirth.

„Nein, aber Brüder derselben". — Es sind sehr nette Herren und gute Gesellschafter, welche nach des Tages Last und Hitze hier ein Stündchen bei einer Weißen und einer Strippe zubringen. Wenn Sie wünschen, kann ich Sie den Herren vorstellen, da Sie ihnen hier doch noch oft begegnen werden."

Es geschah. — Die biederen Herren sind mehrere Jahre hindurch meine lieben Freunde geblieben. — Der versetzte Baum suchte eben wieder Wurzel zu fassen. —

Hier lernte ich auch einen jungen Mann kennen, der ein ähnliches Ziel, wie ich, verfolgte; nur wollte er Arzt werden. Er diente als einjähriger Apotheker im Garnison-lazareth. Ihm behagte aber der Beruf nicht, obwohl er als der einzige Sohn eines Apothekenbesitzers am Rhein, dereinst die Apotheke übernehmen sollte, wie es der ausgesprochene Wunsch seines Vaters war. Wir wurden bald sehr vertraut und haben fast ein ganzes Jahr gemeinschaftlich Studien getrieben. Er wollte zunächst, ohne daß sein Vater es merken sollte, noch sein „abiturium" machen, da er in Sekunda das Gymnasium verlassen hatte. Um nun Mittel für seine Zwecke flüssig zu machen, — sein Vater schickte ihm monatlich 40 Thaler — lebte er sehr einfach und zurückgezogen, ja ging sogar, obwohl er ein feiner Mann war, ohne Scheu in die Volksküche, wo er für 20 Pfennige zu Mittag aß.

Bei einem Kandidaten der alten Philologie, dem Sohne eines Gymnasialdirektors am Rhein, lasen wir lateinische Klassiker. Ich gab dem Dr. phil., das war der Kandidat, hinwiederum französischen Sprech-Unterricht. In Mathematik war ich noch zurück, weshalb ich die Oberfeuerwerkerschule aufsuchte, wo es mir gelang, ein Abkommen mit Schülern dahin zu treffen, daß ich einigen Oberfeuerwerkern franz. Unterricht, und einer von ihnen mich in Mathematik unterrichtetete. Als alle diese Studien im Gange waren, und wir die übrigen Fächer nach Freunds „Prima" bearbeiteten, benutzten wir schon einzelne Stunden zum Hören an der Alma mater.

So belegte ich z. B. bei Prof. Harms die Vorlesung „über Akademisches Studium;" bei Prof. Droysen, „neuere Geschichte;" bei Prof. Poggendorf, „physische Geographie;" bei Prof. Gruppe, „Einleitung in die Philosophie;" bei

Prof. Müller, „Europäische Völkerkunde“ und, da mich auch Medizin interessierte, bei Prof. Jünkens, „Fortschritte in der Chirurgie.“

Griechisch blieb für mich noch zu treiben übrig, das ich noch gar nicht kannte. Mein Apotheker hatte bereits einen alten Gymnasialdirektor ausfindig gemacht, dessen Dienste wir bald in Anspruch nahmen. Dieser Gelehrte faßte mit mir ausgereiften Knaben, aus seiner langen Erfahrung heraus, die Sache anders als üblich an. Anstatt mich stets mit der Formenlehre zu maltraitiren, nahm er irgend einen, alle Wortarten enthaltenden griechischen Satz, ließ ihn mich lesen, und dann analysierte er ihn nach allen Regeln der Kunst. Ich bekam sogleich einen Begriff von griechischer Accentlehre und Prosodie. Er meinte, mit Kindern könne man freilich nicht derartig beginnen, weil ihr Verstand noch nicht bewußt mit Begriffen arbeite. Ich hatte trotz der eigenartigen Lehrweise bald greifbare Erfolge zu verzeichnen.

Um mir noch einige Groschen zu verdienen, ertheilte ich französischen Sprach-Unterricht. Und — Glück muß der junge Mensch haben! — auf meine erste Ankündigung im „Berliner Intelligenzblatt“ meldete sich bei mir ein an der Börse spielender Brantweinbrenner, der in vorgerückten Jahren noch Französisch lernen wollte. Gleich nach seiner ersten Stunde, er mochte wohl die Situation durchschaut haben, legte er mir einen Hundert-Thalerschein auf den Tisch mit dem Bemerken: er könne ja eine Anzahlung geben. Er war ein fleißiger Schüler.

So strebte ich ernstlich meinem Ziele zu. Besonders frisch werde ich in jenen Tagen wohl nicht ausgesehen haben, da ich von früh morgens bis spät abends den Studien oblag.

Das Jahr 1870, dieses ewig denkwürdige war herangekommen, und auch in ihm wurden die begonnenen Studien rüstig fortgesetzt. Wir hatten inzwischen eine eigene Wohnung bezogen, die zufällig durch den Tod des Miethers frei geworden war, leider ohne zu ahnen, welch ein menschlicher Unrath im Hinterhause wohnte. Das Frühjahr kam, und in der Politik wurde es unruhig. Die Spanischen Angelegenheiten hatten schon längst zu einer Katastrophe geführt, und die alte Sünderin Isabella war ein Jahr vorher von der verdienten Strafe ereilt worden. Der Thron eines Karl V. war wieder zu besetzen. Prim, Spaniens erleuchteter Staatsmann, richtete seine Augen auf einen Hohenzollernfürsten.

Am 4 Juli beschloß der Spanische Ministerrath, die Kandidatur des Prinzen Leopold von Hohenzollern den Cortes vorzuschlagen. Am 6. Juli erklärte in Paris der Minister des Aeußeren, Herzog von Grammont, daß die französische Regierung die spanische Kandidatur des Hohenzollernprinzen nicht dulden würde. Am 13. Juli brüskirte in Ems der französische Gesandte Benedetti dieserhalb den König Wilhelm, der ihm stolz den Rücken kehrte, und am 15. Juli folgte Frankreichs Kriegserklärung an Preußen.

Nun rase Sturm, um die faulen Aeste und Aepfel von Bäumen zu schütteln! Die Weltgeschichte ist das Weltgericht. Nun bleibe zu Hause, wer Lust hat! — mit dem Studiren ist es vorbei! Alle Mann an Bord!

Auf die Posten, auf die Posten
Männer Deutschlands, fest geeint!
Raus die Schwerter, eh' sie rosten,
Mit dem Kolben auf den Feind!
Donnernd hall's von Ort zu Ort:
Einig ist jetzt Süd und Nord!

Jetzt entscheiden sich Deutschlands Geschicke!

Auf, auf, deutsche Streiter,
Die Waffen zur Hand!
Auf, auf! deutsche Reiter,
Zu Pferde gewandt!
Zurück in die Schranken
Zu werfen den Franken,
Der störte den Frieden mit frevelndem Muth,
Zurück auf ihn falle der Tausende Blut! —
Mit Gott, Kameraden,
Wir ziehen in's Feld!
Er schützet vor Schaden
Den rechtlichen Held,
Ob Höllen erglühen
Und tausendfach sprühen
In unsere Reihen verderbenden Tod,
Ohn' Wanken wir folgen dem Pflichtengebot!

Achtzehnter Abschnitt.

Kriegerische Vorspiele (1870).

Gegen Abend des 16. Juli sollte König Wilhelm aus Ems auf dem Anhalter Bahnhofe eintreffen. Alles Volk aus meiner Stadtgegend strömte nach den Linden; ich blieb natürlich nicht zurück. Welch ein Getümmel war aber hier!

Wie ein Blitz war in alle Häuser, Stuben und Arbeitsplätze das Gerücht gedrungen: Frankreich hat den Krieg erklärt, und so strömten nun die Leute, angezogen wie sie gingen und standen, aus den Fabriken, Bureaus, Läden und Salons herbei, um den Vater des Landes jubelnd zu begrüßen und ihm begeistert zu bekunden, daß sein Volk treu ihm folge in Krieg und Tod für die gerechteste aller Sachen.

Den Ernst der Lage begreifend, standen die Menschen aus allen Ständen, Altern und Geschlechtern wie lebende Mauern, in fast feierlicher Stille wartend des Königs. Man verlor nicht die Geduld, wenn auch die Ankunft infolge der Vorträge der ihm entgegengereisten Minister sich verzögerte. Endlich! Wie das in der Ferne vernehmbare Rollen der See klang das Brausen des Volksmeeres immer näher und näher. Da kommen schon die Vorreiter und da! sitzt der edle Greis in dem einen kurzen Trab innehaltenden Gespanne, tief bewegt, und voll tiefen Ernstes nach links und rechts unablässig die donnernden Zurufe des Volkes durch Gruß erwiedernd, das vor Begeisterung den Leibern entrückt zu sein schien.

Hin zu seinem Wohnsitz fluthen die Wogen der Massen, und immer auf's Neue geht ihr Mund über von dem, dessen das Herz so voll ist.

Ein Wunsch ergeht von dem Balkon des Palastes: „Kinder geht nach Hause! — der König und seine Räthe müssen arbeiten," und nie ist ein Befehl schneller befolgt worden als diese Bitte. Nicht lange und die Straßen erscheinen wie ausgestorben; denn nun gilt es: sein Haus zu bestellen. Bald wird jede Familie es merken, was auch für sie auf dem Spiele steht, wenn Janus seine Kriegsthore öffnet. Welcher Wandel der Dinge wird eingetreten sein, bis zu der Zeit, wo er sie wieder schließt?

Das Gesetz, wonach die Dienstzeit im activen Heere nur 12 Jahre dauern sollte, bestand bereits; doch war von dem Recht Gebrauch gemacht worden, dieses zeitweise auf 14 Jahre zu erhöhen. So erhielt auch ich mit 13jähriger Dienstzeit schon am 20. Juli den Befehl:

mich am Donnerstag, den 21. Juli, früh 7 Uhr auf dem Gestellungsplatze, Kaserne Alexanderstr. 56, einzufinden.

Der thränenumflorte Blick meiner Frau, die das kleine 16 Monat alte, harmlos spielende Büblein auf dem Schooß trug, schnitt mir in das Herz, als wollte er sagen:

„Was nun! was wird aus uns, die wir hier hilflos und schier unbekannt in dieser großen Stadt zurückbleiben?“

„Gott wird Euch beschützen!“ Dein Schicksal theilen heute Hunderttausende.“

Mit Gott ziehen wir ins Feld! Er schützet vor Schaden den rechtlichen Held! —

Der schwere Tag der Trennung ist schon da! Der Morgen graut. Adieu, mein herziges Büblein! trete ich weherfüllt und mich zusammenfassend an die kleine Bettstelle des Kindes, das noch den süßen Schlummer eines Engels schläft. Leise reiche ich ihm den Abschiedskuß, und eine Thräne rinnt mir verstohlen in den Bart.

Ich wende mich zum schluchzenden Weibe, das ich einer ungewissen Zukunft überlassen muß, und von Schmerz überwältigt, sinkt sie, die Starke, fast zusammen.

„Lebe wohl, Gott behüte Dich und uns!“ und mich losreißend, stürze ich hinaus.

Lebt wohl denn ihr Lieben!
Beschütze Euch Gott!
Bevor nicht vertrieben
Die feindliche Rott,
Je lassen wir wieder
Am Heerde uns nieder;
Denn glücklicher Friede nicht eher uns scheint,
Bevor nicht gezüchtigt der ruhlose Feind!

Du aber droben,
Du Lenker der Schlacht!
Im schrecklichsten Toben
Uns führe mit Macht!
Vor unsren Gewittern
Nun lasse erzittern,
Die, brechend den Frieden, uns zwangen zum Krieg.
Du Schützer des Rechts, führ' Deutschland zum Sieg!

Mit den nöthigsten sieben Sachen in der Handtasche ging ich nach der Alexander-Kaserne. Auf ihrem großen Hofe standen schon Tausende der Eingezogenen. Es sind die lebenden Vertreter der braven Brandenburger, die im Laufe vergangener Jahrhunderte dieser Mark Ruhm und Preußens Größe zuerst und in erster Linie schufen, unter einem Großen Kurfürsten, den großen Königen Friedrich II. und Wilhelm I. Da schau, wie die Denkmünzen von Düppel, Alsen und Königgrätz funkeln auf der Brust dieser Kerntruppen!

Die einberufene Mannschaft wird verlesen, und in langen stattlichen Reihen entwickeln sich die militärischen Glieder. Der Aufruf ist beendet. Ein Befehl erschallt:

„Wer sich krank fühlt, vortreten!"

Kaum einer tritt vor. — Meine Nachbarn stoßen mich an:

„Treten Sie vor. Sie kommen los."

Sie mochten wohl mein von Studien angegriffenes Aeußere bemerken. Durch der Muse Mund Andere begeistern und selbst daheim thatenlos und feige hinterm Ofen hocken bleiben: — nimmermehr! — dachte ich für mich und — blieb in meinem Gliede. —

Die Vertheilung erfolgte. Ich wurde dem Landwehr-Bataillon Prenzlau, da die Berliner Bataillone Ueberfluß an Avancirten hatten, zugetheilt.

Mit noch einigen anderen derselben fuhren wir nach Prenzlau. Auf allen Stationen harrten Eingezogene ihres Zuges, auch in Prenzlau, in welchem es schon wimmelte vor lauter kriegerischen Gestalten, allerlei militärische Ausrüstungsstücke nach dem Quartier tragend.

Meine Einkleidung war kaum vollendet, als ich schon Befehl erhielt, Munitionswagen nebst Munition aus Stettin zu holen.

Diese befestigte Stadt nimmt, von der Ferne aus gesehen, sehr für sich ein. Leider kam ich wieder, — meine frühere Erfahrung wurde neu bestätigt — in eins jener berüchtigten Festungsquartiere, wohl eins der schlimmsten, das ich je in meinem Leben gesehen habe. Ich landete auf einem Viereck, das allem eher als einem Hofraum glich. Ich befand mich in einer Art Schornstein, an dessen Wänden schwarze Rußschmiere herabzusickern schien. Mir graute, als ich schlüpfrige Treppenstufen bestieg, auf denen ich befürchtete, jeden Augenblick auszugleiten. Als ich nun in einer Höhle landete, machte ich erschrocken sofort kehrt und suchte mir ein anderes Unterkommen bis zum nächsten Morgen.

Nachdem ein Offizier den Munitionswagen und die Kriegs-Munition für unser Bataillon übernommen hatte, begleiteten wir denselben tags darauf nach Prenzlau.

Brennender Pulverwagen. Wir waren schon mehrere Stunden auf der Heerstraße mit unserem Munitionskarren und seinem gefährlichen Inhalt, als ich, in der heißen Mittagssonne hinter demselben marschirend, wahrnahm, daß an der einen Seite des Wagens, auf dem gemüthlich zwei Wehrleute saßen, Rauch aufstieg. — „Vom

Wagen herunter," donnerte ich. Näher hinzutretend, bemerkte ich, daß der Qualm aus einer Radnabe herrührte. Schleunigst machten wir Halt und versuchten — Wasser war nicht zur Hand — das Rad abzunehmen, was uns nach einigen Mühen bei dem schwer belasteten Fahrzeug gelang. Die Achse mußte nicht gehörig geschmiert gewesen sein und durch die Reibung sich entzündet haben. In dem noch mehrere Kilometer entfernten Dorfe gelang es uns, einen Schmied aufzutreiben, der den entstandenen Schaden wieder ausbesserte. Die rechtzeitige Entdeckung dieser gefährlichen Entzündung war unser Glück, denn — sonst könnte ich wohl diese Zeilen jetzt nicht schreiben.

Mein Gedicht unter dem Titel: An die Deutsche Armee," dessen 4 Verse auf Seite 251 und Seite 253 dieses Buches stehen, war zur Kenntniß des Offiziercorps gelangt, welches dasselbe mit der „Wacht am Rhein" zusammen auf einen Zettel drucken und auf unserer Fahrt nach Bremen, wohin wir zunächst beordert wurden, bei Hannover in die Coupés an die Mannschaft des Bataillons vertheilen ließ.

Zum Küstenschutz war die brandenburgische Landwehr-Division zunächst kommandirt worden. — Und uns traf das schöne Loos, in der stets national gesinnten reichen Hansastadt Bremen unser erstes Cantonnementsquartier zu beziehen, nachdem das Bataillon von seinen Angehörigen in Prenzlau und Umgegend einen erschütternden Abschied genommen hatte.

In Bremen bekam ich mit noch einigen Wehrleuten Quartier bei einer würdigen Matrone, der Wittwe eines reichen Kaufherrn. Der gastliche Empfang ließ, um mit

„Sabor" zu reden, „tief blicken". In einem feinen Wohnzimmer, dessen gediegene Ausstattung schon den Reichthum der Besitzerin verrieth, war ein Tisch vornehm gedeckt, auf dem neben jedem Besteck eine ganze Flasche edlen Rothweins stand. Bald wurde eine Schüssel mit duftenden Beefsteaks — jedes in Tellergröße — hereingetragen, von denen mindestens drei auf den Mann kamen. Das sollte nur ein Imbiß zum Frühstück sein! — Die Bremer mußten eine schöne Meinung von dem Magen der preußischen Landwehr haben! Das Quartier war untadelhaft. Die Dame des Hauses selbst war eine gebildete, stattliche, hochgewachsene Frau mit vornehmem Wesen und freundlichen Zügen. Sie unterhielt sich gern mit mir und erzählte anziehend manche Erlebnisse aus und über Bremen, unter Anderem eins aus den Tagen, da König Wilhelm, dessen erhabene, leutselige Erscheinung einen tiefen Eindruck auf die Bremer hinterlassen hatte, dort anwesend war. Man hatte ihm in der, im edlen gothischen Style erbauten, Börse einen begeisterten Empfang bereitet, so daß ihm, der sich auf eine der Galerien des Saales zurückgezogen hatte, Thränen der Rührung in den weißen Bart flossen.

Der Commandeur des Bataillons, eine hagere, gebrechliche Erscheinung, war eine auf das Kleinliche gerichtete Natur und den Wehrleuten aus früheren Dienstjahren her bekannt. Ich wußte lange nicht, wen sie mit ihrem „unser Flickschneider" bezeichneten. Er ließ das Bataillon, wie es schien, um dasselbe zu beschäftigen, manchmal länger, als es den Wehrleuten nöthig zu sein schien, exerciren. War dieser vermeintliche Zeitpunkt eingetreten, und ließ er obendrein noch in Bataillons-Colonne

üben, so ging, nachdem das Bataillon einige Schritte, wie um zu zeigen, daß es am Können nicht liege, im strammen, festen, einheitlichen Tritt marschirt war, mit einem Male ein Wogen los, wie im wallenden Aehrenfelde. Erbost ritt er dabei um das Bataillon auf diejenige Stelle zu, wo er die Uebelthäter zu finden meinte; allein dort war der Tritt längst aufgenommen, das Wogen fand an anderen Stellen statt. Das Komischste war dabei, daß er mit seiner Zwirnstimme stets ausrief: „Das sind wieder die verfl . . . Berliner!“ Das war ja nun leichter behauptet, als festgestellt. — Schließlich mußte er wohl ein Einsehen gewonnen haben und sagte dann bei einer nächsten Gelegenheit: „Ich will heute nur eine Stunde üben, aber macht Eure Sache gut!“ — Und die Mannschaft machte sie gut.

Die Bremer Bürger feierten, weil die Schifffahrt und somit die überseeischen Geschäfte, auf die Bremens Handel in erster Linie angewiesen ist, ruhten, und so warteten sie auch mit Spannung auf die ersten Nachrichten von der Grenze. Die öffentlichen Lokale waren überfüllt von Besuchern, die Zeitungen und die letzten Depeschen wurden schier verschlungen.

Eine lebende Merkwürdigkeit Bremens war ein Budiker — wie der Berliner ihn nennen würde — der sein Lokal immer seltener und schließlich gar nicht mehr verlassen hatte, weil er so umfangreich geworden war, daß er, als er eines Tages wirklich hinausgehen wollte, er dies nicht mehr konnte. — Ich ging auch hin, um das sonderbare Menschenkind zu schauen. Man durfte es sich aber nicht anmerken lassen, daß man seinet-

wegen hinkam; er könnte sonst, hieß es, sehr unangenehm werden. Am Leben wird er wohl heute kaum noch sein. Bei seiner Beerdigung wird man gezwungen gewesen sein, einen Thürpfosten zu entfernen, um seine Leiche hinauszutragen.

Einige Male wurden wir alarmirt und marschirten ab, weil es hieß: die französische Flotte wollte landen; aber immer kamen wieder Gegenbefehle.

Am 5. August gegen Mittag ging ich nach der Börse, um die neuesten Depeschen zu lesen, als mir plötzlich Menschen aus derselben entgegenstürzten, die mich beinahe umgerannt hätten.

„Große Schlacht, glänzender Sieg des Kronprinzen bei Weißenburg!“ erfuhr ich endlich von den Männern, die wie von der Tarantel gestochen zu sein schienen. Bald sah ich mich umzingelt und von ganz stockfremden Menschen umhalst, ja geküßt. Verwirrt und doch hoch erfreut, eilte ich nach Hause, um es meiner freundlichen Quartierwirthin zu künden. Hier war nun wieder große Freude, die einigen feinen Marken den Hals brechen ließ. Die Dame meinte, als ich ihr den Freudentaumel der Bremer mittheilte: „Nun, daraus können Sie ermessen, was es heißen will, wenn die sonst so kühlen Bremer derartige Bocksprünge machen.“

Während man noch mit Spannung Nachrichten über die Einzelheiten jenes freudigen Ereignisses erwartete, empfing, las, studirte und besprach, kam schon die Nachricht von der Schlacht bei Spichern und von des Kronprinzen erneutem Siege bei Wörth über Mac Mahon, dem gefürchtetsten Gegner. — Setzte man die Stimmung der Bremer bei der Nachricht von Weißenburg

gleich „andante“, so ging es heute aus dem ff: nämlich fortissimo und furioso.

Nun standen auf dem Platze vor der Börse Mittags immer viele Wehrleute, die neuerer Nachrichten harrten. Diese neuen Siege aber ließen das Gefühl der Freude überlaufen. Daß diese aber solche Größenverhältnisse anzunehmen vermochte, kann man sich im gewöhnlichen Laufe der Dinge gar nicht vorstellen.

Das Unbeschreibliche
Hier ward's gethan!

könnte man hier ausrufen mit den beiden Zeilen aus dem mystischen Chor in Goethe's Faust, des Sängers, der, aus dem Elysium herabsteigend, die Verwirklichung seines Gesichtes schauen konnte, wie Schiller diejenige seiner Dithyrambe „An die Freude“:

Freude, schöner Götterfunken,
Tochter aus Elysium,
Wir betreten freudetrunken,
Himmlische, Dein Heiligthum.
Deine Zauber binden wieder
Was die Mode streng getheilt,
Alle Menschen werden Brüder,
Wo Dein sanfter Flügel weilt.

Und damit ja Schiller's fliegende Phantasie fast bis auf den Buchstaben seine Verwirklichung finde, das

Seid umschlungen, Millionen,
Diesen Kuß der ganzen Welt,
Brüder — über'm Sternenzelt
Muß ein lieber Vater wohnen —

ging am helllichten Tage auf jenem Markte des Lebens eine Umschlingerei und Küsserei unter den Männern aller Stände los, als wenn sie schon alle den letzten Grad von Paroxysmus erreicht hätten. Eine Gruppe junger, vornehmer Kaufmannssöhne faßte mich unversehens unter

die Arme, als ob ich der Leitung bedürfte, und hinunter ging es in den berühmten Keller des alten Bremer Rathshauses, wo nach dem Satz:

Kein Deutscher mag den Franzmann leiden,
Doch seine Weine trinkt er gern

sich bei feinsten Marken ein Gelage entwickelte, dessen Schluß des „Sängers Höflichkeit" — verschweigt.

Außer in Bremen lagen wir noch für kurze Zeit in der Umgegend Bremens im Quartier. Da hieß es eines Tages: Auf nach Frankreich! —

Wir rückten wieder in Bremen ein und hörten hier, daß in der Mitte August blutige Schlachten um Metz stattgefunden hätten.

Der Zufall spielt oft merkwürdig. — Am 25. August sollten wir nach Frankreich fahren und am Tage vorher ward ich dreißig Jahr alt. Meine oben beschriebene Bremer Wirthin, hatte es sich denn auch nicht nehmen lassen, dem Dichter des Liedes: „An die deutsche Armee" ein schönes Fest zum Geburtstage und Abschiede zu veranstalten, zu dem viele Einladungen ergangen und angenommen worden waren. — Eine unvergeßliche Erinnerung! — Möge Bremen in alle Zeiten wachsen, blühen und gedeihen! —

Jetzt kommt die Landwehr! hieß es auf den Stationen, welche wir durch Westphalen, an der Porta Westphalica vorbei, am Rheine entlang, durchdonnerten. Prächtig, fürchterlich zugleich sah unsere Wehrmannschaft aus: es waren hohe, kräftige, stattliche Gestalten mit mächtigen Bärten, das Lederzeug schwarz, die Brust behangen mit Ehrenzeichen aus den Feldzügen in Schleswig-Holstein und Oesterreich. Gar ernst schauten ihre Gesichter unter dem schwarzen Czako hervor, auf dem das große, weiße Landwehrkreuz weit hinleuchtete mit der erprobten Devise:



„Mit Gott für König und Vaterland." — Schon das Wort „Landwehr"! Es ist blutiger Ernst, wenn Väter zahlreicher Familien in des Feindes Land hinein müssen. — Landwehr! — 'ging es denn auch mit sichtlicher Bewegung von Mund zu Mund der auf den Stationen stehenden Jugend und ihrer Begleiter, die zurückbleiben mußten. — Man fühlte den Ernst: Väter, Gatten, Brüder, Söhne von ihnen waren vielleicht auch schon längst fort.

Es braust ein Ruf wie Donnerhall

entströmte es den jungen Kehlen. Erfrischungen wurden herangebracht; ein Jeder gab, was er hatte. Und so ging es Tage lang, Tag und Nacht. Mitternacht muß längst vergangen sein; der Zug hält auf's Neue; aber immer umtönt es uns wieder: „Es braust ein Ruf wie Donnerhall" — dieser Ruf, er hallt uns überall entgegen — empfängt uns und begleitet uns bei unserer Weiterfahrt, überall in Dorf, Stadt und Land. — Landesgrenzen schienen die Deutschen nicht mehr zu trennen.

Jetzt oder nie wird das Metall flüssig für den Guß der Germania!

Neunzehnter Abschnitt.

Bei Metz.

Die blutigen Schlachten bei Metz in den heißen Augusttagen hatten die große Armee unter Bazaine's Befehl genöthigt, Zuflucht unter den schützenden Mauern der jungfräulichen Festung Metz zu suchen, wo sie unser siegreiches Heer mit nervigen Armen fest umklammert hielt. Unsere Landwehr-Division stand in der Reserve

westlich von der Festung Saarlouis, etwa 50 Kilometer von Metz entfernt. Gegen Ende August erhielt unser Bataillon Befehl, weiter an die Grenze vorzurücken. Wir näherten uns der Festung Saarlouis, deren schußklar gemachte Wälle von weitem aussahen, als ob Heuschrecken alle Pflanzen abgeknabbert hätten. Auf den Triften vor der Festung weideten große Heerden von grauen, fahlfarbigen Ochsen, mit starken, langen, lyragerüstartigen Hörnern. Sie mußten wohl von fern herstammen, denn in deutschen Gegenden hatte ich eine derartige Race noch nicht gesehen. Sie gehörten zum lebendigen Proviant der Truppen in Frankreich. Wir überschritten Zugbrücken, welche über die wassergefüllten Gräben in die Festung und aus derselben heraus führten.

Dicht an der Grenze bezogen wir Quartier in einem Dorfe.

Am Morgen des 1. September, gegen 4 Uhr, wurden wir plötzlich alarmirt. Von den ausgestellten Posten hörten wir, daß des Nachts in der Richtung auf Metz ununterbrochenes Geschützfeuer gehört worden sei. Ein Soldat hat seine Siebensachen bald um seine sterbliche Hülle geworfen, — im Eilschritt marschirte unser Bataillon auf den Gestellplatz des Regimentes. Wir überschreiten die Grenze. Armer Grenzstein! Unter welchen religiösen Ceremonien bist Du vielleicht seiner Zeit dem Grenzgotte Terminus geweiht worden! Die zusammengeklappten Flügel Deines Grenzadlers lassen darauf schließen, daß der Grenzwächter nicht seines Amtes gewaltet hat! —

Weiler und Dörfer, durch welche wir passirten, waren öde und verlassen; die Einwohner mußten sich wohl in der nahen Festung sicherer fühlen.

Nach einigen Stunden des Marsches bezogen wir seitwärts von der nach Metz führenden schönen, festen

und glatten Chaussee, wie wir deren noch viele, von Napoleon gelegt, sehen sollten, das erste Rendez-vous, holten unser Brod und Speck hervor, um uns etwas zu stärken. Indem wir aßen, marschirten schon die ersten Rothosen, Gefangene, von Jägern begleitet, in kleinen Trupps an uns vorüber. Geschützfeuer hörten wir nicht mehr. Wir brachen wieder auf und marschirten durch Bolchen (oder wie es damals hieß Boulay), wo ein ziemlich reges Treiben herrschte. Die Blaukittel mit den in Frankreich üblichen Holzschuhen, Tabak in Gipspfeifchen schmauchend, gafften uns mit gar zweifelhaften Mienen an. Bei einer unerträglichen Hitze, in Schweiß gebadet, eilten wir weiter.

Bald kamen wir zu verlassenen Lagerplätzen, und allmälig trafen wir die ersten Zeichen einer grimmen Schlacht, die gestern hier gewüthet haben mußte, an. Todte Pferde, umgefallene und zerschossene Lafetten, ferner Käppis, Helme und andere Ausrüstungsgegenstände lagen zerstreut umher, doch keine Leichen oder Verwundete.

Die Sonne hatte fast ihren Zenith erreicht, und unter ihren sengenden Strahlen fiel mancher schwere Schweißtropfen gleichsam wie eine unfreiwillige Zähre ob all solchem Kriegsgräuel zum treuen Mutterherzen unserer Erde nieder. Aber wirkliche, echte Thränen in Strömen würden sie wohl geweint haben, die Mütter, Bräute, Gattinnen, Schwestern und Töchter, wenn sie hätten sehen können, wie ihre Väter, Brüder, Männer, Söhne u. s. w. Theilnehmer an einer Prozession, deren Eindruck ich nie in meinem Leben vergessen werde, sein mußten!

Uns entgegen, von Metz her, zog näher und näher ein ganz rother, anscheinend gleichartiger Körper, der je näher, sich desto mehr vor unseren Augen auflöste in einzelne zweiräderige Karren, die von Gruppen armer verwundeter Soldaten des ersten preußischen Armee-

Corps vollgepfropft waren. Die Verbände ihrer anscheinend sehr schweren Wunden mußten wohl nicht dicht oder kräftig genug gewesen sein, um den starken Fluß des jugendlichen Blutes und noch dazu bei dieser glühenden, dörrenden Sonne, zurückzuhalten. Aus den vielen Kanälen tropfte es theils auf Karrentheile nieder, theils bildete es blutige Ueberzüge über Mann und Wagen. Ein entsetzlicher Anblick! Unter denen, welche lebten, sahen wir, immer eilig unsere Schritte fortsetzend, gar manchen armen Kerl, dessen todtfahles Gesicht uns sagte, daß er „alle Feindseligkeiten eingestellt" habe. Viele wieder von den lebenden jungen Liniensoldaten dazwischen grüßten uns begeistert mit dem Zuruf: „Bravo Landwehr, daß Ihr kommt! Bald wäre es nicht mehr gegangen!" Es war die Schlacht von Noißeville.

Bazaine hatte nach Osten hin unsere Linien durchbrechen wollen, um, ausgebrochen, unsere Metz umzingelnde Armee seinerseits östlich, und der bei Sedan stehende Mac Mahon westlich derselben, zwischen zwei Feuer zu nehmen. Doch die Kriegslist war gründlich gescheitert, obwohl unsere Seite große Opfer hatte bringen müssen.

Endlich spät am Nachmittage gelangten wir an unseren anscheinenden Bestimmungsplatz. Rechts von der genannten Chaussee, welche zu beiden Seiten mit hohen Pappeln bestanden war, schlugen wir unser Lager auf. Wir wußten nicht, daß wir in die erste, dem Feinde am nächsten liegende Cernirungslinie eingerückt waren. Wir lagerten auf einer Hochebene, von der wir in ein breites, tiefes, schön grünes Thal vor uns herabsehen konnten. Inmitten desselben sahen wir Metz mit seinen gewaltigen Befestigungen aufsteigen, wo hunderttausende uns feindlicher Kräfte beherbergt wurden.

Die Sonne beleuchtete die Scenerie so prächtig, als

ob nie die Menschheit ihr Paradies verloren, als ob in den vergangenen Tagen, ja Stunden nie der Tod mit allen seinen furchtbaren Werkzeugen hier thätig gewesen wäre. — Keine Kanonen donnerten, keine Gewehre knatterten, keine Angriffe fanden statt. — Alles sah so friedlich aus. — Ich meinte zu träumen, wenn ich daran dachte, daß solche grauenhaften Dinge je sich sollten ereignet haben, daß christliche Männer und Völker darauf ausgewesen wären, sich einander zu vernichten.

Plötzlich wurde ich aus meinem Sinnen aufgeschreckt durch einiger Wehrleute Geschrei: „Kommen Sie doch einmal hierher!" Ich sah sie bei einem großen Getreideschober in voller Aufregung stehen. Eilig mich zu ihnen gesellend, sah ich, wie einige Kameraden unter dem Schober die starren Körper zweier unserer Soldaten hervorzogen, welche wahrscheinlich vor heftigem Schmerz schwerer Wunden und von Furcht und Todeskampf angetrieben, noch einmal ihre gesammte Lebenskraft zusammengerafft hatten, um sich mit einer schier unglaublichen Energie in die compacte Masse des Schobers hinein zu bohren. Sie hatten sich so gut versteckt, daß Niemand ihren sonderbaren Aufenthalt entdeckt haben würde, hätten nicht Blutspuren die Aufmerksamkeit meiner Kameraden erregt. Die Gefundenen wurden von uns feierlich beerdigt, nachdem ihnen die blechernen Erkennungsmarken, behufs Feststellung ihrer Namen, abgenommen worden waren.

Die folgende Nacht, welche von einer ungemein wohlthuenden Milde war, verging, und, ganz wider Erwarten, störte nichts den tiefen Schlaf der müden, im Lager schlafenden Wehrleute, welche in ihre Mäntel gehüllt, aber gerüstet für jedes Vorkommniß ausgestreckt lagen; vielleicht träumend von den Ihrigen, für die sie noch schnell

eine auf dem Tournister geschriebene Feldpostkarte dem herumreitenden Feldpostmann übergeben hatten.

Am Nachmittag des nächsten Tages rasselten hessen-darm-städtische Schwadronen in Linie hinter unsere Aufstellung, um uns abzulösen, während wir zu gründlicher Rast in eine hintere Cernirungslinie zurück marschirten.

Wir waren kaum in unsere Quartiere gelangt und hatten es uns schon etwas bequem gemacht, — die Sonne ging fast zu Rüste, — da kamen plötzlich Gerüchte in Umlauf, daß die gesammte Armee Mac Mahons, mit diesem selbst und dem Kaiser, den Niemand bei der Armee vermuthet hatte, gefangen genommen worden wäre.

Keiner von uns wagte nur, ein solch unerhörtes Ereigniß zu glauben. Das Dorf, in welchem wir lagen, befand sich an der schon beschriebenen Chaussee von Saarlouis nach Metz. Spät gegen Abend traf von der ersteren Festung, auf seinem Wege nach vor uns liegenden Truppen, ein Major ein, der freudig jene Gerüchte mit dem Hinzufügen bestätigte, daß er selbst in Saarlouis das von Berlin eingegangene Telegramm gelesen habe.

Nie werde ich den ungehemmten Gefühlsausbruch unserer Landwehrleute vergessen: „Hurrah! Hurrah! und immer wieder Hurrah! Nun werden wir bald einen deutschen Kaiser haben und nach Hause gehen!“ — Die Nacht zog heran und die Lagerfeuer, soweit wir sehen konnten, flammten um Metz auf. Aus den Lagern tönte ein unaufhörliches Jubelgeschrei herüber. Der eingeschlossene Feind muß ja bei solchem Gefühlsausbruch zusammengefahren sein, den zu unterdrücken, bei solchen Verhältnissen, es ja ganz unnatürlich gewesen sein würde.

An einem der nächsten Tage erhielt unser Bataillon Befehl, Patrouille zwischen verschiedenen Lagern um

Metz zu gehen. Bei dieser Gelegenheit sahen wir die so berühmt gewordenen Schlachtplätze bei Gorze, Marie-aux-chênes, Gravelotte, Mars-la-Tours u. s. w.

Ein abscheuliches Regenwetter war wieder eingetreten. Unaufhörlich fiel der starke Regen, die thonigen Stoppelfelder bildeten eine zusammenhängende Masse, welche Ueberschuhe um unser Schuhzeug bildete, die aber bald, in Folge ihres Gewichtes, abfielen, um Neubildungen Platz zu machen. Damals trug man noch keine Jäger'schen Unterkleider von Wolle. — Durchnäßt bis auf die Haut, konnten wir uns gar nicht erwärmen, denn die Feuer gingen im bezogenen Lager aus. Sich hinlegen war undenkbar und stand man, so sank man in den Schmutz ein. Hütten konnten aus Mangel an Stroh nicht gebaut werden. Dabei der Wachtdienst. Glücklicherweise bekam ich eine Patrouille zu einem anderen lagernden Bataillon hin, der Zwanziger. Der Haupttrupp der Wache lag in einem großen massiven Schafstall. Diese Kameraden waren vor dem Regen wohl geborgen, und da sie gerade einen köstlichen Mocca gebraut hatten; erquickten sie kameradschaftlich uns Aermste.

Am nächsten Morgen bekamen wir Befehl zum Abmarsch; das Wetter hatte sich aufgeklärt. Wir waren froh, aus dem gräßlichen Schmutz fortzukommen. In Verny bezogen wir Quartier auf einem Gutsgehöft, dessen Aussehen bekundete, welchen Unbilden des Krieges es schon ausgesetzt gewesen sein mußte. Der Soldat muß leben und alles, was nur irgendwie diesem Zweck dienen kann, wird erbarmungslos geopfert.

Wir sollten nun Gefangene transportiren, die bei Sedan in so ungeheurer Zahl in unsere Hände gefallen waren.

Gegen Mittag sollte der erste Transport von Sedan her eintreffen und von uns übernommen und nach Remilly weiter escortirt werden, einer Station, welche an der von unseren Pionieren zur Umgehung von Metz erbauten Bahn lag.

Von meinem Bataillon kam zuerst meine Compagnie an die Reihe. Zum Befehlshaber über diesen Transport war unser Premierlieutenant, ein Maurermeister, ausersehen. Es war ein Hühne von Gestalt und doch von wenig energischem Wesen. Er ließ sich, wie man sagt, etwas gehen. Das bischen Französisch, was er auf der Schulbank erfaßt, hatte er nach seinem eigenen Zugeständniß, längst vergessen. Er pflegte dann auch später in Frankreich nie eine selbständige militärische Aufgabe zu übernehmen, ohne daß er meine Wenigkeit sich hatte seinem Stabe attachiren lassen. Und so war es auch diesmal.

Nun hatte ich mir in instinktiver Voraussicht die französischen Kommandoworte zur Bewegung eines Heerkörpers, wie klein er auch sein mochte, gründlich eingeprägt. Das Kommandiren ist ein abgekürztes Verfahren. Es bedarf nicht langer Reden, um den Leuten klar zu machen, was man eigentlich will.

Niemandem, auch meinen vertrautesten Kameraden nicht, hatte ich den lustigen Plan offenbart.

Die Mittagszeit nahte; die zu escortirenden Franzosen, etwa 130, waren eingetroffen, und da es sich um den ersten Transport handelte, erschienen fast alle dienstfreien Offiziere des Bataillons vor dem Dorfe auf der Stelle, wo die Gefangenen „diniren" sollten. Das Erste, was mein Lieutenant mir sagte, war: „Uebernehmen Sie das Commando; ich werde doch mit dieser Schwefelbande nicht fertig." Das that ich denn auch.

Die Franzosen hatten ihr „Diner“, Speck und Brodt, beendet; es war 12 Uhr.

Das unerwartete Platzen einer Bombe inmitten einer friedlichen Menge hätte keinen tieferen Eindruck machen können, als das laute, weithin donnernde Kommando: „Mettez-vous en rangs!“ hier auf Freund und Feind verursachte.

Garde- (à) vous — pleton!	(still gestanden)!
alignement!	Richt't Euch!
(à) droite!	Rechts um!
En avant marche!	Bataillon marsch!
oblique (à) droite!	halb rechts!
oblique (à) gauche!	halb links!
En avant — marche!	Gerade aus!

Der erzielte Eindruck hatte aber bei Freund und Feind den entgegengesetzten Eindruck. Die Gefangenen, bedrückt von den vielen entmuthigenden Vorkommnissen der letztvergangenen Tage, sprangen auf, als ob ihr Geschick eine bessere Wendung genommen hätte. Den Eindruck auf unserer Seite konnte ich nicht beobachten; doch, wie mir Kameraden bei meiner Zurückkunft mittheilten, stand man auch hier für einen Augenblick unter der Wirkung einer schwarzen Illusion.

Ohne Zögern donnerte ich meinen Willen weiter, und die Leute kamen von der Stelle wie eine Locomotive.

Außer dem Premier-Lieutenant und einem zweiten Unteroffizier, waren noch etwa 13 Mann zur Bedeckung, also auf je 10 Franzosen ein Landwehrmann. Es war ein heißer Tag, kein Lüftchen rührte sich. — Eine erdrückende Schwüle ließ auf Gewitterneigung schließen. Die electrische Spannung in der Luft muß einen ursächlichen Zusammenhang mit unserem thierischen Magnetismus haben.

Bald führte uns unser Weg durch Engpässe und Wald. Schulter an Schulter mit den Gefangenen mußten die Bedeckungsmannschaften hier marschiren. Ein einheitlich gelenkter, gleichzeitig in die That übersetzter Wille hätte in einem Augenblicke den Begleitern die Gewehre entrissen und sie niedergemacht, um die goldene Freiheit im sicheren Walde zu gewinnen.

Die Franzosen hatten meist die Ruhr und alle Augenblicke mußte Halt gemacht werden, um . . . . dabei zu stehen! Tiefschwarz hatte sich der Himmel umzogen und ein Hagelwetter prasselte auf uns nieder, daß man schier erschlagen zu werden glaubte. Dann folgte fast eine Stunde lang ein nicht minder heftiger Regen. Wir traten aus dem Wald. Das Unwetter ließ nach. Von fern erblickte ich ein Dorf. Infolge der Ruhr klagten die Franzosen über quälenden Durst. Während ich die Gefangenen um das Dorf führen ließ, ging ich durch das Dorf und schrie: Des sceaux d'eau pour les soldats! (Eimer Wasser für die Soldaten.)

Unser Trupp hatte jenseits des Dorfes Halt gemacht. Schon stürzten die Dorfbewohnerinnen mit Gefäßen voll Wassers uns nach. Gierig tranken die Leute das gereichte Wasser; das Weibsvolk heulte, aber öffnete, ohne daß wir es gleich hindern konnten, ihre Körbe und verabreichten, — man denke! — Pflaumen. Es wurde schon wieder dunkeler, ich verbot das Nehmen und Geben von Pflaumen; aber die thierischen Triebe im Menschen waren erwacht, und es drohte — eine Krisis, es drohte die Controle verloren zu gehen, — ja — es drohte mehr! — Da holte ich die 4 mitmarschirenden Unteroffiziere der Gefangenen an die Spitze der Colonne und wies die Begleitmannschaft an, jeden Gefangenen, der nicht den von den Avancirten an der Spitze zu fassenden Tritt sofort auf.

nehme, unbarmherzig niederzustoßen. Ich theilte dies kurz den Gefangenen mit, und die 4 Avancirten als erstes nach dem Marschziel zu gerichtete Glied, traten auf mein Commando: En avant — marche! an; die nächsten Franzosen nahmen den Tritt auf u. s. w. und ich kam glücklich mit der „Schwefelbande“ von der Stelle, ohne daß es ein Leben gekostet hätte. Die Ermüdung, die Aufregung und die Durchnässung machte sich aber bald bei mir bemerklich; ich bekam Schüttelfröste. Erst das Schwitzen, dann der kalte Hagelschauer, dann bald darauf das Stehen im durchnäßten Boden — alles ließ mich eine Erkältung befürchten. — Mein Premier-Lieutenant reicht mir aber seine Flasche Rothwein, die er glücklicherweise bei sich führte, um einen ordentlichen Schluck zu nehmen. Dies, sowie die erneute Bewegung ließen mich wieder aufthauen. Ein Landregen hatte eingesetzt und es regnete in einem fort. Bei strömendem Regen in stockfinsterer Nacht kamen wir gegen 10 Uhr in Remilly an, wo kein Licht zu sehen war. Endlich, ich weiß gar nicht wie, wurden wir die Gefangenen los.

Aber nun wohin? Die Häuser waren verlassen, theilweise zerstört. Ich brauchte nothwendig trockene Kleider und Erwärmung. Wir tasteten im Dunkeln umher als ich gegen einen matschigen, schlüpfrigen Hügel stieß; es war ein im Freien stehender, hoher Haufen von Commißbroten, die das unverhofft eingetretene Unwetter zerweicht hatte. Ich irrte weiter, da hörte ich fressende Pferde und Hufgestampf. Ich öffnete den Stall und erblickte einen Armee-Gendarmen bei Pferden. Mitleidig nahm er mich im warmen Pferdestall auf, und gab mir ein Paar trockene Strümpfe. Nachdem ich meine nassen Sachen auf ein Futtergestell gehängt und mich mit einem trockenen Mantel des Kriegskameraden bedeckt hatte, sank ich zwischen den Pferden todtmüde

nieder, mir gleich, ob die Hufe gegen die Umfassungsbretter donnerten, oder ob der Pferdedung meiner Nase höchst ungewohnte Düfte spendete. Heute dünkten sie mir Veilchendüfte!

Frisch gestärkt, stand ich am nächsten Morgen auf, um von einem der Johaniter-Ritter, die hier eine Niederlage hatten, allerlei Erquickungen, Wein und eine Unterjacke von der Dicke eines dünnen Brettes zu erhalten. Ein solches Unicum von Jacke, welche ich viele Jahre noch gehabt hatte, und die unverwüstlich schien, habe ich nie wieder gesehen. — Dank der Strickerin derselben.

Einige Tage später marschirten wir durch Pont-à-Mousson weiter nach Frankreich hinein.

Zwanzigster Abschnitt.

Kreuz und Quer in der Champagne.

Noch einmal am 10. September 1870 begrüßten wir die Mosel. — In Pont-à-Mousson war einst eine Universität der Lothringischen Herzöge. — Unser Bataillon sollte jenseits der Mosel Quartier nehmen. Ich war höchst erfreut, als ich den Auftrag erhielt, im Städtchen schnell einige Artikel zu kaufen und nachzumarschiren. Meinen Auftrag hatte ich schnell ausgeführt, und schnell ging es noch hinein in ein estaminet, um mich an einem Beefsteak, Bratkartoffeln und einem Glase Bier, dem längst ersehnten, zu erquicken. Das aufgesuchte Lokal war voll

von Bürgern und Soldaten: die Geschäfte schienen gut zu gehen. Eilig zog ich meinem Bataillon nach.

Am nächsten Tage rückten wir über St. Mihiel an der Maaß aus Lothringen in die berühmte Champagne, in der wir in der nächsten Zeit kreuz und quer wie eine Polizei-Truppe wandern sollten. Die Champagne ist ein welliges, einförmiges, dürres, steppenartiges Gelände, ein mit dünner Ackererde bedeckter Kreideboden; weite, weißgraue Flächen mit spärlichen Gehölzen, mit Getreidefeldern, oder Rebenpflanzungen, meist aber Viehtriften. Nur die Flüsse mit Wiesen und zahlreiche Ortschaften unterbrechen die Einförmigkeit.

Allerlei geschichtliche Erinnerungen im großen Style tauchen im Geiste auf bei dem Worte Chalons an der Marne (das Catalaunum der Römer), dem wir nunmehr uns nahten. Noch bis vor 4 Wochen bestand hier für 2 französische Armee-Corps das so gefürchtete stehende Uebungslager, 12 500 Hektar groß, und, nördlich bis nach Reims hin, die berühmten catalaunischen Felder, auf denen die für Europas Schicksal so entscheidende Schlacht zwischen der Gottesgeißel Attila, dem Könige der wilden Hunnenhorden, und dem Römer Aëtius in der Mitte des 5. Jahrhunderts stattfand.

Doch unser Weg führte schnurstracks durch die Champagnerweine kelternde Stadt, deren sonntäglich geputzte Bewohner, uns begaffend, wohl Vergleiche über den schnellen Wechsel der Dinge anstellen mochten.

Vertus ist unser Ziel für heute. Ein prächtig dem Auge sich darbietendes Städtchen. Wohlhabenheit überall. Zum ersten Male nach langer Zeit erhielten wir menschenwürdige Verpflegung, und zum ersten Male kosteten wir in Frankreich französische Weine. „Sie kann der Aermste trinken,“ so mögen wohl unsere Wehrleute auch

gedacht haben; denn als in nächster Nacht das Bataillon, alarmirt zum Weitermarsch, antrat, fehlten zwei biedere Krieger: Bacchus und Morpheus hatten sie überwunden. Das Erwachen wird für sie erfreulich gewesen sein! Wir mußten sie ihrem Schicksal überlassen. Trotz ihrer Unkenntniß der Landessprache waren sie doch nach einigen Tagen wieder zu unserem Bataillon gestoßen.

Vom 30. September ab sollte Epernay uns 8 Tage Gastfreundschaft gewähren. Herrliche Aussichten! — Wer könnte sich die Stadt denken ohne jenem schäumenden göttlichen Nektar, den die Olympier bei ihrer Flucht vor der sündigen Menschheit auf Erden vergessen haben müssen, wie das Feuer. Feurig sind auch seine Wirkungen. Bald konnten wir ihn in der niedlichen und reinlichen Stadt von etwa 8—9 Tausend Einwohnern an Ort und Stelle probiren; denn bei dem Stillstande des Handels bekam man schon für einen Franken eine halbe Flasche davon. Ich lag bei ziemlich armen Leuten im Quartier, denen ich das uns gelieferte Fleisch gern schenkte. Der Ort war erfüllt von Hospitälern und Lazarethen. Weiße Armbinden mit dem rothen Kreuze sahen wir in großer Anzahl. Einige Male wurden wir kommandirt, im Lazareth verstorbenen Verwundeten Frankreichs die letzten militärischen Ehren zu erweisen. Das eine Mal wäre es hinter den Särgen, hätten wir nicht die Vernünftigeren gespielt, bald zu einem Kampfe gekommen; denn als wir, um den Särgen zu folgen, auf Commando die Gewehre über nahmen, drängten sich die meist den aufgeregten Arbeiterklassen angehörigen Einwohner mit vieler Gewalt zwischen die Särge und unser militärisches Geleit. Da unser Vaterland dabei ja nicht in Gefahr stand, ließen wir den Unvernünftigen, Angesichts der Majestät des Todes, gern den Vortritt.

Hier in Epernay bekam ich nach langer Zeit wieder einmal eine Zeitung in die Hand; es war eine französische. Ich erfuhr daraus, daß Napoleon nach Wilhelmshöhe als Gefangener gekommen, Kaiserin Eugenie nach England geflohen und in Paris eine Regierung der nationalen Vertheidigung, mit Jules Favre und Gambetta an der Spitze, errichtet worden sei.

Mein Hauptmann, ein kleiner untersetzter Mann, Amtsrichter seines Standes, wohl schier 2 Centner schwer, hatte ein „stetes Leiden“, wie man sagt, tüchtige, lasttragende Pferde zu finden, bei denen man weniger auf Trakehner Eigenschaften als auf ein eisernes Kreuz sah. Um Pferde in dieser heimgesuchten Gegend überhaupt zu finden, mußte man schon ein Sonntagskind sein. Doch in Vouzy bei Vertus, unserem letzten Quartier, war ein so kostbares Lebewesen entdeckt worden. Aber auch dieser Vierfüßler schien dem Hochdruck, dem er nur während weniger Marschstunden ausgesetzt worden war, nicht gewachsen gewesen zu sein, denn als Sprachenkundiger wurde ich mit der Ehre bedacht, den leidenden Gaul in sein Heimathsland zu geleiten. Preußen requiriren zwar, aber vernichten nicht zwecklos fremdes Eigenthum. Begleitet von noch zwei Wehrleuten, hatte ich den Gaul bei dem Maire in Vertus abzugeben. Auf dem bei schönstem Sonnenschein angetretenen Rückwege hatte ich Muße, herrliche Striche Frankreichs zu bewundern. Wir kamen nach dem rebenhügeligen Avize. Im Licht der schon ziemlich tief stehenden Sonne funkelte es in den Weinbergen, (wirkliche Berge!) als ob sie mit kostbarem blitzenden Edelgeschmeide übersäet worden wären. Außer uns

bescheidenen Vertretern schien das Reich des Kriegsgottes hier unbekannt zu sein. Die Weinernte hatte begonnen.

Dionysos, den Homer die Freude der Menschen nannte, hatte heute sein Hauptquartier hier aufgeschlagen, um, mit Gaben der herrlichsten Trauben in der Welt, der Menschen Herz und Zunge zu laben, Sorgen und Traurigkeit verschwinden zu lassen. Fröhlicher Jubellärm hallte in den Bergen. Es schien mir, als wollten jenes Weingottes Diener und Dienerinnen herniedersteigen, um in ungebändigter Wildheit unter dem Ausruf: „Evoe", auch uns in ihren Zauberkreis zu bannen.

An der Straße, mitten in den Weinbergen, lag ein Gasthaus, von dessen Wirth wir uns ein Fläschchen Nectars reichen ließen. Man hätte dem Hüter solcher Schätze zurufen mögen:

Kreiden entstammend, o Wirth! aufschäumen funkelnd die Perlen:
Wohl uns! — wenn doch den Weinen stets ferne nun bliebe dein Kreiden.

Schwer trennten wir uns von dem herrlichen Stückchen Erde.

Ich mußte mich bei meinem Bataillons-Commandeur zurückmelden, der im prächtigen Schlosse eines Champagner-Fürsten Quartier hatte und gerade beim lukullischen Diner saß. Wohlgelaunt kredenzte er mir, — es kostete ihn ja nichts, — einen großen Humpen des prickelnden Landesgetränkes.

Nach einigen Tagen schlugen wir Anfangs Oktober unsere Weideplätze in einem Dorfe bei Reims auf. Ich kam zu einem schon bejahrten Bauer in Quartier. Er war in seiner Jugend selbst Soldat gewesen und unterhielt sich gern über militärische Dinge. Er war ein guter Kerl und freute sich königlich, daß ich mich mit

ihm französisch unterhalten konnte. Manches Hähnlein aus seinem Hühner-Völklein opferte er mir daher freiwillig.

Es war eines Sonnabends, und der Nachmittag dienstfrei, weshalb mehrere Offiziere des Bataillons, darunter auch mein Maurermeister, beabsichtigten, dem nahen Reims einen Besuch abzustatten. Sie nahmen auch mich mit.

Wir begaben uns, nachdem einige nothwendige Einkäufe gemacht waren, nach dem Platz der Cathedrale, um in einem uralten Hotel wieder einmal ein vernünftiges Diner einzunehmen. Der ungemein höfliche Wirth bot sein Möglichstes auf, um auch selbst weitgehende Ansprüche zu befriedigen. Sogar Gelé von Spanferkel fehlte nicht. Obwohl verschiedene Arten Weine, auch Champagner, genossen worden waren, stellte sich doch die ganze Zeche nur auf 3½ Francs pro Kopf, ein niedriger Preis, wenn man erwägt, daß in jenen Kriegsläuften es doch an geordneter Zufuhr fehlte.

Es war etwa 2 Uhr Nachmittags durch, als wir aufbrachen, um die Cathedrale, in der so viele von Frankreichs Königen gekrönt worden waren, näher in Augenschein zu nehmen. Da steht sie schon vor uns, leicht und luftig, wohl eins der wunderbarsten Denkmäler der Baukunst nördlich der Alpen. Wer mag sie wohl ohne Abbild beschreiben? Die ganze dreitheilige, über drei mächtigen, spitzbögigen, tief zu den Schiffen des Innern einführenden Portalen erbaute zweithürmige Front läßt gar nicht vermuthen, daß die Millionen zarter, und doch in großen Grundzügen ebenmäßig angeordneter Glieder aus Sandstein bestehen. Es ist, als ob ein kunstvolle Muster enthaltender, ungeheurer, feiner, durchbrochener Schleier über die Grundformen des erhabenen Gotteshauses, wie über eine Braut gebreitet und, die edlen Ebenmaße mehr verzierend als verhüllend, durch ein Wort der

Allmacht versteinert worden wäre. Ein Kunstgriff des berühmten Erbauers Robert de Courcy, nämlich die Anbringung äußerer Blend-Spitzbögen an den zu dünnen und zu hohen Mauern, gestattete den Bauleuten, die Wölbungen zu erstaunlichen Höhen zu führen, die Fenster zu vervielfältigen und die dem romanischen Style eigenen, von außen angebrachten Stützen zu verwerfen. Die Façade ist viel höher als breit, ihre wagerechten Eintheilungen verschwinden unter dem sie überladenden, bewunderungswürdigen Zierrath. Die Thürme, ungemein elegant, streben bis auf 83 Meter über den Boden empor. Oberhalb des dritten großen Portals, unter einer großen Bogenwölbung, entfaltet sich eine prachtvolle Rosette, leider in ihrer unteren Hälfte verdeckt durch die mit Blumenzierrath versehene Spitze der Vorhalle. Die Statuen der französischen Könige stehen geschützt unter Zinnen oder Helmdächern einer langen Gallerie, welche von dem First des großen Schiffes überragt wird.

Wir suchten nach einem Custos oder Thurmwächter, der uns nach einem der Thürme geleiten sollte. Die Kirche war geöffnet, es fand gerade eine Trauung statt. Wir hatten nicht viel Zeit, um das Innere zu besehen, in dem einst die Krönung Carls VII., dank der Begeisterung der Jungfrau von Orleans, vollzogen werden konnte.

Reims genoß die Ehre, die Krönungsstadt französischer Könige zu sein, weil hier der Verwahrungsort des heiligen Salbgefäßes (sainte ampoule) und des heiligen Oeles war. Nach einer Sage soll zur Zeit des heiligen Rémy, als er Chlodwig, den Stifter der fränkischen Monarchie, taufen sollte, eine Taube mit einem Fläschchen Oel vom Himmel geflogen sein, und dieses Oel vom Beginn des sechsten bis zum Beginn des neunzehnten

Jahrhunderts ausgereicht haben, dann aber von einem Aufrührer, Namens Ruhl, zerbrochen worden sein. —

Schließlich kam ein dienstbarer Geist mit einem Bund großer Schlüssel, und hinauf ging es die vielen Stufen des linken Thurmes, um einen Ausblick in die berühmte Champagne zu halten. Nach einer Weile entschuldigte sich der Küster damit, daß er zur Trauung hinunter müsse, und ging ab, die schwere Thurmthür wie absichtslos hinter sich zuschlagend. Des Sehens hatten wir bald genug, und wir wollten nach unserem Dorfe zurückkehren. Die Thür, an der ein schier drei Viertel Quadratmeter großes Schloß mittels zwölf Schrauben befestigt war, deren Köpfe die Größe eines Markstückes hatten, war von innen nicht zu öffnen. Und der Kerl kam nicht zurück. Wir waren schon eine Stunde oben. Wir mußten indeß fort. Leicht gesagt, aber wie? Uns überfiel schon ein ahnungsvolles Grauen bei dem Verdachte, daß der Kerl uns hier hoch in den Lüften entweder für eine Gefangennahme oder für eine Verhungerung aufbewahren wolle. Eine nette Aussicht das!

Da greift mein schweigsamer Premier-Lieutenant und Maurermeister in die Tiefe einer Tasche und holt ein Universalwerkzeug hervor, an welchem Messer, Säge, Hammer, Bohrer, Zange und ein kräftiger Schraubenzieher sich befand. Fest setzt er diesen in den Querschnitt eines Schraubenkopfes und eine mächtige Drehung von rechts nach links wird versucht. Die eingerostete Schraube rückt und rührt sich aber nicht. Der Aufschließer kommt nicht wieder! Mit der Kraft eines Verzweifelten wird die Drehung wiederholt, da, knarrend giebt die Schraube nach. Der Beweis der Möglichkeit des schwierigen Vorhabens ist gegeben, und weiter geht die Arbeit, des Schweißes der Edlen werth. Unser Hühne bleibt

der Vorarbeiter, da der Anderen Kräfte für diese Aufgabe nicht ausreichen. Die locker gedrehten Schrauben werden allmälig von uns sechs Gefangenen weiter entfernt und schließlich — sinkt das Ungethüm von Schloß zu Boden. Wir sind frei!

Freiheit! — Wer schätzt dich, so lange man dich athmet wie die unentbehrliche Luft? — Wer kennt die ärmsten der Unglücklichen, die in dunkelen, unterirdischen Kerkermauern, in Gesellschaft von Kröten, Ratten, Mäusen und Spinnen, ihr Leben voller Grausen, fern von allem, was dem Menschen das Dasein versüßt, vertrauern mußten — vielleicht noch irgendwo müssen? — Tiefste Finsterniß, wo Heulen und Zähneklappen erschallt, ist ja schon — die Hölle auf Erden! —

Ob nachträglich Schritte gethan worden sind, den Kerl für seine Niedertracht zu züchtigen, davon habe ich nichts gehört. — Wir eilten nach Hause.

Am Abend des folgenden Sonntags saß ich bei meinem gemüthlichen alten Wirth, und wir unterhielten uns bei einem Glase Rebensaft über alle die „Geschichten, die da geschehen waren und noch geschehen könnten“. Nach etwa 11 Uhr suchte ich mein Lager auf. Ich mochte gerade im ersten und tiefsten Schlafe liegen, als heftig an meine Thür gepocht wurde. Ein Lebenszeichen bekundend, hörte ich meinen alten, guten Wirth rufen: „Sergeant, on bat le tambour!“ (Es wird Generalmarsch geschlagen!) Ich fuhr schleunigst in die kriegsmäßige Ausrüstung und stürmte hinaus nach dem immer im Voraus bestimmten Alarmplatze. Es war Mitternacht vorbei. Die Fenster der Einwohner waren — dies wird auch vorher stets angeordnet, — erleuchtet. Mit einem

Laternenmann an der Spitze rückte die Compagnie auf den Alarmplatz des Bataillons. — Ich wurde aufgerufen und zum Bataillons-Commandeur befohlen. Mit Sicherheitsmaßregeln, die Spitzen voran, der Oberstlieutenant zu Fuß und meine Wenigkeit dabei, rückten wir ab.

Jetzt erst weihte mich der Oberstlieutenant in das Geheimniß ein: bei Chateau Thierry hatte ein Trupp Gefangener die begleitende Mannschaft überwältigt und war entflohen. Eine Art Kesseltreiben war nun befohlen worden, und unser Bataillon sollte die Suche in der Richtung von Reims nach Epernay übernehmen. Der Bataillons-Commandeur hatte mich zum Dolmetscher an die Seite genommen. Wir marschirten behutsam, ohne Geräusch auf der Landstraße, links und rechts möglichst Haus und Land durchforschend. Nach etwa einer Stunde — wir hatten eben ein Dorf passirt — blitzte uns aus einem Häuschen linker Hand ein Lichtlein entgegen. Es ist merkwürdig, wie das Auge auch in dunkler Nacht sich allmälig daran gewöhnt, die geringsten helleren oder dunkleren Lichtgrade zu unterscheiden.

Nach hinten wurde abgewinkt; lautlos machte das Bataillon Halt; der Oberstlieutenant mit mir und den beiden Mann der Spitze auf den Fußspitzen leise zum einsamen Hause schleichend, nahmen wir wahr, daß das Licht nicht aus einem Vorderraume, der dunkel war, hervordrang, sondern aus einem Hinterstübchen. Die Thüren beider Räume waren kaum angelehnt: aus welchen Gründen ist mir eigentlich heute noch ein Räthsel. In einem weiß überzogenen Bette, das mit dem Kopfende in der Ecke rechts von der halb offenen Thüre stand, saß ein rosiges, dralles Weibchen im Négligé; sie sprach anscheinend mit Jemanden, der, von der Thür verdeckt, für uns unsichtbar war. Unbemerkt waren wir an die zweite Thür gelangt. Als wir

diese plötzlich aufstießen, fuhr das Weiblein mit einem Schrei unter die Decke, und vor uns stand im Nachtgewande, einen gewissen Topf vor Schreck zu Boden fallen lassend, ein sonnenverbrannter Mann mit französischem Knebelbart. — Er leugnete, Soldat gewesen zu sein, weil er ein Doppelbruchband trüge. Bei der Durchsuchung fanden wir nichts, was seine Angaben verdächtigte, und so gingen wir — lachend über das unbeschreibliche Bild — von dannen! Gemüthlich geworden, holte mein Oberstlieutenant ein Fläschchen Cognac hervor und ließ mich einen erwärmenden Schluck nehmen.

Weiter marschirten wir. — Wir fanden nichts Verdächtiges. — Der Morgen fing schon an zu grauen. Wir marschirten durch einen Wald. — Ein Holzfäller wollte eben seines Amtes walten. Als ich auf ihn zuging, um ihn auszufragen, ergriff er voller Angst in weiten Sprüngen das Hasenpanier. — Weiter ging es. Etwa hundert Schritt abseits der Heerstraße stand ein ganz einsames Häuschen, dessen Fenster durch Läden geschlossen waren. Wir klopften; Niemand meldete sich; Niemand öffnete die geschlossene Thür. — „Schlagt die Thüre ein!" befahl der Oberstlieutenant den vorgezogenen Wehrleuten, die Schanzzeug trugen. Donnernd, im Wald widerhallend, fielen Axthiebe in das Thürfutter, und die Bahn war frei. — Ich öffnete die Thür, und — zitternd wie Espenlaub, im tiefsten Négligé, stand eine schon etwas bejahrte Frau, die eben aus dem Bette gesprungen zu sein schien, vor uns. Auch hier war nichts von Gefangenen, wie auch sonst auf unserer ganzen Tour, zu entdecken.

Das Bataillon hatte den Befehl ausgeführt, und wir kehrten nach Reims zurück, um — in der Stadt selbst Quartier zu nehmen. Hier hatte ich das Vergnügen, eine

Gefängnißwache zu beziehen. — In einem Restaurant, das ich besuchte, fiel mir auf, daß junge Franzosen Deutsch trieben, welches ihnen sauer genug zu werden schien.

Nach einigen Tagen, am 3. Oktober, wurde unsere Compagnie in drei Züge getheilt, um in drei verschiedenen Ortschaften alle aufzutreibenden Fuhrwerke zu requiriren. Mein Premier hatte mit seinem Zuge diese Aufgabe in Sillery zu erfüllen. Nun, dachte ich bei mir, wir sollen uns wohl gründliche Kenntnisse im Champagnerstudium erwerben!

Vor Sillery angekommen, wurden alle Auswege aus dem Ort mit Doppelposten besetzt, um kein Fuhrwerk abfahren zu lassen. Der Maire wurde besucht und ihm der Auftrag ertheilt, die Trommel — das in Frankreich gebräuchliche Instrument der Ausrufer — schlagen und die Gemeinde berufen zu lassen. Geschah. Als die Gemeinde versammelt war, sagte ich ihnen etwa Folgendes: „Meine Herren, in einer Stunde von jetzt ab sind sämmtliche Fuhrwerke, voll bespannt, zur Stelle; widrigenfalls . . . u. s. w." „Herr Maire," redete ich diesen an, „Sie werden die Gewogenheit haben, sofort hier auf offenem Markte Tische zu stellen und für Wein und Brod u. dgl. zu sorgen. Wird alles glatt besorgt, scheiden wir alle als gute Freunde, und die Fuhrwerke nebst Fuhrleuten werden wohlbehalten wieder zurückkommen."

Mit: „Bien, monsieur"! verzog sich die löbliche Ortsobrigkeit. Nur wenige Minuten, und aus allen Winkeln erschienen die Leute mit Tischen, Stühlen, Gläsern, Flaschen, Brod u. s. w. Jeder Mann erhielt eine Flasche Rothwein, die Unteroffiziere eine echten, prickelnden Sillery. — Der Maire und andere Männer nahten sich, während ich stehend meinen Imbiß verzehrte, und baten für ihre mitzunehmenden Leute, Pferde und Wagen. Ich tröstete sie,

soviel ich vermochte. — Nach dem Marsch hatte der perlende Sillery trefflich gemundet. „Buvez donc, s'il vous plaît, il n'y en a pas de manque“, wurden wir zum Trinken genöthigt; doch — Vorsicht ist die Mutter der Weisheit! Zwei Flaschen, eine für jeden Fuß — werden wohl nichts schaden, dachten wir gleichwohl.

Als wir die nöthige Anzahl Wagen zusammen hatten, fuhren wir ab. In den letzten Wagen sprang ich und war erstaunt, als die guten Sillery-Leute noch einige Flaschen ihres lieblichen Getränkes mir in den Wagen warfen.

Sillery, dessen Name in früheren Zeiten allgemein zur Bezeichnung des Champagners diente, liegt in einem Hügelzuge, la montagne genannt, in welchem in der Nähe von Reims die besten Weinlagen sich finden. Das Schloß und die Weinberge hier waren einst im Besitz des Marschalls d'Estrées, des Vaters der schönen Gabriele, der Geliebten Heinrich's IV.

Die requirirten Wagen sollten den Belagerungspark nach Soissons befördern helfen, das belagert werden sollte. Der Besitz dieses wichtigen Eisenbahn-Knotenpunktes wurde für die Operationen unserer Heere immer wichtiger, und so marschirten wir am 4. Oktober auf jene Festung zu.

Zu Fismes, einem Orte, der zwischen Reims und Soissons an einer untadelhaft chaussirten Straße lag, bezogen wir noch einmal Quartier. Meine Wirthsfrau bedauerte uns gar sehr, da sie meinte, es wäre unmöglich, jene Festung einzunehmen.

„Wir werden ja sehen,“ erwiderte ich gelassen; doch wiederholte ich in Gedanken einen Vers meines Gedichtes, „Ohn' wanken, wir folgen dem Pflichtengebot!“ —

Einundzwanzigster Abschnitt.

Belagerung von Soissons.

Am 5. Oktober traf unser Bataillon beim Cernirungscorps ein, um in einen westlich zum Aisne-Fluß gelegenen Abschnitt der Vorpostenlinie zu rücken. Die Vorposten waren zur stricten Defensive angewiesen. — In den zu besetzenden Ortschaften sollten die Ortsvorsteher strenge Befehle erhalten, daß weder mit den Kirchenglocken geläutet, noch Licht an den Fenstern seitens der Einwohner gezeigt werde. Diese sollten durch den Maire angewiesen werden, ihre Häuser mehr zu verlassen, doch sich auch nicht auf den Straßen umherzutreiben. Nach dem Dunkelwerden aber sollte weder Haus noch Hof verlassen werden. Das Arbeiten auf dem Felde war verboten. — Der Ortsschulze, die Schullehrer und die Felddiener sollten in der Wache untergebracht werden, welche jedes Cantonnement bei dem Cantonnementsältesten zu bilden hatte. Um jene stets zu finden, durften sie nur mit einem Mann Bedeckung Privat- oder Dienstverrichtungen nachgehen.

Von Fismes waren wir gegen Mittag aufgebrochen. — Der Himmel war nicht ganz klar. Seine Halbtrauer harmonirte gut zu unserer Stimmung. Nachdem wir einige Stunden marschirt waren, gelangten wir in einen Wald, der uns jeden Ausblick verdeckte. Schon fing es an zu dunkeln, als die Spitze des Bataillons am Waldessaume anlangte, um auf das leise Commando: „halblinks" von der Hochebene, auf der wir marschirt waren, thalwärts ab zu biegen. Während das Bataillon in seinem Halblinksabmarsche aus der Vogelfernsicht einer

sich hinwindenden Riesenschlange geglichen haben mag, die nur noch das Schwanzstück von dem Wege auf der Hochebene nachzog, da — erdonnerte ein Bumm im Tiefton einer großen Glocke! — Unverhofft kommt oft! — Wie auf Commando duckten sich in der vor mir marschirenden Colonne — ich wahrscheinlich mit — plötzlich demüthig unsere Häupter wie zum verbeugenden Danke für einen so ehrenvollen Empfang. Der große Kloß schien einem wahrscheinlich im Voraus abgemessenen Ziel auf der von uns verlassenen Straße zu gelten. — Wir waren aber gewarnt. —

In respectvoller Entfernung von dem Umkreise der Festung wand sich unser Schlangenkörper um das Opferthier herum bis wir, durch allerlei Bodenfalten oder Thalmulden geschützt, bei einem Orte an der von Soissons nach Compiègne laufenden Chaussee landeten. Mit meinem Zuge kam ich zur Feldwache auf ein geräumiges Vorwerk. Das Blöken der Schafe in den Ställen dünkte uns gar liebliche Musik, auch das Hühnervolk, das bereits seine schaukelnden Schlafstellen aufzusuchen im Begriff stand, winkte uns einladend.

Der Verwalter des Vorwerks hatte denn auch ein Einsehen, und den hungrigen Soldatenmägen wurde bald ein Schaf, mir sogar ein Huhn geschlachtet. Die Posten waren bereits gegen die Festung zu aufgestellt. Der Feind verhielt sich darin merkwürdig still. Hatten wir ihn denn gleich so eingeschüchtert?

Schon umkräuselten, von der Küche her, die Nase behaglich empfundene Duftwolken, die man schier Nähräther nennen könnte — wenn es wahr ist, daß Köche von dem im Wesen noch wenig erkannten Duft vielfach gesättigt werden, wie von unwägbaren Nahrungstheilchen — als auf der glatten, schnurgerade nach Compiègne

führenden Chaussee — wie auf einer Kegelbahn — von Soissons aus der Festung her ein gemüthliches Kegelschieben begann, nur daß keine Kegeljungens diese rollenden Spielzeuge auffingen, um sie wieder heimzuschicken. Einige Kegel standen ja freilich unserem Vorwerk gegenüber auf der anderen Seite der Chaussee, jenseits des Aisneflusses. Da man nun nicht recht sehen konnte, wie die Kugeln liefen, so hatten unsere Gönner in der Festung die Liebenswürdigkeit, ein paar Heuschober in Brand zu schießen. Im Aufflammen sahen wir, wie unsere, einem anderen Truppentheile angehörigen Krieger so munter hin und herliefen, wie etwa — man entschuldige das Bild — Wanzen, die von einer in ihre Schlupfwinkel hineinbrennenden Fackel aus ihrer Ruhe gescheucht, ziellos und zwecklos hin und her rennen. Man konnte hier ja gar nicht wissen, welchen Weg die nächste das Vorgelände absuchende Kugel zu gehen die Güte haben würde.

Die Schober brannten ab, die Herren in der Festung beruhigten sich, und das Abendbrod wurde verzehrt.

Am nächsten Tage bekam mein Zug Standquartier auf einem weiter südlich belegenen Gute. Die Betten waren noch ungemacht. In aller Eile, mit Kind und Kegel, müssen die Bewohner das Besitzthum in Stich gelassen haben. Der schöne Park und ein vortrefflich gehaltener Obstgarten waren von einer geschmackvollen, theilweise mit Gitter versehenen Ringmauer umfriedet. Saftiges Spalierobst und faustgroße Birnen hingen, in Papier gewickelt, noch am Spalier, das sich an der, Mittag zugewendeten Wandfläche der Gebäude hinzog. —

Soweit wir in Erfahrung brachten, waren wir ohne Spezialtruppen, außer einem Pionier-Commando, und nur eine einzige Cernirungslinie umzog Soissons. Von Artillerie war noch nichts zu sehen und zu hören, obwohl

der Feind aus der Festung gar manche hindonnernde Kugel versandte. — Wir hatten uns aber bald an diese kleinen Scherze gewöhnt. Auch der Feind dachte schließlich: Weshalb sollst du deine Munition verschießen, am Ende steht gar Niemand vor der Festung? So machte er denn Nachts kleinere Patrouillen-Ausfälle, auch auf unserer Flanke. Qui vive? Qui vive? hörte man ihre Anrufe. Die Ausfallenden wurden aber etwas unsanft heimgeschickt.

Nach einigen Tagen, am 11. October, hörten wir auf den hinter uns liegenden Höhen des Nachts karren, schlagen und hämmern. Unsere Belagerungsartillerie fing an, sich einzunisten. Der Feind suchte die Arbeiten mit dröhnenden Geschossen zu stören. Vor unserer, der Festung zugewandten, Front begannen wir im Zickzack und in spitzen Winkeln zur Festung Schützengräben anzulegen, was natürlich nur des Nachts geschehen konnte. Ehe unsererseits bombardirt wurde, mochten 6 Tage seit unserer Ankunft vergangen sein. Der Feind hörte nicht auf, seine Kugeln zu vertheilen, ohne, bei uns wenigstens, einen Schaden anzurichten. Wir wurden darüber, daß unsere Artillerie schwieg, schon unruhig; da kam eines Abends unser Oberst bei uns vorüber und sagte: „Na, Leute, morgen (12. October) früh um 5 Uhr geht's los." Wir waren schon vor dieser Zeit alle auf dem Posten. Aus Soissons ragte weithin sichtbar ein hoher Doppelthurm empor. Diesen hatte sich eine unserer rings um Soissons in weitem Umkreis errichteten Batterien, wie es schien, zum Probeziel ersehen. Es ist 5 Uhr. — Scharf pfeifend durchschneidet ein erstes Wurfgeschoß die Luft. Klirr! klirr! klapper! klapper! klirr! tönte es echoartig von der getroffenen Stelle zurück. In demselben Augenblick begann aber schon ein Donnerconcert aus dem ganzen Umkreise unserer Batterien, daß man meinte, die Welt

ginge unter. Schallt schon ein gewöhnliches Feldgeschütz auf freier Ebene vernehmbar genug, ein Belagerungsgeschütz im bergigen Gebiet brüllt mit vielfacher Donnerverstärkung in die Länge. Und das klingt, klappert und rasselt in der Festung, daß man meint, Soissons besteht aus lauter Topfgeschirr. Der Feind, der noch in seinen Daunen geruht zu haben schien, wurde etwas lebhaft aus seinen Träumen geweckt. Nachdem er sich verwundert oder erschrocken den Schlaf aus den Augen gerieben haben mochte, begann er auch seinerseits den Morgengruß zu entbieten. Die Unseren schossen Alt und Tenor, die Festung Baß und Baryton. Manchmal klang es, als ob sie aus der Festung eine wandelnde Glocke geschossen hätten; es muß dies wohl so eine Art fauler Grete gewesen sein. Hunderte von Geschützen mußten allmälig in Thätigkeit getreten sein. Und aus und zu der Festung flogen die Tod und Verderben bringenden Geschosse im Bogen über unsere Köpfe hinweg. Gesehen haben wir sie freilich nicht. Nur manchmal, wenn sich zwei Geschosse oberhalb unserer gebrechlichen Schädel begegneten und sich gegenseitig die Hände zu schütteln oder sich gegenseitig zu würgen schienen, fielen wohl hier und da die metallenen Trümmer des überwundenen Theils wie Meteorsteine aus der Luft.

Doch auch das Vorgelände zwischen unseren und den feindlichen Batterien wurde manchmal von einem Gruße aus der Festung bedacht. Es müssen Mörser gewesen sein, die, in meiner Nachbarschaft, in wohl abgemessenen Zeiträumen, Kugeln durch die Dächer einzelner Gehöfte fallen ließen mit einem Laute, als ob sie einen großen Topf glatt durchschlagen hätten.

So dauerte das Bombenconcert vier ganze Tage, Tag und Nacht. Was müssen die armen Einwohner in der Festung ausgestanden haben! Eines Abends fingen plötz-

lich von unserer Seite wie Kometen leuchtende Geschosse in die Festung zu fliegen an, so daß, während ich gerade Schützengräben auswerfen ließ, ein ganzes Stadtviertel in Brand gerieth. Schauerlich leuchtete die große Kriegsfackel in die Lande, sich grell abspiegelnd in den die Festung umspülenden Schutzgewässern, welche sich durch Anstauung des Crisebaches gebildet hatten.

Am 14. October Morgens, es war ein Sonnabend, zog ich in den Laufgräben auf eine äußerste Vorwache. Es war nebelig und kalt und dabei kein Stroh im Graben. Gegen 9 Uhr Abends hörten wir in der Festung Hornsignale! Was soll das bedeuten? Der Feind will doch nicht etwa einen Verzweiflungsausfall machen? Jetzt heißt es aufpassen! Doch Alles blieb still die Nacht hindurch. Das Bombardement hatte aufgehört. Als im Nebelgrauen des nächsten Morgens die neue uns ablösende Wache uns die Nachricht brachte: „die Festung hat capitulirt", waren wir hoch erfreut; und noch erfreuter, als wir Durchfrorenen ein köstliches Frühstück vorfanden. Unsere Leute hatten nämlich, wahrscheinlich aus Freude über die Capitulation, einige fette Hammel geschlachtet, und in einem Kessel, in welchem ganze Hammelstücke schwammen, eine wohlschmeckende Reißsuppe gekocht. — Noch nie hat mir so früh und so gut ein Frühstück geschmeckt.

Hätte sich die Festung nicht übergeben, so sollte sie am kommenden Montag, da bereits Breschen in die Wälle geschossen waren, von uns Landwehrleuten mit Sturm genommen werden.

Nachmittags um 2 Uhr rückten wir in die Festung ein. Die feindliche Besatzung stand schon vor dem Thore ohne Waffen zum Abmarsch in die Gefangenschaft aufgestellt, etwa 3800 Mann, die meist berauscht waren.

Die Belagerung hatte glücklicherweise auf unserer Seite nur 120 Mann gekostet.

Als wir über die Zugbrücke marschirten, sahen wir, wie die Geschosse die Wälle zerwühlt und zerstört hatten. In den Straßen aber — welches Bild der Verwüstung trat uns da entgegen! Wie zersprengt sahen die in Sandstein errichteten Häuser aus. —

Aus den Kellerluken, vor denen aus dem Innern herausgeschobener Unrath lag, schauten noch angsterfüllte Menschengesichter mit blauumränderten Augen heraus. Ein ganzer Theil der Stadt war abgebrannt. Die Straßen lagen voller Trümmer. Grauenhaft! Die Spitze unseres Bataillons ist an das Ende einer in den Markt ausmündenden Straße gelangt, von wo aus wir die Spitzen anderer Truppensäulen gleichfalls halten sahen in anderen auf den Markt mündenden Straßen. Das alle Truppen angehende Commando wird gegeben: „Stillgestanden! Gewehr auf! Achtung, Präsentirt das Gewehr! Seine Majestät unser allergnädigster König und Herr lebe Hoch! Hurrah! Hurrah! Hurrah!" Wirbelnd fallen die Trommeln ein, und Wirbel und tausendfaches Hurrageschrei schallt, jedes Gemüth erschütternd, von den zerschossenen Häusern zurück. „Achtung, Gewehr auf Schulter! Gewehr ab!" tönt es darauf, und die Feier der siegreichen Einnahme von Soissons ist beendet.

Nach gethaner Arbeit ist gut ruhen. Auf das Commando „Wegtreten", sehen wir uns die Stadt etwas näher an, um namentlich — was bei kräftigen, oft Entbehrungen erduldenden Feldsoldaten gar nicht zu verwundern ist — Erfrischungslokale aufzusuchen.

Soissons (zu Cäsar's Zeit die „Augusta Suessonum" genannte Hauptstadt des mächtigen Reiches der Suessionen

unter Divitiacus, eines gallischen Volkes) zählte ungefähr 10000 Einwohner.

Uns erfüllte neue Spannkraft. Der Begriff des Behagens, der Freude, des Vergnügens würde uns ja gar nicht zum Bewußtsein kommen, wenn nicht ein Zustand des Unbehagens, der Noth, Sorge, Entbehrung vorangegangen wäre und umgekehrt. Die Aenderungen in der sinnlichen und schließlich in der abstrakten geistigen und seelischen Welt machen erst durch ihre Unterschiede Eindruck auf den Menschen und fordern unsere Begriffe bildenden Vergleiche heraus. Alle Empfindungen sind deshalb nur relativ — im Vergleich zu vorangehenden oder folgenden Veränderungen. Der Bewohner von Polargegenden würde unsere Kältegrade für Wärmegrade, der Bewohner der Aequatorgegend unsere Wärme als Kälte empfinden. Die Wissenschaft kennt deshalb ja auch nur Grade von Wärme.

Schrecken und Entsetzen war für die Belagerten vorangegangen, Himmel und Erde hatten einzustürzen gedroht; heute freuten sie sich wie eine Kinderschar, die zu Weihnacht niedliches Spielzeug erhält. Die Schanklokale waren voll; ja, hätten die Soldaten französisch gekonnt, eine Verbrüderung hätte zwischen Belagerern und Belagerten stattgefunden, so paradox dies auch klingen mag. Und doch umgaben uns die Trümmer aus den letzten schrecklichen Tagen! Bei den Wehrleuten mochte zum Theil das dankbare Gefühl gegen den Lenker der Weltgeschicke durchbrechen dafür, daß er diesmal Deutschlands Städte vor solchem Jammer und Elend bewahrt hatte.

„Danket dem Herrn, denn er ist freundlich, und seine Güte währet ewiglich" klingts im alten Tischgebet. Ach, wie oft haben wir Ursache, ihm von Herzensgrund zu danken, und wir thun es nicht; stumpfer wie das

Thier gehen wir oft an herrlichen Errettungen aus Krankheit, Tod und Verderben vorbei. Danken wir für Frieden? Für Gesundheit? Für Kleidung und Wohnung? Nein, wir nehmen diese Güter alle für selbstverständlich hin. Im Vergleich zu scheinbar besser Gestellten, murren wir, statt dafür zu danken, daß es uns nicht so schlimm ergeht wie Vielen, mit denen wir uns *nicht* vergleichen. Die Dankbarkeit ist himmlischen Ursprunges.

Ewige Güte! — Kein Murren, — kein Zanken, — kein Streit. — Das ist ja schon das Paradies; — denn mit dessen Verlust fing ja Zwiespalt und Streit, Krieg und Blutvergießen und Fleischesserei auf Erden an. Selbst die tiefsinnige Mythologie der Griechen klagt über den Verlust eines *goldenen Zeitalters*. Ihre enthusiastischen, gotterfüllten Sänger, sie waren Hellseher auch nach rückwärts in die Vergangenheit. Ihr Genie streifte an der Tangente der Welt des Ewigen. In ihren Mythen *müssen*, trotz unserer so realistischen Weltanschauung, von den Vorvätern überkommene Erzählungen erkannt werden. Das scheint der große, gelehrte Heidenapostel haben andeuten wollen, als er auf dem Forum zu Athen vor Epikuräern und Stoikern predigte:

> „Und Gott, der die Welt gemacht hat, hat gemacht, daß von Einem Blut aller Menschen Geschlechter auf dem ganzen Erdboden wohnen, und Ziel gesetzt, zuvor versehen wie lange und wie weit sie wohnen sollen, daß sie den Herrn suchen sollten, ob sie ihn doch fühlen und finden möchten. *Und zwar ist er nicht ferne von einem Jeglichen unter uns.* Denn in ihm leben, weben und sind wir; *als auch etliche Propheten bei Euch* gesagt haben: Wir sind seines Geschlechts. So wir denn göttlichen Geschlechts sind, so 2c.“

Ist es nun nicht solcher Vorsehung gegenüber recht, zu sagen: seine Güte währet ewiglich! Stete Freundlichkeit ist sie nicht schon hienieden ein herrlich angelegtes Kapital? In freundlichen Gesichtern, in willigen Händen und Füßen, in heiteren Menschen der Umgebung wird uns der Zins gezahlt. Das freundliche Wort klingt echoartig hinüber und herüber von Mensch zu Mensch, und eine der herrlichsten Zins- auf Zinsrechnungen ist That und Leben geworden.

Indem ich durch die Straßen schlenderte, stieß ich auf eine Straße Namens: Rue d'Abélaird. Abélard und Heloise! Wer hat nicht von euren merkwürdigen Lebensgeschicken gehört oder gelesen?

In Soissons war es, wo Abélard, der französische Scholastiker, im Jahre 1121 auf der Synode seine Schrift „Introductio ad theologiam" ins Feuer werfen mußte. Hier lebte auch der heilige Crispin im dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung als Schuhmacher. Nach der Legende stahl er Leder um den Armen Schuhe daraus zu machen. —

Die Straßen Soissons leerten sich. Ich folgte meiner Compagnie, die ein in der Nähe liegendes Dorf zum Cantonnementsquartier erhalten hatte. Mein Famulus, eine treue Menschenseele, die während des ganzen Feldzugs meine Sachen in Stand gehalten, und mit der Treue eines Hundes darüber gewacht hatte, daß mir nichts zustieße, begleitete mich. „Martin" war sein Rufname; seines Berufes war er Stromschiffer, eine stille in sich gekehrte Natur. Im Dorfe hörte ich Jubel und Gesang; sah wie meine bedächtigen Uckermärker unter dem Freudenstabe des Bacchus, Künste der Terpsichore zu üben strebten. Man hatte in dem von Einwohnern gänzlich verlassenen

Dorfe Weinkeller entdeckt. Schon kamen mir Wehrleute mit gefüllten Gläsern entgegen: „Kosten Sie, Herr Sergeant, welcher Wein!“ Andere Wehrleute hoben, in nicht gerade anmuthigen Linien, das Tanzbein und versuchten mit erhobenem Arm den Tact zu schlagen nach den jammernden Tönen einer Spielleyer, die der Kinder veränderlicher Sinn vielleicht mißhandelt hatte, um der Töne Quell zu erforschen. Kurz ein Bild, der Palette eines Hogarth werth! —

Zweiundzwanzigster Abschnitt.

Besuch der Festungen Laon und La Fère. — Belagerung von Mezières. — Streifzug in die Ardennen.

Am 18. Oktober befanden wir uns auf dem Marsche nach Laon, der Hauptstadt des Departements Aisne. Es ist dies eine Festung auf einem steil sich erhebenden Berge, den zu erklimmen es uns manchen Schweißtropfen kostete. Am 9. und 10. März 1814 trug hier Blücher einen Sieg über Napoleon davon; am 9. September 1870, schon nach Abschluß der Capitulation, beim Einmarsch der Preußen, hatten die Franzosen die Citadelle gesprengt, wobei namentlich preußische Jäger Verluste erlitten.

Tags darauf sollte unser Regiment eine Recognoscirung nach der wie auf einer Insel in der Oise gelegenen Festung La Fère vornehmen. Unsere Marschzeit war so eingerichtet, daß wir in einem Vordorfe bei angebrochener Dunkelheit eintrafen. Ein fürchterliches Regenwetter hatte sich eingestellt, welches die ganze Nacht

anhielt, die wir in den Dorfhäusern, aller möglichen Ereignisse gewärtig, zubrachten. Merkwürdiger Weise verhielt sich der Feind mäuschenstill. Ob er unser Nahen bei der Dunkelheit und dem Unwetter nicht vermuthet hatte? Erst als wir nach Erreichung unseres Zweckes am frühen Morgen in einer Thalmulde davonzogen, sandte er uns einen dröhnenden Morgengruß nach. Mit einer unwillkürlichen Verbeugung dankten wir wieder. Doch der Feind blieb schließlich still.

An der Grenze der Picardie marschirten wir nun nach den Ardennen zu, durch deren das Großherzogthum Luxemburg durchziehenden Theil ich vor sieben Jahren oft bei Uebungen hatte marschiren müssen. Die Ardennen, ein ungemein waldiges, muldenreiches Gebirge, das sich zu Höhen von 4 bis 600 Metern erhebt und noch Wölfe birgt, die bei kaltem Winter weithin in die Umgegend streifen, hatte mit seinen Schlupfwinkeln schon den Truppen des Befreiungskrieges viel zu schaffen gemacht.

In dem fast 500 Ortschaften enthaltenden Departement der Ardennen steckt gutes Menschenmaterial für einen unternehmenden Geist. Ueberall begannen sich Franctireurs-Banden zu bilden. Zu verwundern war dies nicht. Die feurige Corsikanernatur eines Gambetta brachte die Geister Frankreichs in Siedehitze.

Am 22. Oktober marschirten wir nach Nizy le Comte. Die Gegend ist hier öde und flach. Die Gehöfte waren wie in meiner Heimath im Viereck angelegt. Hier machte ich auch zum ersten Male in Frankreich die Bekanntschaft mit Apfelwein. Am folgenden Tage quartirten wir uns in Rethel ein, 24 Stunden später im Dorfe Warnecourt. Wir waren somit schon in die Nähe der von uns zu belagernden Festung Mezières gelangt. Auch hier schien die Gegend ärmlich zu sein. Was half es uns, wenn

wir, wo nicht viel zu holen war, Forderungen stellen konnten. Wir konnten auf den Tag verlangen: 750 Gramm Brod, 500 Gr. Fleisch oder 250 Gr. Speck, 30 Gr. Kaffee, 60 Gr. Tabak oder 5 Cigarren, 1/2 Liter Wein oder ein Liter Bier oder 1/10 Liter Schnaps.

Da hieß es denn in den Nachbarorten Umschau nach Proviant halten, und somit ging ein Detachement unter dem Befehl unseres Bataillons-Adjutanten auf die Suche nach einem in den Mulden des Ardennenwaldes belegenen wohlhabenderen Ort. Ich war auch mit dabei. Zur Bedeckung hatten wir einige schwere Landwehr-Reiter bei uns, d. h. mit Lanzen bewaffnete Kürassiere. Wagen führten wir bei uns. Berg ab, Berg auf und dabei auf schlüpfrigem Lehm- und Thonboden zu gehen, erschwerte uns ungemein unser Marschiren. Nach mehrstündigem Marsche, und nachdem wir Posten auf den Höhen ausgestellt hatten, rückten wir in ein tief in einem Thalkessel liegendes Dorf, das wohlhabend zu sein schien. Wir suchten den Maire auf, einen alten Mann mit fast schneeweißem Haar. Ich theilte ihm mit, was er alles sofort liefern sollte. Indem ich noch mit ihm sprach, kam schon ein Posten melden, daß auf den Höhen Schüsse gefallen und daß sich auf den Bergkämmen Franctireurs zeigten, die uns den Rückzug abzuschneiden suchten. Der Maire, aufmerksam gemacht auf die Folgen eines Ueberfalles, leugnete es auf das allerbestimmteste, daß Einwohner des Dorfes dabei wären. Wir aber machten uns — es dunkelte schon — aus dem Staube, ehe die Kerle oben die Mausefalle zuschlossen. Unser Zug war ergebnißlos.

Für den zweiten darauf folgenden Tag, den 27. Oktober, war höheren Orts ein Kesseltreiben in den Ardennen angeordnet worden. Das Wetter hatte sich aufgeklärt. Jedes Dorf, in das wir kamen, wurde zunächst mit

Posten umstellt und der Maire aufgefordert, daß die Einwohner innerhalb einer bestimmten kurzen Zeit Gewehre und sonstige Waffen abzuliefern hätten. Die abgelieferten Waffen wurden zerschlagen, zerbrochen oder sonstwie unschädlich gemacht, darauf Feuer unter dem Bruchstückhaufen gemacht, damit die Holztheile verbrennen und die Metalltheile verglühen sollten.

Dieses Verfahren fand übrigens während des ganzen Feldzuges in den frisch von uns besetzten Ortschaften statt.

Die Einwohner der von deutschen Truppen besetzten Theile Frankreichs waren öffentlich durch Anschlag gewarnt; ich lasse den Urtext einer solchen Bekanntmachung seitens des Oberkommandos für die besetzten Theile Frankreichs hier folgen:

Vu la proclamation de Sa Majesté le Roi de Prusse, nous, commandant des forces royales avons arrêté et arrêtons ce qui suit:

1° La jurisdiction militaire est établie par la présente. Elle sera appliquée dans toute l'étendue du territoire français occupé par les troupes allemandes à toute action tendant à compromettre la sécurité de ces troupes, à leur causer des dommages ou à prêter assistance à l'ennemie.

2° Toutes les personnes, qui ne font partie de l'armée française et n'établiront pas leur qualité de soldat par des signes extérieurs et qui suivront l'armée en qualité d'espions, égareront les troupes allemandes quand elles seront chargées de leur servir de guides, tueront, blesseront ou pilleront des personnes, appartenant aux troupes allemandes ou faisant partie de leur suite, détruiront des ponts ou des canaux, endommageront les lignes télégraphiques ou les chemins de fer,

rendront les routes impracticables, incenderont des munitions, des provisions de guerre ou des quartiers des troupes, prendront les armes contre les troupes allemandes — seront punies de mort.

„Das ist klar wie Kloßbrühe,“ sagt der Schlesier launig. Also Jedermann, der nicht zu Theilen des französischen Heeres gehörte und seine Eigenschaft als Soldat durch äußere Abzeichen nachwies und die Waffen gegen deutsche Truppen ergriff, sollte mit dem Tode bestraft werden. Franctireurs gehörten nicht zur französischen Armee, obwohl sie theilweise äußere Abzeichen trugen, sie waren also für uns vogelfrei. Wo ein solcher, oder Jemand, der nach öffentlicher Abforderung der Waffen noch im Besitz solcher gefunden wurde, der hatte sich sein Schicksal selbst zuzuschreiben.

Mobilgarden, die seit 1872 eingegangen sind, waren felddienstfähige, aber freigelooste Wehrpflichtige, die im Kriege 1870/71 besondere Truppenkörper bildeten.

Auf unserer Tour des Kesseltreibens hatten wir nichts Verdächtiges gefunden. Endlich gelangten wir, wie es schien, nach dem Mittelpunkt des abgetriebenen Bezirkes, nach A., einem ziemlich großen Dorfe, mitten in den Ardennenbergen. Auch der Stab unseres Regiments war daselbst. Wir bezogen hier Massenquartiere. Gepökelten Heringen gleich lagen wir in den Stuben umher. Die ziemlich zahlreiche Bauernfamilie, bei der wir lagen, wußte nicht, wohin sie sich zuerst hinwenden sollte; alle Wirthschaftsräume, bis in die intimsten Winkel, alle Betten waren in Anspruch genommen worden. Am nächsten Tage hörten wir, daß ein Notar unter dem Verdacht, Führer von Franctireurs zu sein, verhaftet

worden wäre, und daß man auch ein Namensverzeichniß bei ihm gefunden habe. Es war schon bald Nacht, als ich den Befehl des Obersten erhielt, eine gründliche Haussuchung in dem Wohngebäude des dingfest gemachten Advokaten vorzunehmen.

Es mochte 10 Uhr sein, als ich, an die verschlossene Thür seines Hauses klopfend, Einlaß begehrte. Zum Tode erschreckt, stürzten nach einer Weile ein ehrwürdiger Greis mit schneeigem Haupthaar und, im tiefsten Negligee, eine junge, vornehme Frau herzu, die mir, als ich ihnen den mir gewordenen Auftrag mittheilte, händeringend zu Füßen gefallen wären, hätte ich sie nicht daran gehindert: es waren der Vater und die Frau des Verhafteten. In beweglichen Worten, thränenden Auges, mit ringenden Händen beschworen sie die Unschuld des Verhafteten, an dem sie mit inniger Liebe zu hängen schienen. Wieder und immer wieder betheuerten sie, daß derselbe Hauptmann der Mobilgarde sei auf Grund eines ihm vom Kaiser der Franzosen ertheilten Patentes, das bereits abgeliefert sei.

Ich mußte an meine Arbeit gehen. Die ganze Nacht hatte ich darauf zu verwenden, um alle Papiere, die zahlreich vorhanden waren, durchzumustern, in allen Ecken und Winkeln, ohne indeß irgend etwas Verdächtiges oder einen Beweis für seine Mitgliedschaft des Franctireur-Corps zu finden. Ich erstattete meinem Obersten Bericht. Für Nachmittag war das Kriegsgericht angesetzt, dessen Mitglied auch ich war. Das Verdict war nicht einstimmig, und die Erschießung fand nicht statt, vielmehr wurde der Notar lange Zeit gefangen mitgeführt. Später soll ihn der deutsche Kaiser ganz begnadigt haben.

Beim Verlassen der Ardennen marschirten wir durch ein brennendes Dorf.

Wir kehrten in unser Quartier bei Mezières, das

etwa 7 bis 8 Kilometer nordöstlich von Sedan liegt, zurück. Die Festung schienen wir nur zu beobachten. Diese selbst verhielt sich ruhig und wollte wahrscheinlich nicht erst den Teufel an die Wand malen.

Nach den schönen Tagen während des Spazierganges in den Ardennen hatte sich das Wetter wieder verschlechtert. Grau und regenerfüllt hingen die Wolken am Himmel, ein kalter, anhaltender Landregen hatte eingesetzt, den ungemein thonhaltigen Boden vollends zu durchweichen. Heulend und pfeifend fuhr rauher Nordostwind durch das laubarme Geäst der Bäume, und, nassen, eintönig piependen Hühnern ähnlich, standen oder saßen die Landwehrleute, tief in Gedanken versunken, in den Hausfluren oder an den Fenstern der höchst dürftigen Quartiere.

Wo mögen wohl ihre Gedanken weilen? Bei den fernen Lieben daheim?

Selbst die schlimmen „Kalauer" des immer Witze reißenden Berliners wollten heute gar nicht bei den ernsten Uckermärkern verfangen, denn Gambettas Proclamationen, welche man überall über Nacht angeschlagen fand, klangen gar nicht wie baldiger Friede.

Dreiundzwanzigster Abschnitt.

Streifzug in den Argonner Wald.

Da, am 27. Oktober, traf plötzlich die Nachricht bei uns ein: „Metz hat kapitulirt". Frohe Hoffnungen

erfüllten wieder die Gemüther. „Nun werden die Hunderttausende der Unsern, welche vor Metz so lange festgehalten worden, wieder frei; wir werden etwas von dem schweren Belagerungsdienst entlastet, und lange kann nun der Feldzug nicht mehr dauern,“ so ging unter uns die Rede. Und als es nun an einem der nächsten Tage schon heißt: „Morgen früh um 7 Uhr steht das Bataillon zum Abmarsch bereit,“ da scheiden wir ohne Thränen von den Bollwerken einer sich noch immer in unheimliches Schweigen hüllenden Festung, und fröhlich marschirten wir von dannen. Wohin es aber geht, — das weiß ja der Soldat nicht, da Ziel und Zweck ihm wohl nur ganz ausnahmsweise mitgetheilt werden. Daß es aber kreuz und quer westlich des Argonner Waldgebirges entlang ging, das wurde bald aus der Taschen-Landkarte festgestellt. Unwirthlich genug sah es hier ringsum im Walde aus, und angsterfüllt flohen, wie vor Verbrechern, die paar Bewohner einsamer Dörfer tiefer in den Wald vor dem heranrückenden Trupp finster und ernst ausschauender Wehrleute, die mit kräftigem Tritt auf den durchweichten, thonigen Wegen wacker fürbaß schritten.

Wir hatten bereits in einigen Dörfern des Waldsaumes gerastet, als uns eines Tages spät Nachmittags, in einem Weiler angelangt, bei strömendem Regen befohlen wurde, uns, so gut es ginge, im Orte ein Unterkommen zu suchen. Froh, bei einem derartigen Hundewetter unter Dach zu kommen, betrat ich mit noch vier Wehrleuten den Wohnraum eines ärmlichen Häuschens, in dessen Kamin zu unserem Behagen ein munteres Kienfeuer brannte. Schnell wurden die völlig durchnäßten Sachen zum Trocknen abgelegt. Die Bewohner des Häuschens schienen arm zu sein, und so waren wir sehr vergnügt, als wir einen Topf Milch auftrieben. Schnell ward er

an's Feuer gesetzt; bald kochte das so köstliche Getränk, um sodann brüderlich unter Kameraden getheilt zu werden. Doch:

Noch zwischen Lipp' und Topfesrand
Kommt das Unheil angerannt.

Schon führten wir die heißen Näpfe mit dem dampfenden Inhalt zum Munde, um pustend die ersehnte Labung zu kühlen, da — horch! — wirbelt Generalmarsch durch die Straßen! — Da giebt's denn für den Soldaten, zumal im Kriege, kein langes Besinnen. Die durchweichten, naßkalten Schuhe, die noch triefenden Uniformen werden schleunigst wieder angelegt, und in Wehr und Waffen stürzen wir hinaus, noch einen wehmuthsvollen Blick auf die heiße Milch werfend, die zum Vergnügen der Einwohner, leider! — nun zurückbleiben mußte. — Andere Truppen hatten unsere Marschlinie gekreuzt, und höheren Befehls zufolge mußten wir ihnen den Weiler räumen und in einem andern von der Heerstraße mehr abliegenden Dorfe Quartier nehmen. Unsere Enttäuschung war nicht gering; doch „der Bien muß", wie jener Russe sagte.

Weiter ging es, immer weiter, und noch dazu querfeldein über wellenartige und thonhaltige Stoppelfelder, die uns Hügel auf Hügel ab Marschirenden bei der eingetretenen Dunkelheit gar kein Ende zu nehmen schienen. Und dabei klatschte der Regen, ohne abzusetzen, auf uns nieder. Aus dem zähen, thonigen Stoppelboden bildeten sich wieder um unsere Stiefeln niederziehende Ueberschuhe. Dadurch ward die Ermüdung nur noch größer.

Endlich — es mochte 9 Uhr Abends sein — sahen wir einige Lichter in der Finsterniß schimmern. Bald war der Ort, von dem sie uns entgegenblinkten, erreicht. Rasch erfolgte die Vertheilung der Mannschaft auf die kaum zu erkennenden wenigen Häuser. Auch meine Ab-

theilung hatte ich knapp untergebracht, nur meine Wenigkeit nebst einigen Wehrleuten blieb noch unter Dach zu bringen. Tastend suchten wir nach einem leeren Hause in dem Dorfe. Ein nachgerückter Theil Artillerie, deren Geschütze unterwegs stecken geblieben waren, hatte gleichfalls Häuser belegt, und auch von ihr irrten obdachlos noch einige Leute umher. Da erblickte ich etwas entfernt vom Dorfe noch ein Lichtlein schimmern. Ich ging darauf zu, mir nach folgten noch etwa vier Wehrleute und zwei Hannöverische Artilleristen. Ein Viertelstündchen, und wir waren am Ziele. — Inzwischen war es 10 Uhr geworden. Ein ziemlich umfangreiches Gehöft lag vor uns. Wir traten in den geräumigen Flur des Wohnhauses, dessen Thür uns nach etwas kräftigem Anklopfen geöffnet wurde.

Mit einer Lampe in der Hand, stand vor uns ein ältlicher Mann mit hageren Zügen, ergrautem, dünnem Haar, der uns nicht gerade mit freundlichen Blicken begegnete; ebensowenig wie ein im Hintergrunde auftauchendes weibliches Wesen, das, nicht viel jünger wie jener, klein und schmächtig von Wuchs, mit ihrer Habichtsnase, ihren zusammengekniffenen Lippen nicht aussah, als ob unser freilich etwas unzeitgemäßer Besuch ihr besonders angenehm wäre. Daß sie beide nicht die Eigenthümer dieses anscheinend vornehmen Besitzes sein konnten, ersah ich aus ihrem Verhalten.

„Où est Monsieur?“ fragte ich kurz.

„Parti,“ klang es ziemlich scharf zurück.

„Et Madame?“

„Partie aussi.“

„A qui est-ce que j'ai l'homeur de parler?“

„Je suis maître-valet.“

„Eh bien, monsieur le maître-valet,“ fuhr ich auf

französisch weiter fort, „wir sind leider in der unangenehmen Lage, uns bei Ihnen ungebeten zu Gaste zu laden. Hoffentlich machen wir Ihnen keine zu großen Umstände und läßt die Verpflegung nicht gar zuviel zu wünschen übrig.“

Mit einigen leeren, theilweise unverständlichen Redensarten zog sich das Paar zurück, und wir setzten uns unaufgefordert um einen der Tische des Wohnzimmers. Nach einer Weile erschien das weibliche Wesen und versah den Tisch schweigend mit Brod, Tellern, Messern, Gläsern und auch einer Flasche rothen Getränkes. — Wir warteten längere Zeit der Dinge, die da noch kommen sollten; es kam aber eben nichts mehr. — Ein durstiger Wehrmann hatte sich inzwischen etwas aus der Flasche eingegossen, um den „Wein“ zu kosten; allein ein Schluck — und das nicht geleerte Glas wurde klirrend zur Erde geworfen vor Entrüstung darüber, daß man uns in der Essiggährung befindlichen Wein vorgesetzt hatte. — Da sich von dem würdigen Paare Niemand mehr blicken ließ, stöberten wir es auf und fanden es, anscheinend berathschlagend, in einer schönen, geräumigen Küche, welche mit umfangreichen Koch- und Bratöfen ausgestattet war. Auf meine entrüsteten Vorhaltungen über die Art der Bewirthung bekam ich zur Antwort: es wäre nichts Anderes mehr im Hause, weil früher hier gewesene Truppen so ziemlich aufgeräumt hätten. Ich drohte, daß ich alle Räume durchsuchen, und wenn ich finden würde, daß ihre Angaben falsch wären, sie die Folgen tragen sollten.

Nachdem ich den beiden Artilleristen befohlen hatte, das Weib, das wie ein Rohrsperling zu zetern anfing, nicht aus den Augen zu lassen, nahm ich, von meinen Wehrleuten begleitet, den alten Burschen mit mir, um eine gründliche Haussuchung vorzunehmen. Meine Begleit-

mannschaft hatte die Bajonnette aufgepflanzt, um, falls wir in diesen Franktireurs-Gegenden ein unerwartetes Begegniß haben sollten, nicht unvorbereitet zu sein.

Der Hausmeister hatte sich auf die Androhung hin, daß wir nöthigenfalls mit Gewalt nicht freiwillig geöffnete Räume erbrechen würden, wohlweislich mit den Schlüsseln versehen, und die Haussuchung begann. — Die mit Geschmack ausgestatteten Zimmer ließen auf Wohlstand und Bildung des Besitzers schließen. Die Wände wurden auch auf ihre Hohlheit mittelst eines Kolbenstoßes geprüft. — Da! — in einem Zimmer — ein hohles Klingen; bei näherem Zusehen entdeckten wir eine ganz kleine Schlüsselöffnung, die uns sonst auf der dunkelen Tapete nicht aufgefallen wäre. Zitternd und bleich stand neben mir der Verwalter und öffnete auf mein Geheiß zögernd den verschlossenen Raum, der sich als gut versteckter Wandeinlaß zur Bergung von Heimlichkeiten vortrefflich eignete. Etwa ein halbes Meter hoch und je ein Viertel Meter breit und tief, war er durch ein wagerechtes Brettchen in zwei Fächer abgetheilt. — — Vor uns standen im oberen Fach zwei gefüllte krystallene Karaffen nebst Liqueurgläsern, im unteren zwei beinahe ein Viertel Meter hohe, also das Fach nach oben zu füllende, Leinwandsäckchen, die beim Anfühlen Geld zu enthalten schienen. Sie wurden geöffnet, und entgegenblitzten uns aus dem einen Beutel Goldstücke, aus dem anderen Silbergeld. — Unsere Ueberraschung war nicht gering.

„Nun", redete ich den alten Burschen an, „wenn Ihr so ehrlich seid, wie die „Pendülendiebe" geschimpften „Prussiens", dann werden wohl Euer Monsieur und Eure Madame ihre Schätze wiederfinden. Wir wollen aber, angesichts des Mammons, aus jenen Krystallflaschen, die gewiß ein ausgesuchtes Lebenselixir enthalten, auf

die Ehrlichkeit anstoßen, nachdem Ihr uns aus jeder Flasche ein Gläschen — (der Vorsicht halber) — vorgetrunken haben werdet."

Und so geschah es, worauf der Hofverwalter auf mein Geheiß das Schatzkämmerchen mit auffälliger Eile verschloß. Unser knurrender Magen aber erinnerte uns daran, daß er nöthiger Güter als Gold und Silber bedürfe, und so setzten wir unsere Umschau nach verdaulicherem Stoff fort. Hier, wo anscheinend Landwirthschaft betrieben wurde, mußten doch auch landwirtschaftliche Nahrungsmittel anzutreffen sein; aber Raum um Raum ward vergeblich darnach durchsucht. Vieh und Geflügel muß aber doch vorhanden sein! Also auf nach den Ställen! Leicht unterschieden unsere Nasen die Art der Ställe; aber in keinem derselben war weder Geflügel noch Vieh zu entdecken. Leer und kahl starren uns die Räume der verschiedenen Stallungen entgegen. Immer mehr wird unsere Erwartung getäuscht!

Wir betreten die Bodenräume. — Ha! — was ist das? Ist es Pulver oder sonstige Munition, die jene langen Reihen Fässer aller Art enthalten, welche wie Soldaten der Größe nach aufgestellt sind? Bedächtig nahen wir uns den Gefäßen; doch — wer beschreibt unser Erstaunen und zugleich unsere Freude, als sich vor unseren Augen eine Herrlichkeit nach der anderen, wie sie nur ein hungriger Soldatenmagen wünschen mag, aufthut, und Alles ist fix und fertig zum Braten oder Kochen! Dieses Faß enthält gepökeltes Rindfleisch, jene Fässer — Schinken, Wurst oder eingesalzenes Schweinefleisch, dann wieder solche mit Schmalz, Butter, Eier, Putenfleisch, Gänse-, Enten-, Hühnerfleisch u. s. w.

Allem Gethier, das vor noch wenigen Tagen die eben durchforschten Ställe belebt haben mag, war vor-

sorglich der Garaus gemacht worden, damit den „Malefiz-Prussiens“ durch kein Gebrülle, Geblöke, Geschnattere mehr die Anwesenheit solcher, zumal in bösen Kriegszeitläuften doppelt begehrenswerthen Thierchen verrathen würde.

Zum vorläufigen Gebrauch wurde sogleich das Nothwendigste mitgenommen, und nun — in die Küche! — Die unwirthliche Wirthin bleibt unter polizeilicher Aufsicht eines strammen hannöverischen Artilleristen. Sie sieht zu giftig aus, als daß man sie beim Kochen, Braten und Backen verwenden könnte. Alte Feldsoldaten und Familienväter werden das Küchenwesen schon zu allgemeiner Zufriedenheit verwalten. Der eine schlägt unaufhörlich Eier in den großen Topf, mischt auch wohl etwas Mehl dazwischen; ein zweiter zerläßt Butter, ein dritter brät Speck, jeder nach seinem Geschmack, ein vierter gießt den Eierteig auf gefundene Kuchenbleche u. s. w. Gewaltig wird, sobald die Gerichte fertig werden, eingehauen, auch des Speckes und der Würste nicht geschont. Doch auch dem Keller muß noch ein Besuch abgestattet werden, denn da wird man wohl noch etwas gegen den immer brennender werdenden Durst finden. Richtig! — hier, unter Sand verborgen, ziehen wir eine Flasche nach der anderen, edle Marken enthaltend, heraus. Frohlockend kehren wir mit dem Göttertrank zu den zurückgebliebenen Kameraden zurück, während ein lieblicher Butter- und Bratenduft schon die Räume durchzieht. Das wird ja ein lukullisches Mal! Alle Müdigkeit ist vergessen; die Geister edlen Weines erhalten die Tafelrunde munter. Feindlich blickt das Hausverwalterpaar herüber, deren brennende Wangen den Empfang wehrmännischer Quittungen für die Lügen und für ihre geringe Gastfreundschaft bekunden.

In unserer frohen Stimmung gedachten wir auch unserer Kameraden in dem Dorfe, die wahrscheinlich vor Müdigkeit hungrig und durstig zur Ruhe gegangen sein mochten.

In unserem Kriegsrath wurde daher beschlossen, die Küche in Permanenz zu erklären, und am nächsten Morgen sollte ein Jeder von uns, in Ermangelung von Fahrzeugen, so viel er nur schleppen könne, für die Kameraden mitnehmen.

Als der Morgen graute, zogen wir, nach höflicher Verabschiedung von unsern unfreiwilligen Gastgebern, mit unseren Schätzen, Eierkuchenrollen u. s. w., beladen, ab, und wurden von unseren Kameraden mit Jubel empfangen.

Ein zweites Erlebniß in einem Dorfe oder Weiler bei St. Menehould könnte man Zähmung der Widerspenstigen betiteln.

In der Abenddämmerstunde waren wir an unserem Ziele und im Quartiere angelangt. Mit vier Mann betrat ich auf ein „Poussez" das Wohnzimmer eines bäuerlichen Ehepaares, das von unserem Begehr in Kenntniß gesetzt, uns in ein zweites Zimmer wies, zu dem eine Glasthür führte. Wir legten unsere Sachen ab und setzten uns in Erwartung einer Erfrischung an den Tisch. Bald wurde ein kalter Imbiß aufgetragen, auch Wein. Wir kosteten, und wieder war es ein Essiggetränk. Zum Zeichen, daß dies kein Trank für uns wäre, schüttete ich das Glas Essig auf den Stubenboden. Zu dem am Kaminfeuer stehenden Ehepaar trat ein neuer Ankömmling, ein junges, niedliches Weib; die Plapperei ging los! Ich hörte, wie sich die Weiber gegenseitig entrüsteten, während auch hier

der Mann, (der in Frankreich meist eine untergeordnete Rolle zu spielen scheint), schwieg.

Wir waren müde und abgespannt und ich ließ die Glasthüre schließen. Da! — stürzt wie eine Furie das junge Weib zur Thür, sie wieder aufzureißen. Mein Martin machte sie wieder zu. Das Weib riß sie wieder wüthend auf. Und dieses Schauspiel wiederholte sich. Was war zu thun? Sollte man sich an Frauen vergreifen? Wir ließen die Thür offen, es kam besserer Wein.

Gegen 6 Uhr Abends ging ich zum Paroleempfang. Nach einer Stunde zurückgekehrt, fand ich den Tisch weiß gedeckt und Bestecke für jeden Mann gelegt. Mein Famulus erzählte mir nun, wie sie den Weibsleuten Furcht eingeflößt hätten, indem sie durch Geberden des Erschießens meinen Weggang mit diesem beabsichtigten Verfahren in Beziehung brachten. In der Geberdensprache hatten es unsere Wehrleute unter Begleitung einiger passender oder unpassender französischer Vokabeln allmälig weit gebracht.

Das Diner, eine Art Gullasch, war fertig. Die Frau des Hauses rückte die Stühle. Ich bestellte noch drei Bestecke und drei Stühle. Darob Verwunderung! Ich lud nun die beiden Eheleute und die junge Frau, die, wie ich hörte, eine in der Nachbarschaft wohnende verheirathete Tochter war, mit zu Gaste. Die Verwunderung ward zum Erstaunen. Wie beschämt ob solcher Großmuth, ließen sie sich zunächst sehr nöthigen. Doch — endlich setzten sich alle drei mit an den Tisch. Zunächst großer Dank und Lobeserhebungen. Ich deutete an, daß wir gegen Frauen keinen Krieg führten. Ein Wort gab das andere, und sie nahmen allmälig ein solches Interesse an meinen Darlegungen über uns, deutsche Verhältnisse und sonstige allgemeine lehrreiche Gegenstände der Unterhaltung, daß

sie nicht zu fragen aufhörten. Das Diner war beendet. Die junge Frau war eine Zeit lang verschwunden. Nach einer Weile kam sie uns bitten: wir möchten ihr Heim auch besuchen. Wir erfüllten ihren Wunsch. Man placirte uns um ein behagliches Kaminfeuer. Wein ward eingeschenkt, getrocknete Weintrauben und sonstige Leckerbissen gereicht. Die Stube hatte sich allmälig mit Nachbarn gefüllt und unaufhörlich mußte ich über alles Mögliche erzählen. Mitternacht war längst vergangen, als wir endlich zu Bett gingen. Es konnte keine liebreizendere Frau geben, wie diese scheinbare Xantippe.

Auf ihre Männer waren sie nicht gut zu sprechen. Sie nannten sie „lâche“ (feig).

Ich begriff nun, weshalb es schon in früheren Zeiten den Siegern so leicht wurde, im eroberten Lande sich zu acclimatisiren oder, wie in Latium, mit geraubten Sabinischen Weibern so schnell einig zu werden.

Als am anderen Tage beim Wegmarsch unser Bataillon bei ihrem Hause vorbeizog, suchten sie und die Nachbarinnen eifrig uns zu entdecken unter den gleichartig ausschauenden Kriegern. Durch ein Zeichen kam ich ihrer Suche entgegen. Als sie uns erkannt hatten, stießen sie Freudenjubel aus, herzliche Grüße uns nachwinkend.

Vom 13.—19. November waren wir in Vitry-le-François, einer befestigten, für König Franz I. gebauten Stadt, eingerückt. Der Stadtname wird aber doch „français“ ausgesprochen. Ich kam zu einem Bäckermeister in das Quartier. Als Reformirter freute er sich sehr, in uns Evangelische begrüßen zu können, holte auch gleich eine große „Bible“ vor. Daß so viele der Edelsten vor Hunderten vor Jahren ihres Glaubens wegen hingemordet

oder außer Landes geflüchtet waren, war ihm bekannt. Daß jene Ungerechtigkeit eine der Ursachen wäre, daß Frankreich nicht mehr zur Ruhe komme, leuchtete auch ihm ein.

Da wir über Sonntag im Orte blieben, hatten wir zum ersten Male evangelischen Gottesdienst in einer katholischen Kirche, deren Heiligthümer aber alle, wie um sie vor Blick und Berührung von Ketzern zu bewahren, mit großen Leinwandtüchern verdeckt waren.

In Vitry trafen gerade die Württemberger, funkelnagelneu gekleidet und ausgerüstet, ein, um nach Paris zu ziehen. Die Schwaben sind ein munteres Völkchen. Ihre weiche, alle „s“ Laute zu „sch“ erweichende Sprache hört sich sehr angenehm an.

Auf unseren Märschen, waren wir auch stämmigen Bayern-Regimentern begegnet. Ihre hellblauen Uniformen, die neu sich ja sehr himmlisch ausnehmen, waren für vieles Sonnenlicht und den Staub der Heerstraßen, zumal in einem die Sachen sehr angreifenden Lagerleben, nicht geeignet; ebensowenig wie die nun abgeschafften Helmraupen, die als Staubsammler, von Regenwasser vollgesogen, nicht wenig die Kopfbedeckung belastet haben mögen.

Kaum war ich eines Tages in das Bureau der Preuß. Commandantur befohlen, als wir alarmirt wurden. — Nach Troyes, hieß es, sollten wir rücken.

Vierundzwanzigster Abschnitt.

Im Departement de l'Aube.

Von Vitry-le-françois nach Troyes war ein gewaltiger Marsch. Die Entfernung betrug in der Luftlinie etwa acht deutsche Meilen. Die Sache mußte also in der Hauptstadt des Departement de l'Aube schlimm stehen. Es war dies die größte Marschleistung unsererseits an einem und demselben Tage. Es ist fast unglaublich, was Uebung ausmacht. Wir waren ja als eine Art Polizei-Bataillon fast nie richtig zur Ruhe gekommen. Aller Anfang ist schwer. Bei einem ersten Marsch ist man schon bei drei Meilen Entfernung ziemlich ermüdet; aber wenn die Verpflegung ungefähr ausreicht, und man der Müdigkeit nicht achtet, so werden die Laufmuskeln fast zu Sehnen. Nur muß man die Fußbekleidung, sowie den Fuß selbst in Ordnung halten. Ist man in das Quartier gelangt, wäscht man ihn nach der Abkühlung mit etwas Branntwein, und des Morgens schmiert man, trägt man Strümpfe, entweder den Fuß ein oder, trägt man keine Strümpfe, einen reinen Lappen, den man um den Fuß legt. Etwa um 5 Uhr am Morgen des 23. November waren wir von Vitry aufgebrochen und kamen todtmüde gegen 5 Uhr Nachmittags vor den Thoren von Troyes an. Beim letzten Halten wurden wir von unserm Befehlshaber ungefähr wie folgt angeredet: „Es ist Euch heute etwas viel zugemuthet worden, aber es mußte sein. In Troyes ist eine unruhige, feiernde Arbeiterwelt; ein Bataillon hat plötzlich auf Jagd nach Franctireurs-Banden ausrücken müssen, und in Troyes ist zudem der Typhus

ausgebrochen. Ich erwarte, daß Ihr, wie immer, Eure Schuldigkeit thun werdet."

Das waren freilich keine erfreulichen Mittheilungen! Wir rückten in die engen Straßen der Stadt. Grimm blicken die finsteren, sonnenverbrannten, großbärtigen Wehrleute sich die schmächtigen Figuren der in Thür und am Fenster stehenden Einwohner an.

„Tritt gefaßt!" und unter rasselndem Trommelwirbel, dessen militärischer Rhytmus mehrfach von den Häusern der krummen Straßen wieder schallte, marschirte die alte Garde wie auf dem Paradefelde in die Stadt hinein. Man meinte nur einen einzigen dröhnenden Schritt zu hören.

An vielen Stellen links und rechts standen oder hingen merkwürdige Gerüste, die mit weißen, schwarzberänderten Stoffen aus Leinewand, Shirting und dergl. einen gar eigenartigen Eindruck auf uns machten. Es waren Trauerhäuser, wo der Typhus seine Opfer gefordert hatte, wie wir bald feststellten. Eine empfindliche Kälte war eingetreten.

Vor einem großen, runden Brettergebäude machten wir Halt. In demselben sollten wir eine Massenwache beziehen. Es ist der Circus. Eine Vorstellung soll stattfinden, wo wir Zuschauende und Handelnde in einer Person sind. Auf allen mit Stroh reichlich bedeckten Gallerien nehmen wir ohne Entree Platz. Der Stab läßt sich in der Arena nieder. Es ist inzwischen eine schier nordpolartige Kälte eingetreten. Die Wehrleute fangen an, mit flüssigem Material ihre Körper zu heizen. Ein Zug wird zur Patrouille quer durch die Stadt abbeordert. Nach einer Stunde kehrt er zurück. Die Zurückkommenden erzählten: Die Blaukittel würden sich uns wohl nicht mehr in den Weg stellen, wie sie es zu thun versuchten, als wir in breiter Front über sie hinweg marschirten; nicht bloß ihre Kittel würden morgen blau

aussehen. In der Nacht kam auch ich an die Reihe, um eine größere Patrouille nach einem anderen Stadtthor zu führen. Ueberall war es indeß jetzt mäuschenstille geworden.

Im Circus hatten sich schon die Meisten in Stroh eingebuchtet. Alle erdenklichen Schlupfwinkel waren aufgesucht, die sonderbarsten Ruheposen eingenommen, um der süßen Ruhe zu pflegen, vielleicht im Traume in die Heimath zu eilen. —

Schlaf und Traum. Ihr, Glück der Müden, Erquickung der Sorgenden, der Leidenden! — Los von Zeit und Raum flüchtet sich die Seele in seelige Höhen, wenn sich nicht die Stetigkeit des Leides schon bis in das innerste Mark eingefressen hat. Die lateinische Sprache hat die Verwandtschaft von Schlaf und Traum auch äußerlich angedeutet: Somnus heißt ihr der erstere; der letztere, Somnum. Ja es giebt noch einen Schlaf. Wenn selbst ein Sophokles schon Thanatos, den Todesgott, einen Gott des ewigen Schlummers nennt, haben die Christen nicht noch ein höheres, umfassenderes Recht, mit ihrem Herrn, dem Fürsten über Tod und Leben, von ihren lieben Todten zu sagen: Sie schlafen nur? — Schlafen nicht auch sie, die Tausende, die ihrer Pflicht getreu, in kühler Erde, fern von der Heimath, in diesem Lande zur Ruhe gingen? Wäre es nicht trostlos, entsetzlich, zu denken, daß all das reiche Leben, das noch vor Kurzem in den gefallenen Helden sprudelte, für immer verloren sein sollte? Nein! Sie sind Weizenkörner, die in die Erde gelegt, ihre Erscheinungsform wandeln, um herrlicher zu neuem Leben zu erstehen, falls sie nicht selbst sich freventlich von dem ewigen Lebensbaume gelöst haben! —

Am nächsten Tage — es war nichts Bedenkliches in der Nacht vorgefallen — bezogen wir bei den Bürgern

Quartiere. Ich kam in eine Villa, welche von einem schönen Park umgeben war. Kurz vorher hatte der einzige Sohn der verwittweten Besitzerin, auch an Typhus, seine Augen geschlossen. Herzzerreißendes Klagen scholl durch die schönen Räume. Kein Mensch bekümmerte sich um uns. Ein noch mehr gefürchteter Feind hatte sein Quartierbillet überreicht. Nach geraumer Zeit erschien eine Bonne und brachte in aller Hast etwas Aufschnitt und Wein. Ich erinnere mich nicht, daß wir etwas angerührt haben. Später kam die Dame des Hauses. Sie hatte gehört, daß ich französisch spräche und kam, sich zu entschuldigen; weinend fuhr die vornehme Frau mit ihrem Tuche über die rothgeweinten Augen. „O, welches Unglück, welches Leiden kommt doch über uns," jammerte sie. Ich begriff sie und suchte sie zu trösten.

Wer kann aber an Todtenbetten diejenigen trösten, die den Verlust an Liebe erlitten haben? Kann es trösten, wenn ich sage: Alle Menschen müssen sterben; es ist nun einmal nicht anders auf Erden? Zu welchen Höhen menschlicher Wissenschaft muß ich Thalbewohner im Lande der Erkenntniß emporklettern, um ein kurzes Trostwort wie ein Edelweiß zu erhaschen? Ach nein! Kalte nordische Winde umwehen mich auf den Höhen menschlicher Erkenntniß. Ich gelange allerbesten Falles zu dem mathematisch scharfen Schluß: „Der Tod ist der Sünden Sold." Der Tod selbst, nicht einmal die Furcht davor, kann aus unseren Herzen vertilgt werden. Jeden Tag, den wir leben, wir ringen ihn nur dem Tode ab. Redet man es sich schließlich auch ein: Mit dem Tode hört alles auf! — etwa wie der Vogel Strauß, der glaubt, wenn er die Augen schließt, träfe ihn der Jäger nicht — der Beweis aus dem Gegentheil kann nicht gegeben werden; nämlich, daß kein Fortleben besteht. Und

somit ist die Erkenntniß nicht befriedigt. Wie fühlt sich aber ein blutendes Mutterherz getröstet mit einem Wort wie: „Ich bin die Auferstehung und das Leben: wer an mich glaubet, der wird nimmermehr sterben!“ — Doch, das soll ja veralteter Kram sein! — Als ob wir das tägliche Brod je entbehren könnten! —

Wir sollten möglichst typhusfreie Quartiere beziehen und deshalb bekam ich ein neues Quartier, von dem aus ich bald eine Wache beziehen mußte. Mein Martin brachte mir nun das Mittagbrod nach der Wache. Es waren Bouletten mit Zwiebeln angesetzt. Das Fleisch war grobkörnig und trocken: ich machte lange Zähne und versuchte keinen zweiten Fleischkloß. Mir schienen das jedenfalls nur sterbliche Reste eines alten Fiakergaules gewesen zu sein. Mein Martin verzog seinen großen Mund zu einem Ausdruck frohen Empfindens: es ward aber mehr Grinsen. „Das kann wohl sein!“ meinte er weise.

Ich holte mir, von Wache gekommen, einen anderen Quartierschein. Diesmal traf ich es besser.

Ich kam zu einem „Tonnellier“ in Verpflegung. Ein Tonnellier, Faßbinder, Böttcher und Küfer, alles in einem Namen bezeichnet, spielt in Frankreich, namentlich in Weingegenden, eine große Rolle. Er hat meist auch große Weinlager. Ein solcher Mann war mein Wirth. Ich ging durch das Vorzimmer, eine Art Laden, und klopfte an die nächste Thür, und, da niemand „herein!“ rief, öffnete ich die Thür. In demselben Augenblick stieg ein Vollmond aus der Tiefe, aus dem Keller. „Bon jour“ redete ich den aus der Versenkung auftauchenden stämmigen, etwa 55 Jahre alten Mann an, der sich auf meine Frage als der „propriétaire“ zu erkennen gab. Er schellte, und bald trat herein ein junges, bildschönes Weib, wohl an

die 20 Jahre jünger als unser Wirth. Als beide hörten, daß ich ihre Sprache redete, wurde ich bald freundlicher empfangen und nach einem Zimmer geführt. Es war dies eins meiner besten Quartiere in Frankreich, in welchem ich mehrere Tage lag. Der Mann war ein äußerst gutmüthiger Mensch und holte sehr oft ein köstliches Tröpfchen Burgunder herauf. Der Wein war in den letzten Jahren gut gerathen. Gegen Abend fanden sich auch französische Bürger, u. A. ein junger Lehrer an einem Lycée zu einem Schöpplein ein.

Da wurde dann beim Gläschen Wein in höflicher Art gar manches Wort gesprochen. Das Für und Wider war vertreten. Natürlich kam auch die damals allmächtige Politik auf das Tapet. Eine Meinung, der ich später wiederholt noch, selbst unter gebildeten Franzosen, begegnet bin, war immer die: „Wir Deutschen hätten nach Beseitigung des Kaiserreiches mit der Republik, die doch nichts könne für den Krieg, uns unter Verzicht auf Land, mit einer entsprechenden Kriegsentschädigung begnügen sollen. Wir hätten dann einen freundlichen Nachbar u. dergl." Ich wies darauf hin, daß eine Frucht wie Napoleon auf dem Baume Frankreichs gewachsen sei, den sie sich wohl hätten gefallen lassen, so lange als ihm das Glück günstig war, den sie aber nun abzuschütteln suchten, da das Gegentheil einträte; — daß man sich seinen mit einem Eidbruch verknüpften Staatsstreich habe gefallen lassen, ja daß sogar das Heer, die Säule eines festen Staatsgebäudes, durch das sich doch sonst Frankreich gern vertreten lasse und sich mit ihm identifizire, käuflich gewesen sei. Deshalb könne man Frankreich nicht trennen von Napoleon, der doch auch viel Gutes gestiftet habe, z. B. Handel und Wandel in Blüthe gebracht und wunderbare Straßen durch Frankreich gelegt habe. Mitgefangen, mitgehangen!

Eine zweite Beschönigung des französischen Volkes war immer, daß die Generale, zumal Bazaine, Verräther gewesen wären. Es war unmöglich, sie von einem solchen Wahne abzubringen.

Die Wirthin war eine Elsässerin, verstand aber kein Deutsch. Sie war stets freundlich und aufmerksam und unterhielt sich gern. Eines Vormittags sah ich, wie sie auf einer Pfanne spiralförmige kleine Füllhörnchen, aus deren Trompetenendung Petersiliengrün herausschaute, briet und sie ihrem Gatten vorsetzte. Derselbe nahm dann eine Art Ale oder gebogene Nadel und zog einen kleinen pfropfenzieherartigen schwarzen Körper hervor, um ihn dann behaglich in den Mund zu stecken.

Ich fragte: „Qu'est-ce que c'est que cela?"

„Ce sont des escargots."

Schnecken, dachte ich für mich, die ißt man auch? — Das Frauchen war schnell bei der Hand und bot mir eine zum Kosten an. Ich nahm sie zwar, ich aß sie aber mit Widerstreben. Beide lachten. Am nächsten Tage bekam ich eine ganze Portion davon. Bekanntlich schließen sich die Schnecken mit Beginn des Winters in ihrer Trompete ein, indem sie das Mundstück mit einer kalkigen Haut verschließen. Sie sind dann am gesuchtesten. Ehe man sie indeß in zerlassener Butter brät, macht man noch einen Petersilienteig in die trombaartige Mündung. Die gebratene Masse sieht wie gekochtes Blut einer Wurst aus.

In Troyes erhielt ich bei einer selbst uns Nordleuten ungewöhnlichen Kälte die Nachricht, daß mir am 1. Dezember 1870 ein Töchterchen geboren worden sei. Sie hat seitdem den Namen „Kriegstochter" behalten.

Fünfundzwanzigster Abschnitt.

Wieder nach Reims.

Nach etwa zwanzigtägigem Aufenthalt brachen wir am 14. Dezember nach Arcis sur Aube auf, einem Städtchen mit etwas über 3000 Einwohnern, in einem anmuthigen Thale gelegen. Am 20. März 1814 trugen hier die Verbündeten unter Schwarzenberg über Napoleon den Ersten den Sieg davon.

Von hier marschirten wir über Chalons, Beaumont bei Sillery nach Reims, wo wir am 18. Dezember eintrafen.

Während wir in Chalons lagen, trat eine noch grimmere Kälte ein. Die Fenster waren wie die Bretter dick gefroren, und bei solcher Kälte denke man sich die armen Franzosen mit ihren für solche Fälle gar nicht eingerichteten Heizanlagen. Ich war bei einer sehr würdigen, gebildeten Matrone im Quartier, die aber eine ziemlich scharfe Zunge besaß, und mit der ich manches Wortgefecht zu bestehen hatte. — Hier lernte ich auch Kaninchenbraten, der in Frankreich sehr üblich zu sein scheint, kennen. Man züchtet hier aber eine edlere Art des Thieres. Mir hat das ungemein zarte, wohlschmeckende Fleisch, das in Butter braun gebraten wurde, sehr zugesagt. Es erinnerte mich an Ziegenlammbraten.

In Reims bezogen wir nach Aufgeben der Bürgerquartiere kurz vor Weihnachten die Kaserne Colbert.

Die Zeit begann uns allgemach langweilig zu werden, nur das nahende Weihnachtsfest, das man zu großem Leidwesen fern von der Heimath verleben sollte, brachte etwas Abwechselung in das Leben. — Packete trafen

schon in Hülle und Fülle, auch viele sogenannte Liebesgaben, ein.

Der heilige Abend kam heran, und die Tannenbäume der einzelnen Kompagnien flammten auf. Das Elternpaar der Kompagnie hatte für Jedermann etwas Annehmliches aus den Liebesgaben ausfindig zu machen gewußt: Tabakspfeifen, Cigarrenspitzen, Cigarren und Tabak und andere kleine Scherze. Der gute Wille schon wurde anerkannt. Doch Herz und Gemüth weilten bei dem Tannenbaum in der Heimath. Welche Tiefe in dem alten, schönen Volksliede:

O Tannenbaum :,:
Wie treu sind Deine Blätter,

in seiner treuherzigen Singweise liegt, erkennt man erst in der Fremde. Stille Wehmuth lag auf den Gesichtern der Wehrleute.

Von Deutschland fort :,:
Nach Frankenreich wir zogen,
Wer denket nicht mit Wehmuth d'ran,
Als wir zum Abschied traten an
Nach Frankenreich, das ferne :,:

Schon mancher ruht :,:
Hier nun im tiefen Frieden
In einer kalten Heldengruft,
Fern von der Heimath Tannenduft.
Schon mancher ruht
Hier nun im tiefen Frieden.

O könnt' ich doch :,:
Euch, meine Theuren, sehen;
Noch unlängst sah ich Euch im Traum,
So treu, so wahr — man glaubt es kaum!
O könnt ich doch
Euch, meine Theuren, sehen.

Aus französischen Zeitungen, bei denen man das Meiste zwischen den Zeilen lesen konnte, unterrichtete ich mich immer ein wenig über die letzten Vorgänge in Frankreich. Die Kämpfe um Orleans wurden mit allerlei elegischen Bemerkungen berichtet. — Paris war inzwischen auch cernirt worden, täglich wartete man auf Nachrichten über den Beginn der Beschießung. Man konnte ordentlich unwillig werden über die Verzögerung.

Auch die französischen Bürgersleute, meist höfliche und umgängliche Menschen, schienen die Sache allmälig satt zu bekommen. Sie sehnten sich nach geordneten Verhältnissen, aber ihren „Badinguet", wie sie Napoleon nach dem Namen des Maurers nannten, in dessen Kleidern Napoleon aus der Festung Ham vor Jahren entflohen, wollte wohl die Mehrzahl nicht mehr als Oberherrn haben. —

Nach den Feiertagen hieß es endlich: „Das Bataillon steht morgen, am 28. Dezember, zur Abfahrt mittelst Eisenbahn bereit." — Wohin? — erfuhren wir natürlich nicht. — Wir fuhren und fuhren. Die Namen der Stationen wurden nicht ausgerufen, auch hier als Aufschrift nicht gefunden. Wenn wir zu einem Rendez-vous hielten, geschah dies meist im Freien. Da kochte und braute sich jeder, was er nur konnte und hatte, zusammen, wenn es nur warm war. Auch Erbswurst wurde einmal verabreicht. In der That, sie leistete uns unter so bewandten Umständen große Dienste. Sie war leider versalzen. Weil leicht transportabel und nahrhaft, muß sie als eine vorzügliche Erfindung für die Verpflegung einer immer beweglichen Feldarmee angesehen werden.

Weiter fuhren wir über schwanke, gar sehr tiefe Thalmulden überspannende Brücken, die unsere geschickten

Pioniere, an Stelle zerstörter, oft bis zu erstaunlichen Höhen erbaut hatten. Man schloß lieber die Augen, als daß man in die schwindelig machende Tiefe blickte. —

Sechsundzwanzigster Abschnitt.

Von Reims an die Seine, zur Deckung der Eisenbahn.

Der Abend war längst angebrochen, nur erhellt von fahlem Schneeschein, als der Zug endlich hielt und wir ausstiegen. Wir waren am 29. Dezember in einem Orte an der Seine gelandet, zwischen Troyes und Chatillon, unweit der Grenze zwischen den Departements de l'Aube, (wo wir erst vor drei Wochen gewesen waren), und de la Côte d'or, das man am besten mit goldener (Wein-) Aue oder Hügel übersetzt, denn hier wächst der herrliche Burgunder. In diesem Departement liegen Chatillon, wo Franktireurs in den Quartieren Husaren überfielen, und Dijon, wo Garibaldi seine Heldenthaten verübt hatte.

Der Maire von M., ein schon bejahrter Mann, war durch unser unverhofftes, fast nächtliches Eintreffen so erschrocken, daß er vor Aufregung gar nicht Worte fand. Am nächsten Tage hörten wir, daß er vor Schreck verstorben wäre. — Meine ersten Quartiere ließen viel zu wünschen übrig. Das Städtchen war auch nicht arm, hier hatten noch gar keine Einquartierungen gelegen.

Wein wurde hier hauptsächlich gebaut, und da der Weinhandel darniederlag, so tranken sogar die Weinbauern schließlich vor langer Weile den gut ge-

rathenen Wein, wobei wir getreulich mithalfen. Die Einwohner freuten sich, daß wir keine Barbaren waren.

Nun hatte ich einen Kameraden, einen Sergeanten, — denn zu anderen Avancements war ja zunächst bei den vollbesetzten Stellen keine Aussicht — der, aus Berlin stammend, einen sogenannten „kodderigen Schnabel" hatte, aber sonst ein Ausbund von fidelem Kerl war. — Von dem edlen Weine begeistert, war er stets zu „Kalauern" oder Allotrien aufgelegt. Er hatte, da er ein Gymnasium besucht, eine gute Schulbildung. Jedenfalls konnte man mit ihm vernünftig verkehren. Viele Sachen lassen sich hier gar nicht mittheilen. — Eines schönen Tages hatte er wieder bei guter Laune mit seinem Wirth, einem Spaß liebenden Weinbauern und Böttcher, einen Kleidertausch vorgenommen: — der Bauer trug Rock und Mütze des „Kalauers", und dieser den blauen Kittel und die Zipfelmütze des Bauern. Nun denke man sich das Bild: der Bauer in Holzpantinen, einer blauleinenen, weiten Hose, mit Uniformrock eines Unteroffiziers und Militär-Mütze; dagegen der Sergeant Stiefel, Militärhose, Blaukittel mit umgeschnalltem Säbel und Zipfelmütze tragend. Ob der Hauptmann gelacht hat, als er ihm zufällig in der Dämmerstunde auf der Straße begegnete, weiß ich nicht, nur bekam mein Freund 24 Stunden Arrest auf der Wache, wo er, in einer Strohkammer eingelocht, des Nachts bald verbrannt wäre, da er nicht vorsichtig beim Anzünden einer Cigarre gewesen war.

Die Uckermärker, aus den Vierradener Tabaksbezirken stammend, priemten gern und hatten, wie die Schiffer, immer einen saftigen Knäul im Munde. Ich glaube, sie hätten eher auf Braten verzichtet, als auf eine Stange ihres schwarz geringelten Kautabaks. Ob

nun dieses Kauen, oder ihr Wesen sie zum Stillsein nöthigte, ich weiß es nicht. Jedenfalls waren sie sehr wortkarg, oder wenn sie etwas in mir oft schwer verständlichem Platt äußerten, mußte dies schon etwas sehr Gewichtiges sein. Sie sprachen dann oft in einem einzigen Wort vorräthig gesammelte Gedanken drastisch aus. Für solche Männer war dann ein Temperament wie das des Sergeanten geradezu unbezahlbar, da er seine faulen Witze gerade dann anbrachte, wenn sie es in ihrem Ernste gar nicht erwarteten. Banale Reden, wie: „Reichthum schändet nicht, und Armuth macht nicht glücklich!" oder: „Der Mensch kann noch so arm sein, wenn er nur Geld hat" oder: „Er fürchte sich nicht vor der Arbeit, er — könne ruhig davor — sich hinlegen und — einschlafen," konnten bei den arglosen Denkern ein unbändiges Lachen erzeugen.

Pariser Flüchtlinge. Aus Paris waren vor der Cernirung viele Einwohner in die Provinzen, wo sie wohl Verwandte hatten, geflüchtet, auch nach M., wo ich manche kokette Pariserin gesprochen habe. An Nahrungsmitteln war trotzdem kein Mangel, nur an Fleisch fehlte es im Allgemeinen, wie überhaupt in den Weingegenden. Lag das nun an der Kriegszeit oder an der gering betriebenen Viehzucht, kurz: wir mußten oft Nachbardörfer „abgrasen", um nur die Portion Fleisch, welche uns zustand, annähernd zu bekommen. Die Quartierwirthe haben sich oft gewundert über die Fleischmengen, welche unsere Wehrleute vertilgen konnten, sofern es daran nicht mangelte. Meist wurden requirirte Kühe geschlachtet und das Fleisch quartierweise vertheilt. Die Wehrleute machten fast immer mit den Wirthsleuten gemeinsame Küche.

Unter den geflüchteten Parisern war auch ein kleiner,

dicker, lustiger „Tripier", zu deutsch Kaldaunenkoch oder Kuttler. Er nahm nun gern die Kaldaunen der geschlachteten Rinder und verarbeitete sie, nach einer äußerst sauberen Reinigung, in großen Kesseln zu einem Gericht, das von einer Kraft und Wohlgeschmack ohne Gleichen war. Weit und breit schickten die Einwohner, hoch und niedrig, danach. Nur zu bald war der Vorrath vergriffen. Man konnte das Gericht alle Tage mit größtem Appetit essen.

Wie Archimedes nur einen Stützpunkt außerhalb der Welt verlangte, um die ganze Welt aus den Angeln zu heben, so hätte man dem Koch, glaube ich, irgend einen Stoff zu geben brauchen und er hätte das schmackhafteste Gericht daraus hergestellt. Die Stellung der Gewürze verstand er schier unübertrefflich.

Eines Nachts sollten wir den 3 Riceys (Les trois Riceys) in der goldenen Aue, berühmt durch edle Burgunderweine, einen Besuch abstatten, wohl um nach Franctireurs zu fahnden. Nach 10 Uhr Nachts marschirten wir ab. Es fiel ein weicher, flockiger Schnee, so daß man von unserer Compagnie keinen Tritt hörte. Gegen Morgen, es war etwa 4 Uhr, kamen wir in Ricey le bas an. Das Dorf wurde von Posten umstellt und nun die Einwohner herausgetrommelt. An den Fenstern zeigten sich bald allerlei Zipfelmützen; der Maire eilte herbei und ihm wurde mitgetheilt, daß in einer Stunde die Gewehre auf dem Platze abgegeben werden müßten. An den Thüren aller Häuser waren Wehrleute aufgestellt, die zum Frühstück Burgunder und Brod bekamen. Nachdem alle Waffen abgeliefert, wurden sie in der bekannten Weise unschädlich

gemacht. Franctireurs hatten wir nicht gefunden, und so war unser Auftrag erledigt.

Das Neujahrsfest 1871 stand vor der Thür, das die Franzosen höher zu schätzen scheinen, als selbst die Weihnachten. Erst zu Neujahr machen sich die Franzosen ihre kleinen oder großen Geschenke (étrennes). Nach dem Schriftsteller Durry war diese Sitte durch die ersten christlichen Priester verpönt, weil sie mit dem Götzendienst zusammen hing. Etrennes soll von „Strenua" herrühren, dem Namen der Göttin der Stärke. Dieser Göttin soll vor den Thoren Roms ein Wäldchen geweiht gewesen sein, in welchem man in den ersten Tage des Jahres Baumzweige abschnitt, um sie als Huldigung dem Fatius, dem König der Sabiner, darzubringen.

Die Leute in M. waren an diesem Tage ganz aus dem Häuschen. Trotz der großen Kälte war alles, Jung und Alt, die ganze Nacht auf den Beinen und alle Augenblicke hieß es: Trinquons! à votre santé! à la vôtre! une petite goutte! ꝛc.

Siebenundzwanzigster Abschnitt.

Als „Vice-Kommandant und Major vom Platze."

Bald nach Neujahr wurde ein Zug unserer Compagnie nach G. unter dem Befehl unseres Premiers, der auf dem Thurm der Cathedrale zu Reims das Schloß abzuschrauben verstand, detachirt. Ich ging als „Zweit-Kommandirender", „Platzmajor", Feldwebel und wer weiß nicht alles, mit. Wir sollten hier zur Deckung

der Eisenbahnlinie, die von Chatillon über Troyes nach Paris führt, verwendet werden. Wir besetzten den wohlhabenden Weinort in einer Stärke von 4 Unteroffizieren, 2 Spielleuten und 70 Mann. Von einem stattlichen, großen und behäbigen Manne, dem Maire, erhielten wir die Quartierscheine. Der Premier sollte zum Geistlichen ziehen, das war aber nicht sein Fall. So nahm ich das Quartier.

Alle Ortschaften längs der genannten Bahn hatten kleine Detachements. Vor Ankunft eines Zuges mußte die Strecke zwischen je 2 Ortschaften durch unsere, wie Bahnwärter functionirenden, Patrouillen begangen werden. In der Mitte der Strecke tauschten sie mitgebrachte Controlkarten aus.

Bei meinem Quartier im Pfarrhause angekommen, klopfte ich, und das Zaunthor wurde von einem weiblichen Wesen, vulgo Pfarrköchin, geöffnet, die uns mit anscheinend gemischten Gefühlen begrüßte. Auch dem Pfarrer wurde ich nebst meinem Martin vorgestellt. Ein wohlgepflegtes Bäuchlein, große, feiste, blaurothe Hänge-Wangen verriethen, daß die Weide auch für den Hirten nicht schlecht sein konnte. Er war etwa 60 Jahr alt. Seine Begrüßung war etwas linkisch; er mochte wohl wenig in die Welt gekommen sein. Ich wurde in ein geräumiges Zimmer geführt, in dessen einer Ecke ein großes Himmelbett, in der andern ein hohes, mit Büchern gefülltes Gestell sich befand. Das paßt mir ja sehr, dachte ich, denn hier soll ich, kommt uns sonst nichts in die Quere, ja acht Tage weilen. Die Bücher, oft gar merkwürdigen Inhaltes, schienen lange nicht im Gebrauch gewesen zu sein.

Ich wurde zum Diner des Pfarrers gerufen. Es war einfach und gut. Ein Gespräch war bald angeknüpft, es

berührte, taktisch vorgehend, zunächst nur neutrale Punkte. Politik und Religion blieben, wie auf Grund stiller Uebereinkunft, außer Spiel. Der Herr Pfarrer führte einen reinen, leicht schäumenden Naturwein. Die schon bejahrte Köchin und Kammerzofe brachte zum Tafelschluß in zierlichen Täßchen Mocca. Als das Täßchen leer war, wurde ein zweites zur Hälfte gefüllt, Zucker, dann feiner Cognac hinein gethan, und das Ganze gab einen köstlichen Caffeelikör. Herr Pfarrer gestattete sich noch ein bischen reinen Cognac, und bald fing das Köpfchen an zu glühen wie eine Tulpe. Allmälig senkten sich die Augenlider des Hirten, während die Daumen der geschlossenen Hand oberhalb der bäuchlichen Rundung eine Mühle machten, und der ehrwürdige Herr war — eingeschlafen. — Ich ging still hinaus und sah nach, was das Dorf, die Posten und unsere Wehrleute in den Quartieren machten.

Die Einwohner strahlten gutmüthig vor Freude, wenn ich sie französisch anredete. Auch hier trugen die Bauern Holzschuhe, Blaukittel, Zipfelmütze. Die Wohnungseinrichtungen waren in diesem Dorfe fast alle von einfachsten Mustern. Stühle mit geflochtenem Binsenstroh, ein Himmelbett, einfacher Tisch, ein an der Kette über dem Kaminfeuer hängender Kessel, marmite genannt, und man ist mit der Aufzählung der größeren Stücke fertig. Die Frauen trugen zugespitzte, oft ganz zierliche, schwarzgewichste Holzschuhe, nicht bis zum Knöchel reichende Röcke und eine Art Bandhaube.

Mein Platz-Kommandant wohnte bei einem feineren Herrn, dem letzten Maire des Napoleonischen Kaiserreiches. Das Haus war vornehm, ja elegant. Mit Erklärung der Republik war ein anderer Maire, jener stattliche Mann, der uns empfing, an seine Stelle gesetzt worden, ein reicher Weinhändler und Weinbergsbesitzer.

Beide Maires schienen die Heerführer ihrer Parteien zu sein. Keiner war auf den anderen gut zu sprechen, selbst mir dem Feinde gegenüber. Auch körperlich war der alte Maire der Gegenfüßler des neuen: hager, schmächtig, verärgert, nervös, gereizt. Scharfe Sätze entfuhren seiner gewandten Zunge.

Mein dicker Premier, den Revolver neben sich, saß wie ein Einsiedler in einem niedlichen, nach dem Garten Ausblick gewährenden Zimmer. — Es macht immer einen ungemein kläglichen, bemitleidenswerthen, ja komischen Eindruck, wenn sich zwei gebildete Menschen gegenüber stehen, die volle Herzen haben und können sich nicht verständigen, während sie sich doch nicht aus dem Wege gehen können. Es ist, als ob der elektrische Stromkreis geschlossen würde, wenn ein Dritter, der die Sprachen der Getrennten spricht, sich einschaltet, so daß nun die Gedanken wie elektrische Ströme kreisen können und die geistigen und seelischen Atome in Bewegung setzt.

Ich will nur noch einige Dorfbilder schildern. Ich besuche die Wache. Sie ist in einem Parterre-Raum der Bürgermeisterei am Appellplatz untergebracht. Der Wachtstube gegenüber, zu ebener Erde, wohnt der Dorfdoktor, ein Chirurg; er scheint aus der Rococcozeit übrig geblieben zu sein. Er ist ein Figaro; weiß zu erzählen und hört gern, was eigentlich in der Welt vorgeht. — Er horcht erstaunt auf, als ich ihm erzähle: Paris würde seit einigen Tagen in seinen Forts beschossen. Der frühere Kaiser wird auch hier von dem geärgerten Franzosen meist mit dem schönen Titel: „Badinguet“ beehrt.

Dem Herrn Maire der Republik muß ich gleichfalls meine Aufwartung machen. Er empfängt mich höchst

freundlich und stellt mich seinem winzigen, ausgetrockneten Frauchen vor. Der Mann macht auf mich einen so durch und durch deutschen Eindruck, mit seiner Gesetztheit, Treuherzigkeit, seinem Biedersinn, daß ich meinte: von ihm schon wiederholt Doppelgänger in Deutschland gesehen zu haben. Seine Erscheinung war mir vom ersten Augenblick an, da ich ihn sah, sympathisch.

Daß ich französisch spreche, war im Orte ruchbar geworden, und so kamen bald Einwohner mit der Bitte zu mir, ob sie nicht Sendungen an ihre Gefangenen in Deutschland durch uns machen könnten. Dies wurde ihnen gern besorgt, und als nun bald darauf Briefe von den Empfängern eintrafen, war der Dank groß. Ich wurde sehr bekannt mit den Leuten bei den Gängen durch das Dorf. Dann winkte mir wohl der Eine oder der Andere und bat: Sergeant! Entrez-donc, une petite goutte! — Trat ich dann in das Haus, so gab es manchmal gar etwas Feines. An den beiden Ausgängen des Ortes, an schönen breiten Chausseen, stand je ein Gasthaus, in denen die gebildeteren Einwohner zu verkehren pflegten. Das feinste war dasjenige, wo bière de Strassbourg verschänkt wurde. Auch für uns war es eine Erquickung, endlich wieder Bier anzutreffen. In dem anderen Gasthause wurde mehr Wein und der damals bei den Franzosen so beliebte Absynth verabreicht. Hier hatte ich nun Muße, Lokalstudien über Land und Leute zu machen.

Wiederholt fiel mir bei den Einwohnern die Aehnlichkeit der Züge mit denen der Deutschen auf; sogar blonde Haare und blaue Augen waren nicht selten, vor allem traten die gleichen Charakterzüge hervor: Treuherzigkeit, Offenheit und sittlicher Ernst. Man sah, der alte germanische Stamm der Burgunder, der von der

niederen Weichsel in alter Zeit bis hierher gewandert sein soll, hatte nur eine andere Sprache angenommen.

Ein Begräbniß findet im Orte statt. In Cylinderhüten folgten die Einwohner der Leiche. So ernst die Sache ist, ich mußte, als ich die Musterkarte von Cylinderhüten sah, unwillkürlich im Stillen lachen. Wenn es ein Museum von Cylinderhüten gäbe, in dem alle unterschiedlichen Muster als geschichtliche Merkwürdigkeiten aufbewahrt würden, und unsere guten Leute mit der Bitte hineingesandt würden, sich einen passenden Hut auf den baaren Kopf zu setzen: — die Mannigfaltigkeit hätte unter den dahin wallenden Hüten nicht größer sein können. Da die Leute sonst nur Mützen trugen, mögen die Hüte, soweit sie passten, sich vom Großvater auf den Enkel vererbt haben.

Es ist Sonntag. Das Glöcklein der unansehnlichen Kirche läutet. Die Frauen eilen zur Kirche, vielfach begleitet von den Männern, die aber ihre Frauen nur bis zur Kirche und nicht hinein begleiten, sondern draußen deren Rückkehr erwarten. Ich bin angezogen; ich gehe hinein. Der alte Pfarrer geht mit seinem Weihwedel umher, und als er mich sitzen sieht und erkennt, stutzt er schier! aber auch ich Ketzer, — wir haben uns nach dieser Richtung hin auch schon vorgestellt — bekomme meinen Theil Weihwasser. Ich befand mich in einer der hintersten Bänke, die Kirchgäste saßen meist mehr nach dem Altar zu, mit den Gesichtern diesem zugewandt. Erst beim Schluß des Gottesdienstes erblickten sie den Feind in der Kirche, woraus sie, lebhaft im Flüstertone mit einander sprechend, zu schließen schienen, daß die Preußen doch nicht so fürchterlich sein müssen, wie sie geschildert worden sind.

Der Ort war für unsere Truppe groß genug, um

mehrere Male die Quartiere zu wechseln. Acht Tage waren um, und der Maire theilte mir vertraulich mit, daß meine Wenigkeit von mehreren Einwohnern in das Quartier gewünscht würde.

Ich ging zunächst zum Steuereinnehmer des Arrondissements. Das waren damals Pächter der Steuern, — der Volksmund nannte sie: monopoleurs. — Es waren gesuchte Stellen und die Inhaber reiche Leute. So auch mein neuer Wirth, der ein schönes Grundstück im Orte besaß. Er war ein, wie man sagt, studirter Mann, in den fünfziger Jahren, mit einem Kopfe wie Cavour. Tadellos war stets sein Anzug; der Mann selbst äußerst nett. Auch seine Gemahlin war eine vornehme Erscheinung, deren Schönheit früher aufgefallen sein muß. Sie war so freundlich, mir mein Zimmer zu zeigen. Als ich mein schwarzes Käppi, das ja überhaupt nicht kleidsam war, abnahm, rief sie aus: Voilà un front; cela s'explique.

Ich wunderte mich darob und erfuhr, daß der Herr Pfarrer schon viel über mich gesprochen hätte.

Die Verpflegung war ausgesucht. Der Herr „Receveur-Général“, wie sein Titel lautete, war ein Feinschmecker; das Diner wurde nach allen Regeln der Kochkunst aufgetragen; die Weinarten wechselten. Die Unterhaltung war hier die geistreichste, deren ich mich noch in Frankreich erfreut hatte.

Auch hier wurde Napoleon hoffnungslos preisgegeben. Des Gesprächstoffes gab es viel. Das Bombardement von Paris wurde fortgesetzt; der letzte Massenausfall gegen Vasailles endete am 18. Januar mit einer Niederlage. Auch auf anderen Kriegsschauplätzen sah es schlimm aus. Werder hatte alle Angriffe Bourbaki's, der eine dreimal größere Armee unter seinem Oberbefehl hatte, am 15., 16. u. 17. Januar mit nur 50000 Mann im

Osten zurückgeschlagen, und Faidherbe am 19. Januar bei St. Quentin durch General v. Göben eine Niederlage erlitten.

Gambetta schob neue Kloben in das nationale, matter werdende Feuer Frankreichs. Folgenden Aufruf fand ich z. B. in einem Nachbardorfe angeschlagen:

Guerre à outrance.*)

La Prusse veut continuer la guerre et reconduire la France à l'état de puissance de second ordre. La Prusse, veut l'Alsace et la Lorraine jusqu'à Metz par droit de conquête. La Prusse pour consentir à un armistice, a osé de demander la reddition de Strassbourg, de Toul et du Mont-Valérien. Paris, exasperée, s'anéantirait plutôt sous sesruines. A d'aussi insolents prétentions, en effet, on ne répond que par la lutte à outrance. La France accepte cette lutte et compte sur tous ses enfants.

Gambetta.

Doch die Hiobsposten für die Franzosen rissen nicht ab, aber für uns Deutsche erschienen nun herrliche Tage. Noch hing ja der blutige Kriegsmantel vom Himmel herunter. Purpurroth war Trumpf!

---

*) (Uebersetzung.) Krieg bis auf's Aeußerste. Preußen will den Krieg fortsetzen und Frankreich zu einem Mittelstaat machen. Preußen will Elsaß und Lothringen bis Metz auf Grund des Eroberungsrechtes. Preußen hat, ehe es in einen Waffenstillstand willigt, die Uebergabe Straßburgs, Touls und des Mont Valerieu zu fordern gewagt. Paris, zur Verzweiflung gebracht, würde sich eher unter seinen Trümmern begraben. Auf solche unerhörten Anmaßungen antwortet man in der That nur mit einem Kampf bis auf's Messer. Frankreich nimmt diesen Kampf an und zählt auf alle seine Kinder. Gambetta.

Aber purpurroth war auch ein kaiserlicher Sammetmantel, der wirklich oder ideell am 18. Januar 1871 noch in alten Tagen die Schultern eines edlen Königs umhüllen sollte, der in Demuth, der Hölle zum Trotz, sich zu Königsberg 1861 Gottes Segen am Altare, zum Heile Preußens und somit Deutschlands in feierlicher Stunde erfleht hatte. Deutschland hatte wieder einen Kaiser! Deutschlands Nacht war vergangen. Hell strahlte die Sonne, der Preußens Aar, vom Fels zum Meer sich schwingend, entgegenflog. Nec soli cedit!

Vom Osten empor stieg glänzend der Stern
Der Deutschen am Himmelsgezelt,
Und staunend verkündet's man nah und fern:
In Deutschland erstanden ein Held!
Weiß schimmernd sein Haupt, von Herzen so mild,
Und eisern der Wille! — Herrliches Bild!
Ganz Deutschland führt er zum heiligen Krieg,
Und wo er wirket, folgt Siegen der Sieg; —
Denn über den Fahnen, sieh! — unerkannt,
In mancher gefährlichen Stunde,
Da waltet sie, segnend, die starke Hand
Des alten Genossen im Bunde. —
Und — Wunder geschehen! — Es schweiget der Witz!
Ein Reich wird geboren im Donner und Blitz! —

„Welche Wendung durch Gottes Fügung!“ rief schon früher der fromme Kaiser aus, da er wohl des hehren Bildes seiner geliebten Mutter gedachte, der von Napoleon gekränkten Frau, Preußens Königin, der Prophetin Deutschlands, des Ideals der Germania!

Und Deutschlands neuer Kaiser gedenkt auch sogleich seiner Deutschen in Waffen, indem er an jenem hehren Tage folgenden unvergeßlichen Armee-Befehl erließ:

„Mit dem heute für Mich und Mein Haus denkwürdigen Tage, nehme ich im Einverständniß mit allen deutschen Fürsten und unter Zustimmung aller deutschen Völker neben der von mir durch Gottes Gnade vererbten Stellung des Königs von Preußen auch die eines deutschen Kaisers an.

Eure Tapferkeit und Ausdauer in diesem Kriege, für welche ich euch wiederholt meine vollste Anerkennung aussprach, hat das Werk der inneren Einigung Deutschlands beschleunigt, ein Erfolg, den ihr mit Einsetzung eures Blutes und eures Lebens erkämpft habt.

Seid stets eingedenk, daß Tapferkeit und Gehorsam und der Sinn für Ehre und treue Kameradschaft eine Armee groß und siegreich macht.

Erhaltet euch diesen Sinn; dann wird das Vaterland immer wie heute mit Stolz auf euch blicken; ihr werdet immer sein stärkster Arm sein.

H. Q. Versailles, den 18. Januar 1871.

(gez.) Wilhelm.

Achtundzwanzigster Abschnitt.

Finale des Feldzuges.

Inzwischen war ich vom Maire der Republik selbst in das Quartier genommen worden. Er kam auf die Niederlage Bourbaki's zu reden.

„Ach," meinte er, „es hilft nichts, die Partie ist verloren. Wir haben keine Feldherren. Und Ihr habt nicht nur sie, sondern auch Soldaten."

Da machte er, fortfahrend, seinem Herzen Luft und meinte:

„Manches Mal habe ich auf meiner Mairie unweit des Fensters im ersten Stock gestanden und habe mich schier verwundert über die Manneszucht, die bei Ihren Leuten in Fleisch und Blut übergegangen ist. Schon die Art, wie der oft viel ältere Mann als Sie, kerzengerade vor Ihnen steht, und der Respect, der schon aus dem Gesicht des vor Ihnen Stehenden heraus leuchtet, sie haben mir gezeigt, daß Sie andere Truppen, daß Sie auch den Geist der Truppe in der Gewalt haben. Wenn die 60 Männer in Reih und Glied auf dem Apellplatze stehen und Sie kommandiren die Leute bei dem Herannahen des Offiziers, da ist es mir vorgekommen, als ob die 60 Mann nur ein Mann, eine Maschine wären, so gleichzeitig bewegten sich die gleichen Glieder. Man sieht auch, es sind stolze Soldaten."

Eines Tages bat er mich, auf die Mairie zu kommen; er sollte irgend eine größere militärische Requisition erfüllen lassen. „Sergeant!" sagte er mit seiner sonoren Stimme zu mir vertraulich: „die Einwohnerschaft ist politisch in zwei Lager getheilt. Würde ich selbst die etwas harte Requisition ausrufen lassen, dann hätte ich Schwierigkeiten mit dem Einbekommen. Seien Sie so gut und reden Sie die zusammengetrommelte Gemeinde an. Sie werden sehen, wie glatt dann das Geschäft erledigt wird." — Er hatte Recht.

Während er mit mir derartig sprach, deutete er mit dem Finger nach der Straße und rief lebhaft aus: „Le voilà!" Ich schaute hinaus und sah wie einer unserer alten Wehrleute ein kleines Kind an der einen Hand führte und unter dem anderen Arm eine Mulde mit Mehlteig trug, um, gemüthlich dahinschlendernd, diesen

zum Bäcker zu tragen. „N' est-il pas gentil?“ (Ist er nicht artig?)

Frankreich war des Krieges müde. Am 28. Januar schloß Jul. Favre gegen Uebergabe der Forts und Entwaffnung der Truppen einen dreiwöchentlichen Waffenstillstand.

Einige Tage darauf saß ich, ein Glas Bier trinkend, bei einigen Bürgern des Ortes, mit denen ich schon sehr vertraut war. Es war kalt, und schließlich ließ der eine Bürger soviel Tassen Kaffee bringen, als wir Personen am Tische saßen. In dem Augenblick, als die Tassen auf den Tisch gestellt wurden, trat einer der entlassenen Mobilgardisten grüßend ein und setzte sich bescheiden an einen der Tische. Ich erwartete selbstverständlich, daß sie dem armen Kerl eine Tasse Kaffee bestellen würden. Es geschah aber nicht. Indem sie mich nun baten, meinen Kaffee zu trinken, lief mir schier die Galle über, und, aufstehend, lud ich den Mobilgardisten höflichst ein:

„Eh bien, camarade, asseyez-vous donc auprès de nous et prenez une tasse de café!“

Darob allgemeine Freude und verbindlichen Dank des Mobilgardisten. Natürlich hatten es die Bürger nur deshalb nicht gethan, weil sie fürchteten, bei mir anzustoßen.

In dem Hause des Maire, wo es mir gleichfalls sehr gefiel, und wo ich namentlich das kostbarste Fleisch französischer Hühner und Puten, welche in großer Anzahl sein ausgedehntes Gehöft bevölkerten, zu kosten bekam, erschien eines Tages einer unserer Wehrleute und beschwerte sich: in dem Quartier, wo sie sich befänden, wäre ein Schmutz, daß sie sich ekelten zu essen. Ich theilte es dem Maire mit.

„Ach,“ sagte er, „das sind zwei alte Junggesellen, steinreich, aber geizig und schmutzig

bis zum Uebermaß. Dem können wir schnell Abhülfe schaffen. Wir quartieren die Soldaten auf Kosten der Geizhälse in ein Gasthaus am Bahnhofe ein."

Das leuchtete mir ein. Ich ging zunächst zu den alten Kerlen und fand in der That einen Schmutz, der seines Gleichen suchte. Eine schwarze Schmutzkruste lag auf den Tischen, die sich hier in ungezählten Jahren allmälig gebildet haben mußte. Es war etwa 1 Uhr und ich sagte dem holden Zwillingspaar: „Wenn nicht bis heute Abend 6 Uhr alles hier bei Euch sauber und kreideweiß ist, was hier mit Schmutz bedeckt ist, dann werden die 4 Mann noch heute auf Eure Kosten ausquartirt."

Um 6 Uhr kam ich hin, natürlich war es unmöglich gewesen, nur Grund zu schaffen; der Schmutz war in das Holz förmlich eingesickert. Froh waren die Soldaten, froh der lustige Gastwirth, der sie auf 8 Tage in Pflege nahm.

Nach einigen Tagen besuchte ich diese; sie waren seelenvergnügt. Es dunkelte schon. Ich trat in das Honoratioren-Zimmer, wo Bier getrunken wurde und setzte mich an einen Tisch mir bekannter Männer. Da sah ich, daß an einem andern der Tische ein martialischer, sonnenverbrannter Soldat, mit entschlossenen, energischen Zügen saß, die Brust mit Orden geschmückt, ein sogenannter Grognard, ein brummiger Haudegen, den die Bürger mit: „Capitaine" anredeten. An meinem Tische begann bald wie immer über die Tagesereignisse eine lebhafte Unterhaltung. Mein Grognard erzählte murrend alles Mögliche, aber so laut, daß ich seine Absicht merkte: es mich hören zu lassen. Ihn mochte es wohl ärgern, daß die Bürger so vertraulich mit dem „prussien" verkehrten. Gegen den Feind, namentlich,

gegen den unglücklichen, soll man Großmuth walten lassen: ich schwieg deshalb auf alle spitzen Bemerkungen, die ohne persönlich zu beleidigen, allgemein gehalten waren und dahin gingen, daß die Franzosen ganz zu Unrecht verloren hätten, zumal der Krieg ihrerseits so gerecht wie nur einer wäre. Die Zuhörer horchten ihm immer mehr zu, und es schien, als ob sie nun von mir eine Antwort erwarteten.

„Capitaine, pardonnez," wandte ich mich jetzt direct an ihn, „ich bin weder so unhöflich, noch so unverständig, daß ich nicht fühlte, Sie wollen von mir, ohne daß Sie mich direct anreden, Rede und Antwort haben."

Nach dem Satze: „Fest in der Sache, aber freundlich in der Form", ließ ich mich nicht verbittern, sondern widerlegte logisch ihm alle seine, mit vielem Pathos im Brustton voller Ueberzeugung vorgebrachten Herzensergießungen und wies ihm Schritt für Schritt aus der ganzen neueren Geschichte, aus offenkundigen Thatsachen nach, daß nie ein ungerechterer Grund als dieser für einen völkermordenden Krieg vom Zaune gebrochen worden wäre. Wissenschaftlich schien er nicht beschlagen zu sein, und so wurde er, statt überzeugt zu werden, nur immer ärgerlicher, als ich, zum Angriff übergehend, ihn in die Enge trieb mit seinen klingenden Redensarten, und als er auch bemerkte, daß die Leute der Sprache der Wahrheit wohl zugänglich waren. — Ich hatte Dienst und empfahl mich mit höflichem Gruße.

Im Dorfe fing das Fleisch an zu mangeln. Der Maire nannte ein reiches Dorf in der Nähe, das zu liefern hätte, aber es nicht thäte. Mit etwa 8 Mann ging ich denn nach Rindvieh, auf „K u h r a u b." Der Ort lag etwa eine deutsche Meile, 7,5 Kilometer, entfernt. Das Dorf wurde zunächst an den beiden Ausgängen mit

je einem Doppelposten besetzt. Von den 4 anderen Wehrleuten begleitet, wandte ich mich nach der Mairie. Der Maire war fort.

„Wo ist er?“ fragte ich den Nächststehenden.

„Weiß nicht“ tönt es zurück.

„Wo ist der Schulmeister?“

„In der Schule.“

„Komm mit und zeige sie mir.“

Der Schulmeister unterrichtete gerade eine große Kinderschar. Ich nahm ihnen den baarhäuptigen Meister weg.

„Monsieur,“ redete ich ihn an, „der Maire ist nicht zu finden; wenn er nicht bald zur Stelle kommt, wird es schlimm für diesen Ort.“ Der angehende Professor eilte von dannen. Ich kehrte auf den Marktplatz zurück. Dort hatten sich schon eine Menge Einwohner in ihren blauen Kitteln, — zu thun hatten sie ja nichts, — versammelt. Es dauerte gar nicht lange, da kam der Maire, ein Mann in vorgerückten Jahren, mit ergrautem Haar, angestürzt und stellte sich mir zitternd vor. Bajonnet und Schießgewehr haben stets etwas Nervenaufregendes in Feindesland.

„Warum ist die versprochene Kuh nicht geliefert worden?“

„O,“ sagte er, „Monsieur, die Leute folgen mir nicht.“

„So,“ sagte ich, „das ist aber sehr unklug.“

„Messieurs,“ und damit wandte ich mich laut an die versammelte Dorfbewohnerschaft, „Euer Maire klagt, daß ihr nicht gehorcht und nicht die Kuh liefern wollt. Also Ihr gehorcht Eurer eignen Obrigkeit nicht, die es in diesen Kriegszeiten ohnedies schon schwer hat? Das ist nicht schön, und das ist von Euch nicht gut, das ist auch nicht einmal klug. (Ich sah, wie sich ihre Mienen aufhellten.) Das alles hat gar keinen Zweck. Wenn Ihr nicht willig

folget, dann wird Gewalt gebraucht werden. Uns paar Soldaten könnt Ihr sie vielleicht noch weigern, aber Hunderte würden morgen kommen und statt einer Kuh vielleicht Alle und noch Mehres dazu nehmen. Leben muß der Soldat! Was wollt Ihr Krieg, wir haben keinen gewollt. Also — wollt Ihr die Kuh, die fällig ist, liefern und noch eine dazu als Strafe, so erklärt Euch!"

Viele Ausrufe: „vous avez raison".

„Eh bien, dann liefert die Kühe; wir warten eine Stunde."

Ein paar Sprecher traten aus der Menge vor und baten, ihnen bis Abends 6 Uhr Frist zu geben; die Sache sollte erst gehörig berathen, und die Kühe müßten ausgesucht werden. Wir sollten nur ruhig nach Hause gehen, die Kühe würden ganz bestimmt bis 6 Uhr eintreffen. Endlich gewährten wir ihnen die Bitte. — In G. warteten schon die Einwohner auf den Straßen, sie hatten ja die Soldaten zu verpflegen. Zu allgemeiner Heiterkeit trafen die beiden Kühe noch vor 6 Uhr ein.

Eines Tages war ein großes Hallo im Dorfe, namentlich die Frauen steckten lächelnd die Köpfe zusammen. Ich war gerade in der Nähe der Wache und sprach mit dem Dorfdoktor. Er erzählte mir nun freilich mit deutlicheren Worten, als ich es hier kann, daß ein Mann im Wahnanfall in den Brunnen gesprungen und sich ersäuft habe, ein Mann, der schon früher viel von sich reden gemacht hätte dadurch, daß er sich selbst zu einem zweiten Abälard in kunstgerechter Operation gemacht hätte. —

Als bemerkenswerth für den Psychologen möchte ich folgendes Vorkommniß berichten. Aus dienstlichen Rücksichten blieb ich eines Nachts auf der Wache. Ermüdet hatte ich mich zur Ruhe, mit dem Kopf auf einen harten Gegenstand, gelegt. Plötzlich wurde ich aus tiefem Schlaf wach gerüttelt und sah meinen Premier vor mir, der mich mancherlei fragen wollte. Mit einem Male fuhr er mich fast unwillig, nachdem ich bereits ein paar Antworten gegeben, mit den Worten an: „Sprechen Sie doch deutsch!" Ich hatte keine Ahnung davon gehabt, daß ich seine — deutschen Fragen unbewußt französisch beantwortet hatte. Da ich den ganzen Tag mit den Einwohnern französisch zu verkehren hatte, war mir die Landessprache, scheint es, zur zweiten Natur geworden.

Wahl der National-Versammlung. Am 12. Februar sollte zu Bordeaux von einer neuen National-Vertretung ein neuer Chef der Regierung gewählt werden. Anfangs Februar fanden auch in unserer „Garnison" die ziemlich ruhig verlaufenden Wahlen statt. Das Volk wollte Frieden, darüber war nur eine Stimme. Die Partie blieb verloren.

Ein Friedensdiner. Der friedliebende General-Steuereinnehmer, bei dem ich zum zweiten Male im Quartier lag, hatte das erste Mal, als ich bei ihm wohnte, für den Fall des Friedensschlusses ein Galadiner in Aussicht gestellt.

Am 26. Februar schloß nun der neu erwählte Chef Frankreichs, Thiers, Frieden, den auch die Nationalversammlung am 1. März bestätigte.

„Leihen Sie mir doch einmal Ihren Martin" redete mich mein Wirth des Morgens an. „Heute Nachmittag findet das versprochene Friedensdiner statt."

Das war denn auch der Fall. Ich war erstaunt über die Auserlesenheit der Gänge; der Keller hatte seine besten Marken gespendet. Aber schier geblendet war ich von dem Glanze des Silbers und der Feinheit der Linnen, die heute die Tafel bedeckten. Diese Schätze waren wegen des Friedens mit Martins Hilfe aus ihrem Versteck hervorgeholt worden, das sich unter künstlichen Tropfsteinformationen, die um einen Springbrunnen herum aufgebaut waren, in einem Keller befunden hatte, zu dem nun der Zugang wieder bloß gelegt worden war.

Ein Galeerensträfling als Meuchelmörder. Am 12. März befand ich mich Abends gerade beim Maire, ruhig am Kaminfeuer plaudernd, als mir die Meldung zuging: „Eine Patrouille überfallen, drei Mann gestochen, einer schon im Sterben!" Ich auf und davon, dem Melder nach. In den dunkeln Straßen sah ich Menschen nach einem Gehöft laufen. Dort stand ein Mann, dem man gerade den Kopf verband. Ich fragte nach den Soldaten und hörte, daß sie auf der Wache wären. Ich ging dorthin, wo ich schon einen Wehrmann jämmerlich gurgeln hörte. Ich holte den Wundarzt von gegenüber. Er untersuchte den Liegenden, aus dessen Brust ein rosettenartiges Bündel von der Größe einer Nelke hervorragte. Die Lunge war durch eine dreikantige Wunde getreten, eine Verblutung fand gurgelnd nach innen statt. Der Aermste, er hatte erst vor wenigen Tagen aus der Heimath die Nachricht erhalten, daß sich seine Familie um ein viertes Glied vermehrt hätte. Die beiden anderen

Mann, auch verwundet, der eine leicht, der andere bedenklich, wurden über den Hergang vernommen.

Sie seien, berichteten sie, im Dunkeln eine Straße lang gegangen, als hinter einer Mauerecke ein Kerl wie eine Katze hervorgesprungen sei und blitzschnell einen nach dem andern der drei Mann angestochen habe. Der Patrouillenführer habe kaum noch Zeit gehabt, mit dem Knopf des umgekehrten Zündnadelgewehrs, den Hinterkopf des Verbrechers einzuschlagen.

„Das war jener verbundene Kerl!" fährt es mir durch den Sinn. „Auf! Zwei Mann mit!"

Der Gesuchte hatte sich aber bereits entfernt. Zurück zur Wache. Generalmarsch wird geblasen, das Dorf umstellt, die Suche beginnt. Hinter der Mairie lag ein von hohen Mauern umschlossenes Nonnen-Kloster mit großem Garten. Nachdem das Dorf nach allen Richtungen ergebnißlos durchsucht worden war, begab ich mich nach dem Kloster. Es war fast 11 Uhr Abends. Ich klingelte. Endlich kam Jemand an die Pforte und eine Frauenstimme fragte: Plait-il? Ich gab den Zweck meines späten Kommens an. Nach einer Rückfrage im Innern wurde ich den Klosterfrauen, worunter ungemein vornehme und liebliche Erscheinungen waren, vorgestellt.

„Entschuldigen Sie, meine Damen, aber meine Pflicht zwingt mich, Sie zu stören: — ein Verbrecher wird gesucht." Darob großes Entsetzen bei den Frauen. Man öffnete uns verschiedene Wirthschafts- und Schulräume u. s. w. Wir gingen durch das Schulzimmer. „Ha! — da ist ja eine Blutpfütze! Der Kerl ist gewiß in der Nähe," rief ich fast jubelnd aus. Die Mauer ward draußen noch dichter umstellt. Da wir die Damen in ihren intimen Verschlägen nicht stören wollten, da ver-

sichert wurde, daß in ihnen der Kerl nicht wäre, verschoben wir weitere Nachforschungen bis auf den grauenden Morgen. Die jungen Damen werden Angst genug noch diese Nacht ausgestanden haben. Die vielen Stallräume innerhalb des Mauerzaunes sollten bei Tageslicht abgesucht werden.

Ich kehrte zurück nach der Mairie, wo wir das Protokoll aufnahmen und Zeugen vernahmen, während der Aermste im Raume unter uns entsetzliche Gurgeltöne des Erstickens hören ließ. Um 6 Uhr Morgens verschied er, und fast zur selben Minute drangen schon aufgeregte Schreie der Wehrleute näher: „Den Kerl haben wir gefunden — auf einem Strohboden! Schier blutleer.“ Die Wehrleute schienen ihn, obwohl es ihnen untersagt worden war, jämmerlich verhauen zu haben. Das kleine Gehirn des durch den Kolbenhieb zerschmetterten Hinterkopfes des Verbrechers lag wieder bloß.

Er wurde untersucht und man fand am Rücken die Brandmale eines Galeerensträflings. Er war erst vor zwei Jahren von der kaiserlichen Polizei, nach Verbüßung seiner Strafe, bei einem Bauer untergebracht worden, um hier ein besseres Leben anzufangen. Die Wehrleute sollen mit einem Mädchen etwas gescherzt haben, auf das auch er ein Auge geworfen hatte. Der Meuchelmörder wurde nach Troyes gebracht und ist dort kriegsgerichtlich erschossen worden. Das ganze Dorf, das ob solchem unerhörten Vorgange in die größte Bestürzung gerathen, schien, der Maire an der Spitze, unglücklich! Sie hatten alle nicht gewußt, daß sie ein solches Scheusal in ihren Mauern bargen.

Die beiden anderen Soldaten wurden wieder hergestellt, aber der arme Wehrmann — blieb todt. Im

Bataillon veranstaltete man eine Sammlung, für die Familie bestimmt, die 200 Thaler ergeben haben soll. Die Leiche wurde feierlich auf dem Kirchhof beerdigt.

Mein letztes Quartier in Frankreich war bei einem Polen, der zur Zeit der verunglückten nationalen Erhebung 1848 sich in Frankreich niedergelassen und hier verheirathet hatte. Unter höflichen Formen erfüllte ihn bitterer Haß gegen uns Preußen, jetzt zumal, da wir mit solchen Siegeserfolgen aus dem Lande ziehen wollten; er war wüthender, als die Franzosen selbst. Wäre noch Kriegszustand gewesen, ich glaube, der Mann wäre verhaftet worden.

Auch allerlei Gestalten in langen, schwarzen Röcken mit Schärpen und Hüten, die, seitwärts aufgekrempelt, vorn und hinten eine Art Kuchenblech bildeten, huschten verstohlen durch das Dorf, um ebenso wieder zu verschwinden, es waren Väter der Gesellschaft Jesu. Waren sie schon wieder geschäftig?

Der Tag des Abschieds, der 23. März, war erschienen. Der Einwohner Gutmüthigkeit hatte der Wehrleute Taschen und Brodbeutel mit Speise und Trank für die Reise versehen. Feine Probemarken in kleinen Fläschchen waren mir an verschiedenen Stellen übergeben worden; leider konnte ich sie nicht alle fortschaffen.

Das Detachement versammelte sich auf dem Appellplatz zum Abmarsch. Fast ein Vierteljahr hatten wir hier geweilt, und es wäre ohne des Verbrechers That kein Mißton in diesen Kreis gefallen. Der Maire, der wohl mit der Gesammtheit der Einwohner sich zum Abschied eingefunden hatte, gab in diesem Sinne laut seinen Gefühlen lebhaften Ausdruck. Ich antwortete etwa Folgendes:

„Es war Krieg und es ist Friede. Wir, und wohl alle Deutschen, sind Freunde des Friedens. Diesmal hatte man uns roh herausgefordert. Der Lenker über uns hat die Sache entschieden. Wir danken ihm. Als feindliche Krieger zogen wir hier ein. Wir haben uns das Unvermeidliche als Christen zu erleichtern gesucht. Wir wollen aber nun in unseren Kreisen daheim dahin wirken, und unsere Söhne und Enkel dahin erziehen, daß die Völker sich gegenseitig achten und vor ungerechten Forderungen zurückschrecken; denn nur Gerechtigkeit erhöhet ein Volk.

Wir sagen den Einwohnern hier unseren herzlichsten Dank für alle Freundlichkeiten, welche sie uns erwiesen haben. Hoch lebe G. und sein weiser Maire. Adieu!"

Wären wir aus unseren heimathlichen Gefilden in die Ferne geschieden, echtere Rührung, und mehr Ergriffenheit hätte es auch hier nicht geben können.

Neunundzwanzigster Abschnitt.

Deutschland und Frankreich.

Und das Ergebniß dieser weltgeschichtlichen Epoche in völkersittlicher Beziehung, heute, nachdem fast ein Vierteljahrhundert seitdem verflossen ist? —

Weinen möchte man, statt hierauf eine Antwort zu geben.

Zwei Völker, mit allem ausgerüstet, was sie befähigte, vereint Gesittung hineinzutragen in alle jene halb oder gar noch nicht civilisirten Völker der Erde, stehen waffenstarrend. Jeden Augenblick bereit, sich entsetzlicher

wie je zuvor, auf Tod und Leben zu bekämpfen. — Völker und Länder, die zum allergrößten Theil einst das mächtige Frankenreich bildeten, die beide noch heute Karl den Großen verehren, lenken ihre Hauptkraft und ihren Witz darauf, immer bessere Zerstörungsmittel zu schaffen. —

Während des Feldzuges hatte ich im Gespräch mit gebildeten Franzosen in den Provinzen vielfach Gelegenheit, diese Punkte zu berühren. Sie selbst beklagten die Unstätigkeit ihrer politischen Verhältnisse, ja ich habe gesehen, daß darüber weißhaarige Männer Thränen vergießen konnten. Gegen das stets im Fieber liegende Paris und dessen centripetalen Einfluß scheint man in den Provinzen gradezu ohnmächtig zu sein.

An der theils feurigen, theils bedächtigen Natur namentlich des Franzosen des östlichen und nördlichen Frankreichs merkt man die Verschmelzung der germanischen und gallischen Naturelle.

Der Franzose ist mäßig und sparsam. Den Weinbauer habe ich des Morgens mit etwas Wein geringer Art und mit trockenem Weißbrot auf den Weinberg gehen und gegen 6 Uhr Abends zurückkommen sehen, um sich aus dem Kaminkessel oder Marmite einen Teller Suppe einschütten zu lassen, in dem allerlei zerschnittenes Gemüse herumschwamm, und das unsere Wehrleute in ihrer derben Weise „Schweinefutter" nannten. Der Bürger verläßt, falls er überhaupt in die Kneipe geht, diese um 6 Uhr und bleibt dann zu Hause. Der Franzose trinkt den doch reichlich vorhandenen Wein mit Wasser vermischt. Fleißig und mit aller Kraft wird in den jüngeren Mannesjahren geschafft, um — als Rentier den Rest des Lebens behaglich zu genießen. Deshalb spielt die französische Staatsrente eine so gewichtige Rolle

und kann in nationalökonomischer Beziehung als ein Werthmesser der Wohlfahrt Frankreichs gelten.

Der Franzose, welcher Partei er auch angehöre, liebt sein Vaterland grenzenlos. Etwas von seinem Nationalstolz könnte uns Deutschen nichts schaden! — Zu welchen Opfern ihn diese Gesinnung befähigt, sehen wir — leider! — an seinem großen Militär-Budget. Die Vorstellung, welche man sich von seiner Sittlichkeit etwa nach Romanen eines Zola bildet, trifft den Kern der Wahrheit nicht, obwohl ich von Potipharen manchmal, von Susannen nie gehört habe. Die Schilderungen eines Tacitus über deutsche Sittsamkeit, scheinen — leider! — heutzutage auch keine volle Anwendung mehr finden zu können. Die geringe Bevölkerungszunahme Frankreichs fällt uns freilich auf, während die große Zunahme Deutschlands das Erstaunen der Franzosen hervorruft.

Der Deutsche ist ein Freund der Familie, der Kinder. Wer in den Quartieren das trauliche Verhältniß unserer Soldaten mit den Einwohnern durch Wochen, ja Monate hindurch hat beobachten können, wird sagen müssen, daß schon die Art und Weise, wie unsere Wehrleute mit den Kindern verkehrten, ihnen das Herz der Eltern gewinnen mußte. Eine Verhetzung wird in die Völker nur künstlich hineingetragen. Die Kinder hingen wie die Kletten an unseren Wehrleuten in Quartieren, wo man länger wohnte. Den Kleinen machten sie Spielzeuge, pfiffen auf Kämmen oder hüpften gar mit ihnen herum, ohne daß man die Sprache der anderen verstand.

In Frankreich haben weder Kirche noch Schule ihre Schuldigkeit gethan. Der Unterricht in den Volksschulen war sehr einseitig, wie ich bei einem Lehrer feststellen konnte. Geschichte und Geographie lagen selbst auf höheren Schulen im Argen. — Hierzu kam, daß die

Erlernung neuerer Sprachen, englisch und deutsch, nur mangelhaft betrieben wurde. Der Umstand, daß die nach Frankreich kommenden Ausländer meist sich des Französischen bedienen, regt die Franzosen nicht zu Anstrengungen an. Während wir Deutsche, die Latein getrieben haben, die Etymologie der Töchtersprachen, wie der französischen, italienischen, spanischen &c., viel leichter verstehen, Sinn und Verwandtschaft und ähnliche Wortformen deshalb viel tiefer und besser erfassen als der Eingeborene ohne Kenntniß der lateinischen Muttersprache: — empfindet der Franzose eine Art Grausen vor des Deutschen gurgelnden Lauten der Kehle und den zischenden der Zunge, wenn, wie es in ihren Witzblättern nur zu oft geschieht, sie sich nicht gar lustig machen über für sie unaussprechliche Worte, wie „Staatsschuldschein", „Zapfpfropfen", „Straußenschweif" u. dgl. Aus dieser Unkenntniß der Sprachen anderer gesitteter Völker ist es zu erklären, daß selbst der gebildete Franzose so wenig über Literatur, Wesen und Einrichtungen der Deutschen, oder doch nur so viel weiß, als die dem Deutschthum meist feindlichen Potenzen ihm zukommen zu lassen für gut befinden.

Was die Reformation allein den Deutschen durch Luthers deutsche Bibel und Katechismus, durch den deutschen Kirchengesang an allgemeiner Volksbildung geleistet hat, — das kann sich Frankreich seit der gewaltsamen Unterdrückung der Reformation Jahrhunderte hindurch als Verlust buchen; denn selbst der Katholizismus in Frankreich steht nicht auf der Höhe des deutschen, der nolens volens schon durch die nachbarliche Wirksamkeit der Reformation zu größerer Vertiefung und zu besserer Einwirkung auf das Volksleben wettkämpfend angespornt wird.

Ein tieferes religiöses Leben ist in Frankreich, selbst auf dem Lande, kaum noch zu bemerken. Die Männer erscheinen gleichgültig für die Kirche, oder sie witzeln über dieselbe, oder sie sind gottesleugnerisch. Die Frauen sind bigott, scheinheilig-fromm, ihnen ist die gewissenhafte Beobachtung äußerer Gebräuche ihrer Religion die Hauptsache geworden. Durch die Ohrenbeichte unter den mächtigen Einfluß des Curé oder wohl gar jesuitisch erzogener Geistlicher gestellt, sind sie die Bindeglieder zwischen den Geistlichen und ihren Männern, die, bei ihrer Höflichkeit und Galanterie gegen Damen, überhaupt ganz unter den Pantoffel gerathen zu sein scheinen. Wie schon oben gesagt, sah ich oft, daß in Geschäften die Frau das Wort führte und der dabeistehende Mann zuhörte.

Während bei fast jedem unserer Bauern Bibel, Gesangbuch, Kalender oder ähnliche Bücher zu finden sind, fand ich bei den von mir besuchten französischen Bauern äußerst selten ein anderes Buch als das Meßgebetbuch.

Das waren etwa die Gedanken, die ich empfand und niederschrieb, als mir, merkwürdig genug, gerade beim Abschluß dieser Arbeit im „Deutschen Wochenblatt" der Aufsatz eines namhaften französischen Schriftstellers, Felix Lacaze, vor Augen kam, worin derselbe die Aussöhnung zwischen Frankreich und Deutschland fordert, und alle einflußreichen und schriftstellerischen Kreise zur Mitarbeit aufruft, und in welchem er bekennt, daß die Uneinigkeit zwischen Deutschland und Frankreich das universale Uebel sei, unter welchem die sozialen Zustände der Gegenwart leiden, und daß eine Aussöhnung sogleich zu einem wirthschaftlichen Aufschwung führen würde. —

Gewiß! Dann mögen aber die Franzosen zunächst unsere Sprache mehr lernen und dadurch die Art,

Einrichtungen und den Charakter der Deutschen besser als durch die blauen Brillen ihrer falschen Darsteller, durch persönlichen Augenschein kennen lernen, und nicht diejenigen Deutschen, die geschäftlich oder zum Studium hinübergehen, aus dem Lande verscheuchen!

Frieden zu schaffen, und deshalb das Vertrauen zu beleben, sollte das Ziel aller Menschenfreunde sein, wenn nicht die Geschichte binnen Kurzem vor einem Chaos stehen soll.

Schon im Jahre 1869 schrieb ich über das Thema: „Die Wichtigkeit des Sprachenstudiums" u. A. Folgendes:

„Man wird aufhören, dem Kriege als einem kräftigen Friedensmittel das Wort zu reden, je mehr sich Nachbaren gegenseitig verständigen und ausplaudern können, je mehr dann Vorurtheil, Argwohn und Haß schwinden und die Erkenntniß wachsen wird, daß, je mehr die Verkehrsadern alle Länder der Erde wie zu einem Körper verbinden, eines Gliedes Leiden der ganze Körper fühlt. Als unabweisliche Pflicht tritt demnach die Forderung an alle Friedensfreunde heran, an einer besseren, allgemeinen Verständigung mitzuarbeiten.

Erst, wenn die Völker ihre hundertjährigen Besitzthümer des äußeren und geistigen Lebens werden austauschen können im freien, durch keine Hetzungen gehinderten, persönlichen Verkehr, wird mit der gegenseitigen Kenntniß die Achtung, das Vertrauen, die Menschenliebe zunehmen. — Sich als ergänzende Theile der Menschheit fühlend, werden die Völker nicht mehr einander verneinen, sondern sie werden einig sein in dem Streben nach dem Besitz der höchsten Güter und — ewiger Wahrheit."

Jener folgenschwere Austausch kann aber nicht kürzer und einfacher vermittelt werden, als durch das lebendige Wort."

Es ist dies ein Ideal! Doch krankt nicht gerade unsere Zeit an dem Mangel an Idealismus, oder soll der Haß etwa unser Ideal bleiben? Wer wollte seinen Enkeln eine so schöne Erbschaft, schon das Gute angestrebt zu haben, vorenthalten durch stumpfe Gleichgültigkeit oder müßiges Hineinstieren in die traurigen Zustände und in die verworrenen Erscheinungen der Gegenwart?

Seien daher die Führer der Völker zunächst einig in gemeinsamer Bekämpfung des Bösen, wo es sich auch finde, und in mächtiger Stützung und Förderung des Guten in Familie Schule, Kirche und Staat, durch Wort und That.

Dreißigster Abschnitt.

Heimkehr.

Nach einem kurzen Marsch stieß unser Zug wieder zu unserer im Nachbarorte befindlichen Compagnie. Dann wurden wir zwar in Viehwagen verpackt, aber fröhlich waren wir doch, denn — es ging ja in die Heimath. Wohl sieben Tage und sieben Nächte brachten wir, etwa 32 Mann stark, in einem Waggon zu. Eine Schlangenbrut kann nicht verwickelter durch einander liegen, als wir lagen, wenn schließlich der Schlaf,

auch die Freude bezwingend, uns zu Boden streckte. Ein Berliner meinte: „Det ihr man euch die Beene nich verwechselt!“ –

Verwundert stierten die französischen Einwohner auf den Bahnhöfen unsere Musikcapelle an, wenn diese, etwa 10 Mann stark, beim Halten des Zuges Weisen wie:

„Von Hamburg gings nach Ritzebüttel“

in die Lüfte schmetterte. Denn eine Capelle hatten wir, wenn auch eine ganz neuer Art! — Statt der Achselstücke und statt der rothen Haarbüschel auf dem Kopfdeckel, trug man einfach über die Ohren gezogene Zipfelmützen französischer Bauern.

Den Zipfeln dieser Mützen hatte man rothe Wollbüschel aufgepflanzt; nur der Kapellmeister hatte, als unterscheidendes Merkmal, ein blaues Büschel. Dieses Musikcorps gab der tönenden Kunst oft Ausdruck in combinirter Janitscharen- und Vokalmusik. Mit Papier überzogene Kämme, Trommeln echter und unechter Art, am Bindfaden gehaltene Ladestöcke mit Schlüsseln geschlagen, Pfeifen, Mundharmonikas und der Mund allein ließen nach Liedermelodien Töne erklingen, die Steine hätten erweichen, Menschen rasend machen können. Musik aber war es, denn die drei Tonhebel: Rhytmus, Fortepiano und Melodie waren ja vertreten.

Während der Fahrt auf heimathlichem Boden empfing uns überall stürmischer Jubel. Wir gehörten mit zu den ersten Truppen, welche aus Frankreich zurückkehrten. Die Pfalz, der ein Vergleich zwischen einst und jetzt nahe gelegen haben mag, that sich namentlich in Gastfreundschaft hervor, so zu Landau, Neustadt und Haardt. Der goldene Wein floß in Strömen.

Mir däuchte, als ob Deutschland ein ganz anderes Aussehen bekommen hätte, nicht bloß auf der Landkarte; es sah kaiserlich vergoldet aus, selbst die Sonne sandte goldene Wellen überall hin. Ein unsägliches Wonnegefühl durchrieselte mich; denn aus Krieg und Elend ging es heim in die neue Hauptstadt des deutschen Reiches, in die neue Residenz eines neuen Kaisers, aber eines Kaisers deutscher Nation.

Am ersten April führte mich die Verbindungsbahn nach derjenigen Straße und in sie hinein, wo ein theures Weib, ein zweijähriger Bube und die vier Monate alte „Kriegstochter" meiner harrten.

Der Zug war sehr lang und — glücklicher Zufall! — als seine Spitze im Stettiner Bahnhof angelangt, hielt, kam der Waggon, der mich acht Tage lang beherbergt hatte, gerade vor meine Wohnung zu stehen, wo mein 2 Jahr alter Kleiner im weißen Schürzchen, freudig an die Fensterscheiben im ersten Stocke klopfend, bald jubelnd hüpfte und sprang, bald ernst sinnend die dunkelgebrannten Krieger betrachtete, nachdem er schon lange Zeit vorher immerzu „die Wacht am Rhein" nach Kindesweise gesungen haben soll. Meine Wehrleute drängten mich, schleunigst hinaufzuspringen, indem sie artig zu sein versprachen. Also hinauf! Schon begrüßen mich freudig die Nachbarn mit dem Ausruf: „Ach wie wohl und dick sehen Sie aus, man kennt Sie ja gar nicht wieder!"

Ich bin schon oben; und in einem schneeweißen Steckkissen, von liebenden Mutterhänden entgegengehalten, lächelt mir ein rosiges, sonniges Kindesantlitz mit großen Vergißmeinnichtaugen, wie mich begrüßend, entgegen.

Wonnige Minuten des Wiedersehens folgten! — Zeit

und Raum schienen den Glücklichen nicht mehr zu bestehen. — Der Zug war weitergefahren, ich mußte nachtraben.

Von Berlin fuhren wir bald weiter nach Prenzlau zur Auskleidung.

Der Bahnhof Angermünde ist bald erreicht, hier ist schon theilweise die Heimath meiner Wehrleute. Der Bahnhof ist in einen Laubwaldtempel verwandelt, von ungezählten Blumengewinden durchzogen. Wie in einer babylonischen Verwirrung fluthen die festlich geschmückten Volksmassen durch einander, ehe sie sich auf den haltenden Zug stürzen. Und nun beschreibe einer die Auftritte des Suchens, des Findens, des Wiedersehens, des freudigen Aufeinanderstürzens, des Begrüßens. Ruf- und Kosenamen aller Arten umschwirren meine Ohren: Vater! — Sohn! — Mutterchen! — Karline! — Karl! — Fritz! u. s. w. Wie eine einsame Insel in brandender Fluth der Freude komme ich mir vor; doch ich hatte ja schon von Festfreude gezehrt.

„Gott sei Dank, daß Du gesund nach Hause kehrst, mein lieber Mann, — Vater, — Sohn! — Du bist uns auf's Neue geschenkt!“ so hört man die Herzen sich ergießen in freudigem Ueberschwang der Gefühle.

Das gegenseitige Wiedersehen der durch den Tod Getrennten am großen Auferstehungstage schien hier sich schon schwach abzuspiegeln. Trotz des Reichthums an Speise und Trank wurde des Leibes schier vergessen.

Gleiche Auftritte wiederholten sich in Prenzlau, obwohl wir hier erst spät nach Mitternacht anlangten. Glocken läuten, Böller schießen, Freude und Jubel ringsum, überall! Ich kam zu einem Kaufmann in das Quartier, der, als er erfuhr, daß er den Dichter des Liedes: „An

die deutsche Armee" beherberge, freudig aufjubelte, und manchen Champagnerpfropfen aufknallen ließ.

Noch im Laufe der folgenden Tagesstunden gaben wir unsere Ausrüstung und Montirung ab, und nach einer feierlichen Ansprache, in der wir erfuhren, daß der Commandeur und der Adjutant des Bataillons, zu Ehren desselben zwei ertheilte eiserne Kreuze anlegen würden, zog ein Jeder seine Straße.

Eine ewig denkwürdige Zeit war verrauscht!

Wie ein feierlicher Epilog zum großen weltgeschichtlichen Drama fand im Juni 1871 der Einzug der siegreichen Truppen statt durch das mit glänzender Pracht geschmückte Triumphthor Berlins, durch das Brandenburger Thor, auf einer von allen bildenden Künsten geschmückten Siegesstraße, bei herrlichstem Sonnenwetter, unter dem unbeschreiblichen Jubel des Volkes, umrauscht von den mächtigen Jubelklängen der Glocken, unter dem Donner der Geschütze und den Triumph-Fanfaren der siegreichen Truppen. Selbst die Siegesgöttin auf dem Brandenburger Thor schien ihr wildes Viergespann nicht mehr zügeln zu können. Und allen voran, begleitet von seinen Feldherren, den herrlichen drei Paladinen, jenem unvergeßlichen Dreigestirn: Bismarck, Moltke und Roon:

der erste deutsche Hohenzollern-Kaiser
Wilhelm I.

Ach! und welche wunderbare Morgengabe bringt er dem neu geeinten Vaterlande mit:

Elsaß und Lothringen!

Welche Vergleiche zieht heute die tief erregte Seele des deutschen Volkes zwischen Einst und Jetzt! —

Einst.

Das alte Reich verlor in Drangsalstagen
Der Töchter zwei: Elsaß, Lothringia!
Durch deutsche Lande ging ein wehes Klagen:
„Ist denn kein Retter in der Noth mehr da?
„Wo ist der Kaiser, seine deutschen Heere?
„Wo ist sie, schirmend uns, die starke Hand,
„Daß machtvoll sie den kühnen Räubern wehre,
„Die an sich reißen deutsches Volk und Land?
Vergebens war die Klage, war das Fragen!
Nur immer dunkler ward's im alten Reiche,
Nur selten noch die Hoffnung flackert' auf;
Entlaubet schier erschien die alte Eiche,
Erstorben ihr der frischen Säfte Lauf. —

Jetzt.

Jetzt geht ein Lenzeswehen durch die Aeste,
Ein frisches Treiben regt sich in dem Mark;
Die Eiche grünt, und Deutschland feiert Feste!
Ein neues Reich, gar herrlich und gar stark
Erstand. —
Gewaltig ist sein neuer Kaiser —
Ihm donnern Hurrahs und Victoria!
Germania hat nun wieder neue Reiser!
Da schauet sie: Elsaß, Lothringia!

1894.

Verrauscht ist die Zeit!
Und viele der Helden
Sie gingen zur Ruh. —
Drum würdig nun seiet
Der Väter, ihr Söhne und Enkel!
Es jenen zu melden,
Die kommen werden nach Euch
Und weiter zu geben
Als Mahnung dieses den Deutschen:

Gilt es wieder: auf die Posten!
Männer Deutschlands, **bleibt** geeint!
Lasset nicht die Schwerter rosten,
Denn es lebt der alte Feind:
Zwietracht, Streit, Parteiengeist
Gern das Einheitsband zerreißt.

Daß nicht theure Todten mahnen:
„Ohne Frucht war blut'ger Streit?
„Wehe! Deutschlands Siegesfahnen
„Führten nicht zu Einigkeit?
Vor der Feinde grinzend Spott —
Hüte uns, Du großer Gott! —

Was die Väter sehnlichst baten,
Gabst du unserem Geschlecht;
Unerhörte Wunderthaten
Schufen Bahn gekränktem Recht;
Und aus allem Volk und Heer
Drang empor dir Preis und Ehr'.

Deutsches Volk, dank deinen Helden,
Hoch Gerechtigkeit dich ehrt! —
Wenn sich Abgrundsmächte melden,
Zücke dein Georgenschwert!
Und wo Krankheit, Armuth, Noth,
Ueb' des Höchsten Lieb'sgebot!

Wende, Herr, von unsrem Reiche
Jenen gift'gen Zwietrachtswurm!
Wurzle fest die deutsche Eiche
Naht sich einst ein grauser Sturm!
Wird es Nacht — mit Gott zur Wacht!
Deutsche Männer, habet Acht! —

Schlußwort.

Als ich mich auf vielseitige Anregung hin entschloß, meine Erlebnisse während eines halben Jahrhunderts zu schreiben, erkannte ich im Fortgange der Arbeit nur zu bald, daß der reichlich vorhandene Stoff den Rahmen eines handlichen Lesebuches weit überschreiten würde, und daher beschränkte ich mich darauf, das vorliegende Werk mit meinen Erlebnissen in der glanzvollsten Zeit deutscher Geschichte abzuschließen.

Sollte jedoch dieses Werk das Interesse eines weiteren Leserkreises sich erwerben können, so behält sich der Verfasser vor — für den Fall, daß Gottes Güte ihm hierfür noch Leben und Gesundheit gewährt — nicht minder merkwürdige Erlebnisse weiterer vierundzwanzig Jahre zu schildern, in denen er folgende Stellungen bekleidete:

1. Bei dem Comité der aus Frankreich ausgewiesenen Deutschen und auf dem Königlichen Staatscommissariat für die ausgewiesenen Preußen (im Königlichen Polizei-Präsidium). 2. Bei der Lebensversicherungsanstalt für die Armee und Marine (im Königlichen Kriegs-Ministerium). 3. Achtzehn Jahre im Amerikanischen Consulatsdienst.

Während ich unter den Tausenden aus Frankreich und seinen Colonien, z. B. Algier, vertriebenen Deutschen eine seltene Auslese von Menschenkindern, wie Pariser Straßen-

kehrer und Courtisanen, geschickte Handwerker und Kaufleute, Künstler und Professoren aller Art, Lehrer und Gouvernanten, persönlich kennen lernte, die in Folge des eisernen Muß oft auf kürzesten Wegen Frankreichs ungastliches Land hatten verlassen müssen und, nach Spanien, Italien, Holland, England vielfach versprengt, von dort zurückkehrten, — hatte ich im Consulatsdienst unaufhörlich Gelegenheit, Racenstudien zu machen bei Negern und Indianern, bei Semiten und Ariern. Auch hatte ich die Ehre, in Person Berühmtheiten zu begrüßen, wie den Gesandten Washburne, der während der Pariser Belagerung deutsche Interessen vertreten hatte; den Gesandten Bayard Taylor, den Uebersetzer von Göthe's Faust; George Bancroft, America's großen Geschichtsschreiber; Stanley, den Afrikaforscher; Ulysses Grant, den Präsidenten der Vereinigten Staaten; von Schlözer, den deutschen Gesandten beim Pabste; die großen Erfinder Edison und Werner von Siemens; den Friedrich Kapp u. s. f.

Also, lieber Leser, hoffentlich

auf Wiedersehen!

Im Verlage der **Liebel'schen Buchhandlung, Berlin,** erschienen ferner:

Zwei Sedanfeste.

Vaterländisches Spiel in drei Aufzügen

von Berthold Roy.

Preis 3 Mk. — 9 Exemplare (für alle Hauptrollen) à Mk. 2,25.

Inhalt: I. **Sedan- und Verlobungsfeier bei Metz** 1870. (Auch für sich aufführbar.) II. **Sedan- und Verlobungsfeier in Berlin** 189 .. (Ebenfalls für sich, oder auch mit III. aufführbar.) III. **Bilder aus Preußens und Deutschlands neuester Geschichte** (1861–1871). **Nationales Festspiel.** (Mit 2 Transparenten.) (Auch ohne I. und II., und **bei allen vaterländischen Festen** aufführbar.)

Erweiterter Auszug aus Vorstehendem.

Bilder aus Preußens und Deutschlands

neuester Geschichte (1861—1871).

Vaterländisches Spiel für Deutschlands Festtage

von Berthold Roy.

Preis 1 Mk. — 5 Exemplare (für die Hauptrollen à 75 Pf.)

Stimmen der Presse über **„Roy, Zwei Sedanfeste"** und **„Bilder aus Preußens und Deutschlands neuester Geschichte".**

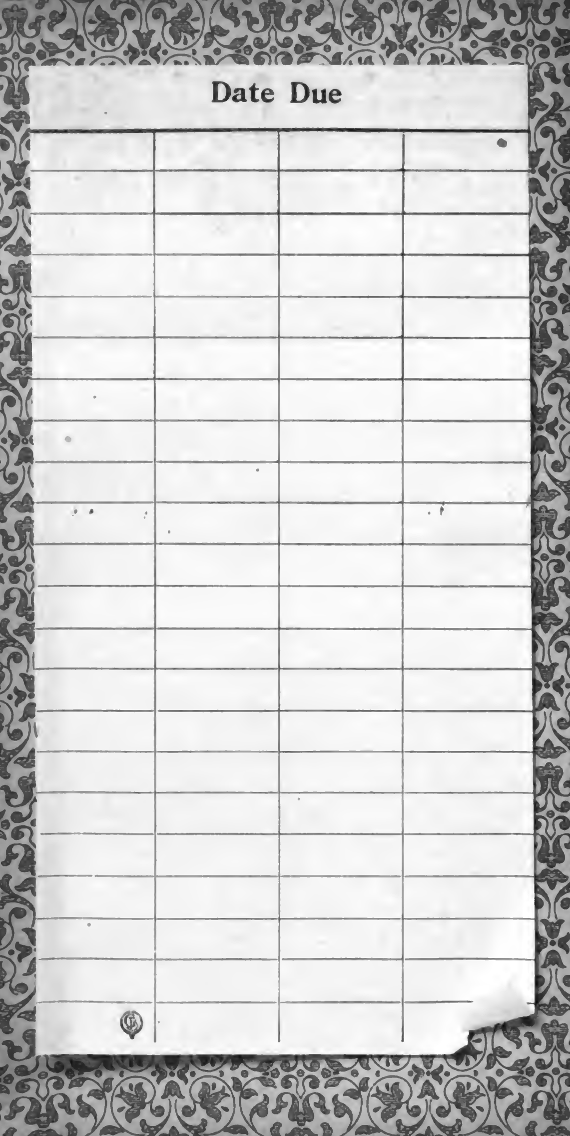
„Das Sedanfest steht vor der Thür, und mancher patriotische Verein, manche Kompagnie schaut fragend nach einer passenden Unterhaltung für den Abend aus. Da kommt gerade noch ein „Vaterländisches Spiel in 3 Aufzügen von Berthold Roy" zurecht, das sich „Zwei Sedanfeste" betitelt. Kriegervereinen u. ä. überläßt der Verfasser das Werk ohne Entgelt zur Aufführung. Für solche dürften sich die drei Aufzüge, von denen sich auch jeder einzeln darstellen läßt, am besten eignen. Denn der Verfasser, selbst ein alter Kombattant von 1870, verfügt über eine überaus drastische und humoristische Redeweise. Die kleinen Dramen sind in Prosa geschrieben und schildern ohne Pathos eine lustige Scene vom 2. September 1870 vor Metz und eine Sedan- und Verlobungsfeier einige zwanzig Jahre später in Berlin. Diese sind dem Verfasser ebenso gut gelungen als das letzte Stück, ein Festspiel mit Transparentbildern „Bilder aus Preußens und Deutschlands neuester Geschichte 1861—1871". **„Schlesische Zeitung".**

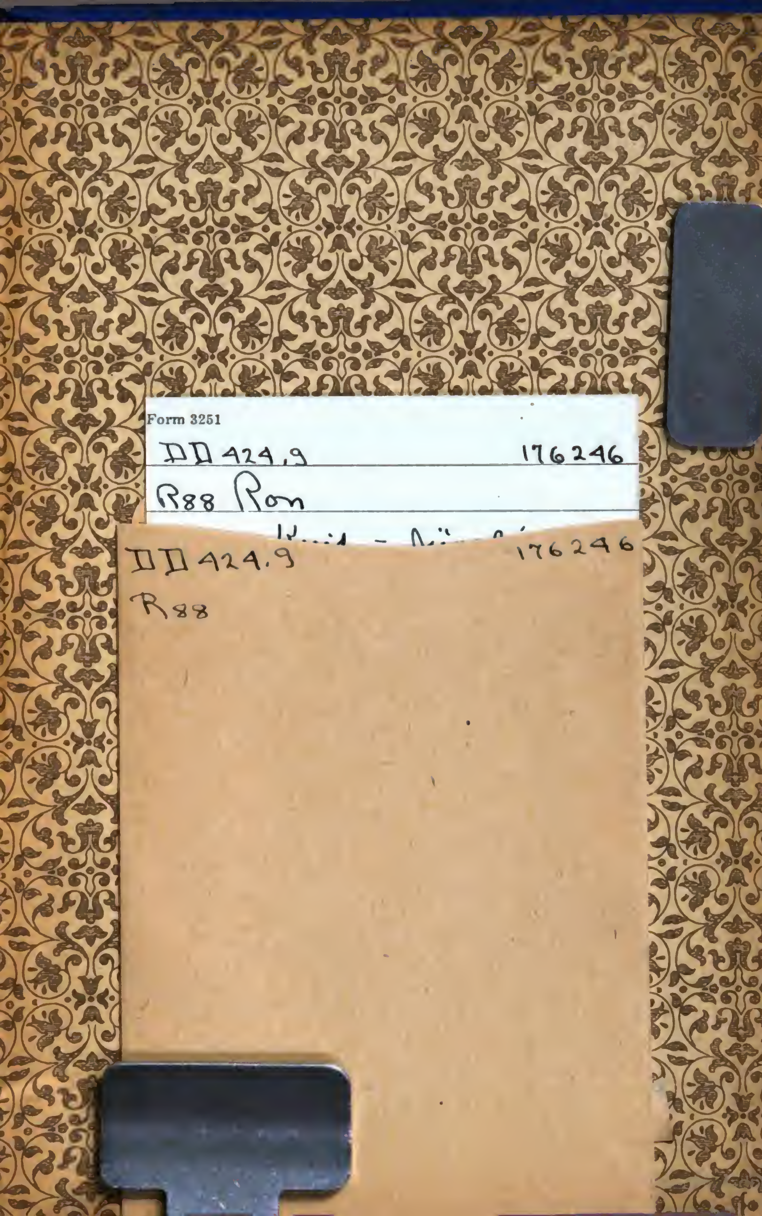
„Der erste Aufzug dieses reizenden volksthümlichen Stückes spielt in der Zeit des 2. September 1870 hinter den Belagerungslinien von Metz; der zweite Aufzug in der Jetztzeit zum 2. September in Berlin. Beide Aufzüge können auch als besondere Stücke jedes für sich aufgeführt werden, ohne an Effekt zu verlieren. Ebenso verhält es sich mit dem dritten Aufzuge: Bilder aus Preußens und Deutschlands neuester Geschichte (1861—1871). Festspiel mit Transparentbildern. Allen patriotischen Vereinen, welche sich ab und zu mit theatralischen Vorstellungen beschäftigen, sind diese „Zwei Sedanfeste" sehr zu empfehlen." **„Deutscher Kriegerbund".**

„Die drei Aufzüge des vor Patriotismus und frischem Humor erfüllten Festspiels bilden jeder ein Ganzes, und sie können einzeln aufgeführt werden. Der erste Aufzug spielt im Feldzuge 1870, der zweite, in welchem zu den Personen des ersten Aufzuges eine jüngere Generation hinzutritt, in Berlin; der dritte enthält eine Reihe patriotischer Bilder aus der Geschichte Preußens und Deutschlands von 1861—1871 und steht nur im losen Zusammenhange mit den vorangehenden."

„Milit.-Zeitung für Reserve- u. Landw.-Offiz."

Druck von A. Klarbaum, Berlin SO. 26.


Date Due




The Ohio State University
3 2435 00317 5395
DD424.9R88
KIND, JUNGLING, MANN 001